P.O.germ. 1067 g

Pfeil

<3660502373001 8

<3660502373001 8

Bayer. Staatsbibliothek

P.O. germ. 1067 a

Die glückliche Insel

oder

Beytrag

zu

des Capitain Cooks

neuesten Entdeckungen

in der Südsee

aus

dem verlohrnen Tagebuch

eines Reisenden.

(Kfrit.)

Leipzig,
bey Christian Gottlieb Hertel,
1781.

314 - C

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Von den Zeiten des alten halb ver-
geßnen Plato an, biß auf das
Jahr 1730. sind die Entwürfe un-
zählbar, welche die menschliche Einbildungs-
kraft hervorgebracht hat um sich nach sol-
chen das vollkommenste Ideal eines blühen-
den Reichs zu schildern. Es kann auch in
der That dem Bewohner der Erde kein

Vorerinnerung.

Wunsch mehr angelegen seyn, als daß die Zeit seiner kurzen Reise durch das Leben in dem einen oder dem andern Winkel des Erdbodens, den er als Bürger und Mensch bewohnt, ihm so sicher, so reitzend, so glücklich dahin fließen möge, als es nur immer möglich ist. Diese Glückseeligkeit hat der Wilde jederzeit in der uneingeschränkten Freyheit, zu thun was ihm gelüstet, der gesittete Erdbürger, in den Vortheilen der bürgerlichen Regierung gesucht, aber weder der eine, noch der andere hat jemals das, was er gesucht hat, ganz gefunden. Gesetzgeber, Philosophen und Romanenschreiber haben von jeher an dem Gebäude eines vollkommenen Staats gebeßert, aber kaum haben sie eine Lücke verschlossen, als wieder eine neue entstand. Dieß wird der Fall seyn, so lange die Welt steht.

Unter

Vorerinnerung.

Unter den Idealen einer vollkommenen Regierung mußte nothwendig dem einen oder dem andern denkenden Kopf, auch der Gedanke einfallen: Was für ein Bild würde ein Volk darstellen, das, dem größten Theil nach, aus ächten Christen bestünde, dessen ganze Staatsverfassung sich auf ächte Christus-Religion gründete? Nach was für Grundlinien würde die Regierung dieses Volks gezeichnet seyn müssen? Würde es Glück oder Unglück seyn unter diesem Volke zu leben?

Ob ein solches Volk jemals existiren wird? dieß thut eigentlich nichts zur Sache. Genug die Möglichkeit seiner Existenz würde doch nie geleugnet werden können. Wenn indessen der Einfluß der Religion, welche Christus stiftete, so allgemein wohlthätig

auf das ganze menschliche Geschlecht ist, als er der Natur der Sache nach seyn soll und seyn muß, so muß die Existenz dieses Volks dermaleinst nicht bloß möglich, sie muß wirklich vorhanden seyn, und jeder warme Menschenfreund muß wünschen, daß der Zeitpunct in welchem ein solches Volk wirklich in der Geschichte aufgeführt wird, so wenig entfernt seyn möge, als möglich. Bisher war das Bild dieses Volks bloß süßer Traum, auch die Jüdische Nation hat es nie realisirt, war auch dieß, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, zu thun, nicht fähig.

Aber hat der Staatskluge nicht schon längst entschieden, daß ein Volk, so aus guten Christen bestünde ein elendes Volk seyn, daß es sich nie über das mittelmäßige empor heben würde? Entschieden hat er es, aber

mit Grund? Ueberhaupt, läßt sich, ohne fest bestimmten Begriff, was man unter einem guten Christen, ob einen Dummkopf, oder einen Mann von Verstand, was man unter armseeligen, mittelmäßigen, und blühenden Staat versteht, hier nichts entscheiden.

Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift, hat sich auch in seinen unbeschäftigten Stunden dem süßen Traum überlassen, was für ein glückliches Leben er unter einem Volk führen würde, dessen vornehmste Triebfeder aller Handlungen, Liebe zu Gott und Hang zur ächten Religion wäre. Ob er gut oder schlecht geträumt hat, bleibt dem Urtheil und Gefühl eines jeden Lesers überlassen. Warum er seinen Traum drucken ließ? Weil er die natürliche Schwachheit hat, daß er seine Träume gern erzählt, und weil es gleichgültig

Vorerinnerung.

ist, ob ein entbehrliches Product des menschlichen Witzes mehr oder weniger gedruckt wird. Wer die Mühe bereut, die er auf die Durchblätterung dieser Schrift verwandte, wird sich bey jeder Frucht unsers empfindsamen Zeitalters, leicht wieder erholen können.

Innhalt.

Inhalt.

Vorerinnerung

Enthält die Absicht und den Plan des ganzen Werks.

Erster Abschnitt.

Wer der Verfasser ist. Seine Reisen. Tragische Geschichte. Feenreich. Menschen aus einer andern Welt. Beschreibung ihres Landes.

Zweyter Abschnitt.

Beytrag zu der Characteristick der Völker.

Dritter Abschnitt.

Etwas im Geschmack der Robinsone.

Vierter Abschnitt.

Gründung eines neuen Staats. Wiederauferweckung der Patriarchen. Neuer Grundsatz des allgemeinen Staatsrechts. Gesetze nicht im Geschmack des Montesquieu.

Betrach-

Inhalt.

Betrachtung über Erziehung und Schulmeister. Aehnlichkeit des Felsenburgischen Staats mit den Europäischen Staaten.

Fünfter Abschnitt.

Hoher Todesfall. Critick der Regierung eines verstorbenen Regenten. Erzählung im Ton unsers empfindsamen Jahrhunderts. Beytrag zur peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Carl V. Gemeinheit der Güter. Beyträge zur Dogmatick und Pastoraltheologie. Consistorialia.

Sechster Abschnitt.

Gährung im Staate. Character eines großen Mannes. Staatsrevolution. Bild guter Gesetzgeber. Ihre Gedanken, von Gesetzen, Religion, Erziehung, Sitten, Handel. Wahrscheinlichkeit des Unmöglichen.

Siebenter Abschnitt.

Wahl eines Fürsten, mit andern Cerimonien, als die im H. R. R. üblichen. Materialien zu einer Huldigungspredigt. Pflichten, die ein Regent, doch nur auf der Insel Felsenburg, unumgänglich beobachten muß. Ackerbau. Industrie. Pädagogick. Abhandlung von dem Einfluß des Beyspiels des Regenten auf sein Volk.

Achter

Inhalt.

Achter Abschnitt.

Von der Kunst der Gesetzgebung. Beytrag zu den neuesten Justitzverbesserungen. Von der Chicane. Etwas Lehrreiches für Richter. Von Juristenfacultäten und Schöppenstühlen. Von Advocaten. Von Sporteln. Rechtsgelahrheit in nuce.

Neunter Abschnitt.

Ausschweifung in die Kirchengeschichte. Hauptgrundsatz für alle vergangene und künftige Concilia. Von der Religionsverbesserung. Albert Julius III. fällt in den Indifferentismus. Lehrmethode auf der Insel Felsenburg, welche schwerlich überall Beyfall finden wird. Aufhebung des Unterschieds inter Clericos et Laicos. Von den geistlichen Einkünften.

Zehnter Abschnitt.

Abhandlung über die Erziehung. Schulclassen auf der Insel Felsenburg. Betrachtung über die Gelehrsamkeit des Landmanns. Von den Felsenburgischen Universitäten. Der Leser wird mit dem schönen Geschlecht auf der Insel bekannt gemacht. Von der Erbsünde.

Etwas

Inhalt.

Etwas leider! sehr Empfindsames über die Europäischen Schulanstalten. Albert Julius III. der Kinderlehrer.

Eilfter Abschnitt.

Finanzeinrichtung, Physiocratisches System, Münze. Geschichte einiger Gentoos. Toleranzpredigt. Ganz besondere und einzige Wahlgeschichte eines Regenten, so lange die Welt steht. Der Tod eines guten Fürsten.

Zwölfter Abschnitt.

Regierung Albert Julius IV. Medicinalwesen, Policey. Armenanstalt. Sittenrichteramt. Todtengerichte. Sonderbare Inschriften auf Leichensteinen. Adel des Verdiensts.

Dreyzehnter Abschnitt.

Militaireinrichtung, bey welcher die Insel nicht von der glänzendsten Seite gezeigt wird. Von der Tapferkeit der Alten und Neuen und ihrer Tactick. Ehegesetze. Rosenfest auf der Insel Felsenburg. Lehrreiche Geschichte einer Kindermörderin. Seltsames Urthel über

Inhalt.

über das von ihr begangene Verbrechen. Gesetze der Gastfreyheit und der Erndten. Von der Insel Kleinfelsenburg.

Vierzehnter Abschnitt.

Einwürfe wider das ganze Werk und ihre Beantwortungen.

Funfzehnter Abschnitt.

Politische Verfassung der Colonie. Allgemeine Grundsätze des Staatsrechts eines jeden Landes. Ihre Anwendung auf das politische System der Insel. Tribunen des Volks. Landescollegia. Noch etwas über die Verminderung der gerichtlichen Instanzen. Medicinalrath. Von der Entbehrlichkeit des geistlichen Gerichts. Noch verschiedene andere Mängel der Felsenburgischen Statistik.

Sechszehnter Abschnitt.

Religionsverfassung der Insel. Geistliches Recht daselbst. Vermehrung der Ketzergeschichte durch eine neue Secte.

cte. Glaubensbekänntniß, welches noch älter ist, als das Nicänische. Definition der ächten Toleranz. Stand der Geistlichen, ihre Wahl, Rechte und Pflichten. Etwas Lehrreiches für angehende Candidaten der Theologie. Paradoxe Liturgie der Insel. Etwas nach der Mode von den Symbolischen Büchern und dem Religionseyd. Anmerkung über die Religion der Insulaner überhaupt. Ihre besondern Feste. Schöpfungsfest. Erndtefest. Todtenfest.

Siebzehnter Abschnitt.

Vorrede, welche zu jeder Erziehungsschrift paßt. Allgemeine Grundsätze der Erziehungskunst überhaupt, und ihre Anwendung. Vocation eines sogenannten Schulmeisters auf der Insel. Vocation eines Schulmeisters im evangelischlutherischen Deutschland. Vergleichung beyder. Verschiedene Denkwürdigkeiten der Insel, welche bey Errichtung guter Schulseminarien zu erwägen seyn würden. Zustand der Gelehrsamkeit daselbst. Mangel der Materialien zu einem gelehrten Felsenburg. Frage, die auch ohne aufgesetzten Preiß beantwortet zu werden verdient.

Achtzehnter Abschnitt.

Die Gesetzverfassung der Insel. Unterscheidende Kennzeichen der Gesetze eines christlichen Volks von den Gesetzen anderer

derer Völker. Eigenheiten der Gesetzverfassung der Insel. Verwerfung des subsidiarischen Rechts und der Observanz. Sprache der Gesetze. Etwas vom Kanzleystyl. Proben der bürgerlichen und peinlichen Gesetze der Insel. Von den Eigenschaften eines guten Criminalrichters. Noch verschiedene Bemerkungen von Verbrechen und Strafen. Von Richtern und Advocaten. Vergleichung der Europäischen und Felsenburgischen Rechtsgelahrheit.

Neunzehnter Abschnitt.

Scheinbare Mängel der Insel. Eingeschränkter Handel, armselige Manufacturen und Fabriken. Vom Verhältniß des Luxus zur Religion. Flor der Oeconomie, Mittel, sie zu befördern. Folgen davon. Simplicität der Finanzeinrichtung der Insel. Classen der verschiedenen Landesabgaben. Ihre Quellen. Von den Felsenburgischen Regalien. Von der Militaireinrichtung daselbst. Verhältniß eines ruhigen christlichen Volks gegen unruhige kriegerische Nachbarn.

Zwanzigster Abschnitt.

Schilderung des Nationalcharacters eines christlichen Volks überhaupt. Menschenliebe, Edelmuth, Freyheits-

Inhalt.

heits- und Vaterlandsliebe; Mäßigkeit; Thätigkeit. Zufriedener Geist. Aufrichtigkeit. Oeffentliche Treu und Glauben. Gedult im Leiden. Gleichgültigkeit gegen den Tod. Beschluß des ganzen Werks, welcher die Abreise des Verfassers von der Insel enthält.

Erster

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erster Abschnitt.

Wer der Verfasser ist? Seine Reisen. Tragische Geschichte; Feenreich. Menschen aus einer andern Welt. Entdeckung ihres Landes.

Ich bin ein Deutscher, ein warmer Liebhaber meines Vaterlandes. Ich habe viel und gern gereißt, weil ich mich nie habe sättigen können, die Welt und ihren Bewohner, den Menschen kennen zu lernen, und in beyden, die Größe und die Güte ihres Schöpfers zu fühlen und zu bewundern. Dieß ist alles, was der Leser von mir zu wissen nöthig hat. Es war zu Ende des Jahres 1774. als mich meine Begierde zu reisen nach Rußland trieb, und also gleich zu der Zeit, als der jetzige Lord Muldgrave, ehemals Capitain Phips, der Welt sein Tagebuch von einer

fruchtlosen Reise zu Entdeckung der Nordwestlichen Durchfahrt, die von ihm auf Veranlassung seiner Nation unternommen worden war, der Welt vorlegte. Rußland war schon längst auf die gemachten Versuche zu Entdeckung dieser Durchfahrt aufmerksam gewesen, und hatte es auch an seinem Theil an dergleichen Versuchen nicht ermangeln lassen. Das Tagebuch des Capitain Phips, nebst den Nachrichten und Anmerkungen des Landvoigt Engels über diesen Gegenstand, machten diese Aufmerksamkeit von neuem rege. Es ward insgeheim ein Schiff zu Fortsetzung dieser Entdeckungen ausgesandt. Mein unermüdeter Trieb zu neuen Bemerkungen über den Menschen und was mit selbigem in Verbindung steht, ward befriediget, da ich die Erlaubniß erhielt, an dieser Reise Theil zu nehmen. Die angelobte Verschwiegenheit verbindet mich von dem Erfolg der gemachten Entdeckungen hier nichts weiter anzuführen. Diese Entdeckungen stehen auch mit der folgenden Geschichte in keiner Verbindung. Ich merke hier bloß an, daß wir den 10ten Jun. 1776. den Kamtschadalischen Hafen St. Paul verließen und nach einer Reise von sechs Monaten, die mit unzählichen Gefährlichkeiten verknüpft war, uns in einem weit wärmern und angenehmern Himmelsstrich befanden, als denjenigen, den wir bey unserer Abfahrt verlassen hatten. Es war den 13. Januar 1777. als wir Land erblickten, und nachdem wir uns demselben genähert hatten, eine Menge ungeheurer Felsen, die eine Insel

sel zu bilden schienen und in einer kleinen Entfernung von dieser eine andere kleinere Insel, die uns durch ihre dunkeln Wälder und grünenden Thäler, eine herrliche Aussicht gab, gewahr wurden. Man sandte Leute ab, das Land zu untersuchen und ich leistete ihnen aus Neubegierde Gesellschaft. Wir erreichten die kleinere Insel in kurzer Zeit, und fanden sie überaus reizend. Wir landeten an einem der schönsten Thäler, das von einem halben Cirkel dicker Waldungen eingeschlossen wurde, und hinter welchen sich in der Ferne ein weit ausgedehntes blauliches Gebürge in die Höhe thürmte. Ein mäßiger heller Bach schlängelte sich aus dem Walde durch die blumenreichsten Wiesen, welche einen balsamischen Geruch von sich dufteten. Der Gesang der Vögel mischte sich in das sanfte Rauschen dieses Silberbachs, und an dem hohen Gestade brachen sich die schäumenden Wellen der See mit unaufhörlichem Getöse, und gaben dadurch dieser anmuthigen Einöde einen Reiz mehr. Nie können sich die Dichter ihr Tempe und Elysium prachtvoller und entzückender geträumt haben. Die Organen meiner Gefährten schienen mit den meinigen nicht auf einen gleichen Grad der Empfindung für die schöne Natur gestimmt zu seyn. Ungerührt durchstrichen sie das schönste Thal von der Welt, und ließen mir nicht Zeit, meiner Empfindung nachzuhängen. Nur mit Mühe drangen wir durch den vor uns liegenden Wald. Aber wie beschreib ich unser Erstaunen, als wir hinter dem Walde, eine unabsehliche mit verschiedenen Getray-

dearten bebauete Ebene vor uns sahen. Die fettesten Triften, auf welchen Ziegen, Schweine, Wild und verschiedene uns unbekannte Thierarten weideten, stießen an die mit Getrayde besäeten Flächen; hinter diesen zog ein großes verpallisadirtes Viereck, in welchem hauptsächlich solche Kräuter und Gewächse, welche zu Erholung kranker Seeleute dienlich sind, gepflanzt waren, unsere Aufmerksamkeit an sich. Das Ganze ward durch den ungeheuren Wald, den wir quer durchkreuzt hatten, das vorgedachte langausgedehnte mit Holz bewachsene Gebürge, und einem Arm der See, welcher die größere Felseninsel von dieser kleinen bezaubernden Insel absonderte, eingeschlossen. An verschiedenen Orten der Ebene waren Tafeln mit folgender Innschrift in portugiesischer und holländischer Sprache auf Pfälen befestiget:

Freunde, die ihr diesen Ort betretet, nehmt von dem Ueberfluße, so euch hier die Natur anbietet, so viel als euch gefällt. Verderbt aber nie dasjenige, was ihr nicht nöthig habt, damit es auch andern Menschen nützlich seyn kann. Seyd ihr gesittet, so werdet ihr diesem Rath folgen. Gebt euch nie die vergebliche Mühe, die Einwohner dieses Landes zu entdecken.

Alles, was wir sahen, vermehrte nur unser Erstaunen. Wir sahen den höchsten Grad der Cultur eines Landes, ohne einen einzigen seiner Einwohner zu erblicken, und ohne etwas wahrzunehmen, welches einer Wohnung derselben ähnlich war.

war. Aus Aschenhaufen, zerbrochenem Geschirr von Thon, aus zurückgelassenen Ackerinstrumenten, ja so gar aus der angefangenen Erndte einiger zu ihrer Reife gekommenen Früchte mußten wir schliessen, daß die Insel bewohnt war, daß die Einwohner gesittet wären und daß sie nur erst kürzlich an verschiedenen Orten beschäftiget gewesen seyn müßten. Gleichwohl sahen wir Niemand. Wir bestiegen den Rücken des vor uns liegenden Gebürges. Dieß Gebürge gieng auf der andern Seite bis zur See hinab und die Wellen spielten an den Fuß desselben an. Man konnte von der Höhe dieses Gebürges fast die ganze Insel übersehen. Sie mochte ohngefähr sechs deutsche Meilen im Umkreiß halten. Der größte Theil bestand aus Wald und Wiesen, ein mäßiger Theil, der zunächst an das Gebürge stieß, schloß verschiedene Fruchtfelder in sich. Auf der nördlichen Seite schränkten die fürchterlichsten Felsen der größern Insel die Aussicht ein. Der Arm der See, der beyde Inseln von einander absonderte, war ohngefähr eine halbe Seemeile breit. Blöckende Heerden Viehes, reifende Früchte, balsamische Auen und Wiesen, sanftrauschende Wälder lagen vor unserm Auge, aber keine vernünftige Creatur war sichtbar. Wir machten ein Geschrey, wir feuerten unser Gewehr ab, aber alles vergeblich. Nur der Widerhall antwortete uns. Meinen Gefährten wurde fast bange, daß sie sich auf einer bezauberten Insel befänden, und ich träumte mich wenigstens in das Land der Feen.

Die immer tiefer sinkende Sonne erinnerte uns, daß es Zeit sey, zu unserm Schiff zurück zu kehren. Wir fanden uns glücklich wieder aus dem Walde und erreichten unser Boot, und unsere beyden Leute, die wir zu Bewahrung desselben zurückgelassen hatten. Sie hatten eben so wenig, als wir, eine menschliche Creatur gesehen. Meine Gefährten waren gesittet genug gewesen, dem auf den aufgehängten Tafeln verzeichneten Rath zu folgen. Sie hatten einiges zahmes und wildes Vieh geschossen, und einen geringen Theil Früchte und Kräuter zu sich genommen, um einen redenden Beweis ihrer Entdeckungen vorlegen zu können. Die Sonne war eben im Begriff unterzugehen. Da der Wind frisch vom Lande wehete, so beschloß der befehlhabende Officier, noch an das Schiff zurückzukehren, und den morgenden Tag mit stärkerer Mannschaft zu Fortsetzung seiner Entdeckungen zurückzukommen. Ich war im Begriff in das Boot zu steigen, als sich auf einmal der Trieb in mir regte, die Nacht auf dem Lande zuzubringen. Der Abend war schön, die See ruhig und ich war des Aufenthalts auf dem Schiffe überdrüßig genug. Ich überlegte, daß ich bey dem anscheinenden gesitteten Character der Einwohner ohnmöglich viel befürchten dürfte, gesetzt auch, daß ich von ihnen entdeckt würde. Ja ich hofte sogar bey meinem nächtlichen Aufenthalte auf dem Lande vielleicht noch nähere Entdeckungen wegen seiner Einwohner machen zu können. Ich that also dem Officier den Vorschlag, wenn sich noch einige freywil-

willig fänden, die Nacht auf dem Lande zuzubringen. Es fanden sich viere von den Schifsleuten, die dieß nächtliche Abendtheuer mit mir theilen wollten. Unsere Kameraden reisten also ohne uns ab, und versprachen Morgen bey früher Tageszeit wieder bey uns zu seyn. Sie waren ein Beweis mehr auf wie wenig Augenblicke der Mensch mit Gewißheit Entwürfe seiner Zukunft machen kann. Kaum waren sie abgefahren, so reuete mich die Verwegenheit meines Entschlusses, und ohne die Schaam, meinen Muth der Spötterey Preiß zu geben, würde ich ihnen Zeichen zu ihrer Zurückkunft gegeben haben. Ich ergab mich endlich in mein Schicksal. Es war die schönste Nacht, die man sich wünschen konnte. Ich sah mich vergeblich nach Spuren von Feuer und Rauch um, welche die Einwohner dieser bezauberten Insel hätten verrathen können. Ermüdet von den Beschwerden des Tages, entschlief ich nach eingenommener Abendmahlzeit, unter dem Gesang der Vögel und dem Rauschen des Bachs, da indessen meine vier Gefährten, wechselsweise die Wache übernahmen. Hätte ich wohl geglaubt, daß ich auf eine so schreckliche Art erweckt werden würde?

Ich mochte bereits verschiedene Stunden geschlafen haben, als mich der wachhabende Mann durch ein fürchterliches Geschrey erweckte. Er zeigte mir in der Gegend, wo unser Schiff, etwan in einer Entfernung von einer Meile vor Anker lag, eine große Flamme. Eh ich mich noch recht ermun-

tern und diesem Feuer nachdenken konnte, hörten wir einen dumpfen Knall und die Flamme wurde auf einige Augenblicke von einer dicken Wolcke bedeckt, brannte aber hernach nur desto heller. Es fiel mir sogleich der Gedanke ein, daß unsere unglückliche Fregatte in Brand gerathen und in die Luft geflogen sey. Unter Furcht und Schrecken erwarteten wir den Anbruch des Tages, um uns von der traurigen Gewißheit unsers Schicksals zu überzeugen. Er erschien und bestätigte meine Muthmaßung. Welch ein grauenvoller Anblick! Das zerstörte Wrak des Schiffs trieb, fast bis auf den Kiel abgebrannt, auf der See, welche weit und breit mit den zerschmetterten Trümmern von Menschen und Schiff bedeckt war, zerstümmelte Körper der Verunglückten warfen die Wellen an das Ufer, aber keine einzige lebende Creatur war wahrzunehmen. Wie könnte ich dasjenige ausdrücken, was ich in diesen Minuten empfand! Schrecken, der mich starr machte, Schmerz über das traurige Schicksal meiner armen Gefährten, Freude über meine Erhaltung, Dank an die Vorsehung die mich so wunderbar gerettet hatte, Furcht, wegen der Zukunft, mischten sich so untereinander daß ich sie fühlte, ohne nur Augenblicke bey einer oder der andern Empfindung stehen bleiben zu können. Meine vier Russen waren weniger von dem Schicksal ihrer Kameraden gerührt, als um ihr eigenes bekümmert. Sie bildeten sich fest ein, daß sie auf eine bezauberte Insel gerathen wären, und daß dieß alles ein Werk des Teufels sey. Nachdem ich mich

von der ersten Bestürzung erhohlt hatte, so begriff ich leicht, daß ich in dem Zustande, in welchem ich mich gegenwärtig befand, eben nicht das schlimmste Looß zu erwarten haben würde. Die Einwohner dieser Insel mußten gesittet seyn, kein Volk das den Ackerbau liebt, ist grausam. Ich konnte mir also eine erträgliche Aufnahme von ihnen versprechen. Ich suchte meinen Gefährten dieß alles so begreiflich zu machen, als möglich war, allein ihr Kopf war mit so vielen Bildern der Hexerey und Zauberey angefüllt, daß sie alle Augenblicke das Opfer davon zu werden fürchteten. Meine hauptsächlichste Sorge war nun, die Bewohner dieser glücklichen Insel auszuspähen. Wir vergaßen indessen die Pflicht nicht, die wir unsern unglücklichen Reisegefährten schuldig waren. Wir waren beschäftigt, ihre an das Land geworfenen, zerstümmelten Körper, so viel uns möglich war, zu sammeln und zu begraben, als wir unvermuthet, einen alten ehrwürdigen Mann, in einer etwas sonderbaren Tracht ohne Waffen auf uns zukommen sahen. In einiger Entfernung von ihm blieben eine ziemliche Anzahl mit Feuergewehr bewafneter Männer, die ihm gleich gekleidet, und mit ihm aus dem Walde gekommen waren, stehen. Natürlich waren wir über diesen Anblick etwas bestürzt. Der Alte gieng ruhig auf uns zu. Er redete mich in holländischer Sprache an: Wir sind Ihre Freunde, und wir kommen, Ihnen allen Beystand, der uns möglich ist, anzubieten. Da ich diese Sprache nicht völlig in meiner Gewalt hatte, so antwortete ich ihm französisch,

und erzählte ihm den Unfall, der uns betroffen hatte. Er belehrte mich, in eben dieser Sprache, die er jedoch nicht so geläufig als die holländische sprach, daß ihm, seit dem ersten Augenblick, da wir den Fuß an das Land setzten, alles bekannt sey, was wir gethan hätten oder was uns wiederfahren wäre. Es fanden sich noch einige andre Einwohner der Insel bey uns ein, die Unterredung wurde allgemeiner, ich bemerkte unter andern, daß sich einer gegen den andern in deutscher Sprache verwunderte, eine Russische Flagge in diesen Gewässern zu sehen. Wie froh war ich, als ich meine Muttersprache hörte! Ich bezeugte meine Verwunderung darüber, allein wie groß war diese, als ich fand, daß die deutsche Sprache die Nationalsprache dieser Insel sey! Alles, was ich sah und hörte, war seltsame Erscheinung. Ich fand eine Colonie deutschen Ursprungs, Leute von dem offenherzigsten menschenfreundlichsten Character. Ihre Gefälligkeit gegen Fremde, war eben so groß, als diejenige, die sie sich unter einander bezeugten. Ihre Sitten waren einfach, höflich, ohne affectirtes Ceremoniel, gleichweit entfernt von dem pöbelhaften, und dem gekünstelten Ton der großen Welt. Was sie sprachen, verrieth ein cultivirtes Volk von nicht gemeinen Kenntnissen, und gleichwohl waren sie durch ihre Tracht, durch ihren ganzen Character von allen bekannten Europäischen Nationen verschieden. Ich bat sie, mir alle diese seltsamen Erscheinungen aufzuklären, und mir zu sagen, zu welchem gesitteten Volke sie gehörten. Wir sind die

glück-

glücklichen Bewohner jenes Steinfelsen, den Sie vor sich sehen, antwortete mir der Alte. Vielleicht haben Sie jemals schon von der Insel Felsenburg gehört. Diese Insel ist dieser Steinfels, welchen wir nicht gegen das blühendste Reich von Europa vertauschen würden. *)

Die Benennung der Insel Felsenburg fiel mir auf. Ich hatte in meiner Jugend, ein Buch unter diesem Namen gelesen, welches aus einem Gemenge abendtheuerlicher Erzählungen und einem gewissen Grad Menschenverstand zusammengesetzt war, und

*) Ich bin dem Leser Rechenschaft zu geben schuldig, warum ich die erste Idee meines Volks und meiner Geschichte, aus einem Buche gezogen habe, welches in unserm Geschmackvollen Zeitalter ausser dem lesebegierigen Meister und seinem Gesellen kaum noch der ehrbare Dorfküster kennen, und lesen wird. Bey allem Abendtheuerlichen, welches dieses Buch enthält, würde ich nicht leicht eine andere Grundlage haben erdichten können, worauf sich das Gebäude meines christlichen Staats aufrichten ließe, als dieses seltsame Buch, dessen Verfasser gewiß mehr Erfindungskraft verräth, als mancher witzige Kopf, der in den Musenalmanachen prangt, enthalten mag. Zugleich ersparte ich mir die Mühe einer neuen Erdichtung, und dem Leser kann es gleich viel seyn, ob die Scene meiner Geschichte auf Felsenburg, Otahiti oder Tscheschian ist. Gnug ich versichere ihn, daß er weder mit Auszügen aus M. Schmelzers Predigten, noch mit Geistererscheinungen, und andern Raritäten, mit welchen meine erste Quelle so reichlich versehen ist, belästiget werden soll.

und jetzt nicht leicht einen Leser von einigem Geschmack reitzen wird, es in die Hand zu nehmen. Ich bezeigte dem Alten meine Befremdung über die Benennung seiner Insel, und gab ihm die Ursache davon an. „Und gleichwohl, war seine Antwort, „ist dieses Land, wo Sie sind, eben die Insel Felsenburg, von welcher dieß Buch handelt. Nur „mit dem Unterschiede, daß nur ein sehr kleiner Theil „von diesem ganzen Buche, die wahre Geschichte „dieser Insel enthält, der Ueberrest aber nichts „als theils abgeschmackte, theils niegeschehene Dinge „in sich begreift. Mit diesen hat der Verfasser, der, ich „weiß nicht auf was für Art einige Nachricht von „der Entstehung unserer Colonie erhalten haben „muß, sein Werk nach dem Geschmack seines Zeitalters, aufzuputzen geglaubt. Sie werden dieß „alles in der Folge, durch die Erfahrung bestätiget „finden.„

Ich befand mich also zu meinem großen Erstaunen auf der Insel Kleinfelsenburg, und sah die eigentliche Insel Felsenburg vor mir liegen. Erstere war freylich anders beschaffen, als sie in dem oben angeführten sonderbaren Buche beschrieben wird. Hier waren weder die Schandseule des Lemelie und des Don Johann, noch der mit grössern Reichthümern als ElDorado angefüllte unterirdische Götzentempel, noch zahme Löwen *) sondern statt dieser

Nari-

*) S. von diesen Seltenheiten die unächte Beschreibung der Insel Felsenburg.

Raritäten, blühende Fluren, lachende Thäler, schattichte Wälder. Meine Leser haben also auch im folgenden weder mehr noch weniger als die wahre Geschichte dieser merkwürdigen Insel mit Nachrichten von ihrer Verfassung, Sitten der Einwohner u. d. gl. zu erwarten. Wenn ich diese Geschichte durch wunderbare Begebenheiten, Kriege, Schlachten, geheime Geschichten des Hofes, Galanterien der Regenten nicht anfüllen, und ihr dadurch den Reiz des Unterhaltenden und Anziehenden geben kann, so ist dieß wirklich nicht meine Schuld, sondern die natürliche Folge von dem Character eines ruhigen ungebrückten Volks, welches in dem harmlosen Stande der Natur, Freyheit und Genügsamkeit der Menschheit nunmehr seit einem Jahrhundert ungestöhrt genossen hat. Aber warum schrieb ich diese Geschichte, da sie so wenig Merkwürdiges darbietet? Weil mir auf dieser Insel vieles merkwürdig vorgekommen ist, das es unsern Geschichtschreibern nicht zu seyn scheint. Jeder betrachtet ein Ding, aus dem Gesichtspunct, der ihm der richtigste deucht.

Unsere Wirthe, die uns so freundschaftlich aufnahmen, hatten uns während unserer Unterredung durch den Wald auf eine angenehme Wiese vor dem langen Gebürge geführt, nachdem sie zuvor die nöthige Anstalt getroffen hatten, so viel Geräthschaften von unserm zertrümmerten Schiffe zu bergen, als möglich war. Hier fanden wir einige Zelte aufgeschlagen, in welchen alles bereit war, was zu

unse-

unserer Erholung und Erquickung dienlich seyn konnte. Wir blieben hier einige Tage, und diese Zeit war hinlänglich für mich, mir das Vertrauen und Zuneigung der Vornehmsten unter meinen Gesellschaftern zu erwerben. Ich fragte nach ihren Wohnungen. „Wir haben hier keinen ordentlichen „Wohnplatz, war ihre Antwort, wir sind nur auf „einige Zeit von der größern Insel zu gewissen Ver„richtungen hierher gekommen, und werden nach „Verfluß derselben von andern Landsleuten wieder „abgelöst. Den Ort, wo wir uns indessen auf„halten, würden Sie ohnerachtet aller Ihrer Mü„he nicht ausspüren können; Jetzt kennen wir Sie „noch nicht genau genug, um Ihnen von allen die„sen Dingen Erläuterungen geben zu können.„ Ich bat um Erlaubniß, ihre größere Insel zu meinem Aufenthalt wählen zu dürfen. Sie versprachen mir dieß, so bald die Einwilligung ihres Altvaters (dieß ist der Name, den sie ihrem Regenten beylegen) erfolgt seyn würde. Wir blieben noch acht Tage auf der kleinern Insel, und ich machte unter dieser Zeit immer mehrere Entdeckungen, welche mich bewogen, diese Insulaner hochzuschätzen. Endlich kam die neue Mannschaft, welche bestimmt war, die bißherigen Bewohner der kleinern Insel abzulösen. Wir fuhren nebst den vier übrigen Russen hinüber nach der größern Insel und landeten an einer großen davorliegenden Sandbank. Nahe an dieser Sandbank stürzte sich ein schäumender Strom über die rauhen Felsen herab, und das Auge sah den fürchterlich schönen Anblick eines ungestümen

Wasser-

Wasserfalls vor sich. Dieser sonderbare Wasserfall hörte auf einmal auf zu rauschen. Wir traten in eine Höhle, und ich stieg mit meinen Begleitern die wunderbarste mit Lampen erleuchtete Felsentreppe durch einen hohlen fast unübersteiglichen Felsen hinauf. Was für ein Anblick, als ich den Fuß aus dem finstern Gange herausetzte! Das fruchtbarste, geseegnetste, mit Städten und Dörfern, abwechselnden Gärten, Getraideflächen, Fruchtbäumen besäete Land, dessen fröhliche und heitere Einwohner, mir durch ihr freundliches Lächeln und Zunicken das Glück ihres Lebens verkündigten, sah ich weit ausgebreitet vor mir liegen. Ein bereitstehender Wagen brachte uns bald zu einer auf dem angenehmsten Hügel liegenden Stadt, und ich hatte noch diesen Tag das Glück einem der würdigsten Regenten eines Volks dem Altvater Albert Julius IV. vorgestellt zu werden.

Der zweyte Abschnitt.

Beytrag zur Charakteristick der Völker.

Ich habe dich gesehen, glückliches Land der Freyheit und Zufriedenheit, wo kein anderer Weg zur Ehre führt, als der Weg der Rechtschaffenheit und Menschenliebe; Land, dessen Einwohner sich als eine einzige Familie, als Kinder eines Vaters ansehen, wo kein einziges Recht der Menschheit unter die Füße des Unterdrückers getreten wird, wo alle Menschen gleich sind, der Reiche und Gros-

se

se nie sich mit dem Schweiß und dem Blute der Niedrigen mästet, wo man keinen Seufzer der Armuth hört, wo jeder Mensch seine Würde kennt und ihr gemäß lebt. Ich habe deine reine Luft geathmet, welche Stolz, Habsucht, Tyranney, Schwelgerey, nie vergiften, und welche durch Genügsamkeit, Fleiß, Dienstfertigkeit, Heiterkeit und Ruhe der Seele immer gesünder und nahrhafter gemacht wird. In dir bin ich überzeugt worden, daß der Mensch bey allem seinem Hang zur Sinnlichkeit nicht mehr Anlage zum Teufel als zum Engel hat, daß diese prächtige Trümmer der Güte und Weißheit ihres Urhebers, bey aller ihrer jetzigen Zerstörung, zu einem herrlichen Gebäude genutzet werden könnten, wenn sie gehörig bearbeitet würde. Du hast mich gelehrt, daß wenigstens größtentheils die Träume des Weisen, der sich einen vollkommnen Staat bildete, Wirklichkeit werden könnten. Ja du läßt mich hoffen, daß diese Träume auch für den größten Theil unserer Erde, nicht ewig! Spiel der Einbildung bleiben werden. Laßt den Saamen, den Religion und Tugend auf unser ödes unfruchtbares Erdreich ausstreuen, so langsam keimen als ihr wollt. Kein Unkraut erstickt ihn, unabläßig breitet er sich aus und verspricht dermaleinst die reichste und gesegnetste Erndte.

Vergieb mir, Freund der Rechtschaffenheit, diesen Ausbruch der Freude, welche der Gedanke, wie hoch der Mensch schon hier in seinem Raupenstande steigen könnte, wenn er wollte, in mir rege gemacht

hat,

hat, und ließ hier in einer einfachen und ungekünstelten Erzählung, die Beschreibung eines Landes, welches mir zu allen diesen Betrachtungen Anlaß gegeben hat.

Die Insel Großfelsenburg enthält ohngefähr zwanzig deutsche Meilen im Durchschnitt und sechzig im Umkreis. Die Natur selbst hat dafür gesorgt, sie von der Verbindung mit allen übrigen Ländern abzusondern. Vielleicht würde sie sich nicht so lange vor dem ansteckenden Gift politischer Krankheiten, die uns verfolgen, haben verwahren können, wenn sie nicht dieser wohlthätigen Natur diese so sonderbare Hülfe zu verdanken hätte. Sie ist ringsherum von rauhen unersteiglichen Felsen umgeben, so, daß sie in der Ferne nichts als einen ungeheuern Felsenklumpen vorstellt; diese Felsenwände verlieren sich nach dem innern Theil der Insel zu, in anmuthige Anhöhen, und nützliche Waldungen. Da sie sehr hoch liegt, so ist ihre Luft rein und gesund, und ihre Witterung gemäßigt. Sie kennt weder die brennende Hitze der mittäglichen Gegenden, noch die strenge Kälte der nördlichen. Der Boden ist fruchtbar, doch so, daß er den Fleiß seiner Bebauer mehr ermuntert und belohnt, als ihn durch allzugroße Fettigkeit schlaff werden läßt.

Der Fleiß der Einwohner hat diesen für seine Pflege so dankbaren Boden so gut zu benutzen gewußt, daß man fast keine Hand breit Land antreffen wird, welches ungebaut liegen geblieben wäre.

Selbst an den unfruchtbaren Anhöhen der Felsen hat die Arbeitsamkeit und die Thätigkeit der Einwohner, Terrassen, die durch Mauern und andere Befestigungen unterstützt werden, und mit allerley Früchten bepflanzt sind, angebracht. Das ganze Land sieht einem großen Lustgarten ähnlich. Der Boden versagt keiner nutzbaren Art von Getraide seine Kräfte, und die öconomischen Kenntnisse seiner Bearbeiter sind theils so beschaffen, theils werden sie so geleitet, daß die Wahl der Früchte jederzeit der Beschaffenheit des Bodens gemäß ist. Die gutthätige Natur hat diesem glücklichen Lande keines von den vorzüglichsten Producten versagt, welche die wahren Bedürfnisse des menschlichen Lebens verlangen. Oehl, Salz, Eisen, Kupfer, nebst verschiedenen andern nützlichen Mineralien, die meisten Getraidearten, Baumwolle, Obst von vielerley Arten, die schmackhaftesten Gartenfrüchte belohnen reichlich die Mühe dererjenigen, so sie zu bauen suchen. Aber alles, was die Pracht, die Weichlichkeit, die Wollust verlangt, scheint in dieser unentweyhten Erdgegend ausgeschlossen zu seyn. Außer den gewöhnlichen Seefischen liefern ihnen eine Menge Bäche, die an dem Fuße der Gebürge entspringen und sich endlich in einen großen See verlieren, die herrlichsten Fische. Hasen, eine Art von Damhirsch, und das Guanico, eine Art von Rehen finden sie in ihren beträchtlichen Waldungen. Nie konnte Haller seine Alpen glücklicher schildern als dieß Land wirklich ist.

Die-

Dieses wahre Eden ist, wie schon gesagt, rings herum von unübersteiglichen Felsen umgeben, welche keinen andern Zugang zu der Insel gestatten, als durch den schon erwähnten Wasserfall. Es ist bekannt, wie der erste Stifter der Colonie zuerst einen Weg über diese Felsen gefunden hat.*) Vielleicht wären für verwegene Bergbewohner noch einige Zugänge möglich. Allein die Vorsicht der Einwohner hat sie theils durch Kunst ganz unwegsam gemacht, theils haben sie durch einige angelegte Bevestigungen alle Fremden gänzlich gehindert, mit Gewalt und ohne ihre Einwilligung einen Eingang in die Insel zu versuchen.

Der Wasserfall, durch welchen es allein möglich ist, in die Insel zu kommen, entstehet aus einem Arme der großen See. Diese See erhält ihr Wasser theils durch die stets zufließenden Bäche, theils, vielleicht am meisten durch unterirrdische Quellen, und theilt sich bey ihrem Ausfluß in zwey große Arme. Der eine stürzt sich über die hohen Felsen hinab, der andere nördlichere hat sich einen unterirrdischen Weg durch die ausgehöhlten Felsenwände gemacht und fällt durch den hohlen Felsengang herunter in das Meer. Die Kunst der Insulaner hat aus diesem Wege des Falles die bequemste Schneckenförmige Treppe gemacht, die man sich denken kann; durch diese allein steigt man zu dieser glücklichen Insel hinauf und sie ist auch hinläng-

*) S Gisanders Fata einiger Seefahrer Th. I. p. 156.

lich, mäßige Lasten hinaufzubringen. Die größern werden durch Krahnwerke und andere Maschinen über die Absätze der Felsen hinaufgewunden. Durch vier angebrachte Schleusen, wird der Strom, so oft es nöthig ist, in zween Arme vertheilt, die sich an beyden Seiten des Canals, über die Felsenklippen herabstürzen, und den Canal selbst zum Durchgang in wenig Minuten trocken lassen. Diese Lage der Insel macht indessen die Communication zur See sehr beschwerlich. Allein zum Glück haben die Insulaner diese Communication nicht sehr nöthig und sehen vielmehr die Beschwerlichkeit derselben als einen Grund ihrer Sicherheit an. Am Fuße der Felsen ist eine Art von Hafen, jedoch von geringer Erheblichkeit angelegt, wo sie einige mäßige Schiffe liegen haben, die sie zu ihren sparsamen Seereisen, nöthig haben.

Ich führe meine Leser über diesen wirthbaren Felsen in den verborgenen Aufenthalt unschuldiger und kunstloser Sitten. Das ganze Land enthält außer dem auf einer anmuthigen Anhöhe gelegenen Sitz ihres Regenten und Altvaters, zehn größere Städte, nach den zehn verschiedenen Stämmen des Volks, nebst einer Menge kleiner Städte und Dorfschaften. Die größern Städte haben ihre Namen, von den ersten Pflanzern und Stammvätern der Colonie erhalten. Eigentlich stellt das Ganze nur eine einzige Stadt vor. Da ihre Sicherheit, bloß von der Unübersteiglichkeit ihrer Felsen abhängt, innerhalb der Insel selbst aber kein Feind dieser Si-

cher-

cherheit zu befürchten ist, so haben sie keine Mauern nöthig gehabt, die bey uns öfterer unsere Thorheiten, als unser Eigenthum verwahren. Kein Haus hängt mit dem andern zusammen, sondern sie sind durch Gärten, Felder, Wiesen von einander abgesondert, so, daß die ganze Insel gleichsam mit Häusern besäet ist und man nicht hundert Schritt geht, ohne ein Haus anzutreffen. Fast würde man keinen Unterschied der Städte und Dörfer bemerken, wenn man nicht aus der Anlage sähe, daß letztere mehr zum Feldbau, erstere aber mehr zu städtischen Gewerben bestimmt wären. Ueberdieß ist es ein Hauptgrundgesetz ihres Staates, daß das Haupteigenthum ihrer verschiedenen Stämme nicht verändert werden darf, und dieß macht eine Unterscheidung der Gränzen eines jeden Ortes nothwendig.

Ihre Häuser sind dem Character der Nation angemessen, alle gleich, und vielleicht nach einer etwas ermüdenden Symmetrie angelegt. Alle haben Bequemlichkeit, Reinlichkeit, Festigkeit, Ordnung, ohne Pracht zum Endzweck, alle sind mit Frucht und Obstgärten, wenigstens einem kleinen Stück Feld und Wiese versehen, und völlig in Europäischem Geschmack gebaut. Nicht leicht habe ich eine angenehmere Aussicht, als von der Wohnung des Regenten gesehen, um welche eine Menge kleiner angenehmer Landhäuser mit ihren Lustgärten zerstreut herumlagen. Regelmäßig angelegte Alleen von Fruchtbäumen verschönerten noch mehr dieß reitzende Ganze.

Ich gehe zu einer allgemeinen Schilderung des Nationalcharacters dieses sonderbaren Volks über. Da sich ihre ganze Verfassung auf eine bloße patriarchalische Regierungsform, die einzige, welche vielleicht, so lange die Welt steht, existirt hat, und auf den großen Grundsatz, welcher in allen wohlbeherrschten Staaten wenigstens mehr eingeschärft werden sollte, auf den Grundsatz gründet, daß alle Einwohner dieses Landes eine einzige große Familie ausmachen, welche unter der Vorsorge ihres allgemeinen Altvaters steht, so concentriren sich die vorz lichsten Züge ihres Characters auf diesen Mittelpunct. Hieraus entsteht ihre allgemein herrschende Menschenliebe und Eifer, sich wechselseitige Gefälligkeiten zu erzeigen. Sie sehen sich alle als Kinder eines Vaters an, und kennen zwischen ihrem Regenten und sich, kein anderes Verhältniß, als das zwischen Vater und Kindern. Die Pflicht also sich zu lieben und zu dienen ist zugleich ihre wichtigste und ihre leichteste. „Chimäre! wird der Philo„soph, der große Kenner des menschlichen Herzens „ausrufen. Wenn hat man je ein Dutzend Men„schen auf einem Erdfleck beysammen leben gesehen, „ohne daß Neid, Zwietracht, Eigennutz die vorzüg„lichsten Ingredienzen ihrer Socialität gewesen wä„ren? Warum will man uns immer Bürger aus „dem Mond schildern.„

Ich kann freylich leyder! nichts darauf antworten, als daß ich meine menschenfreundlichen Bürger, als Nation genommen, nirgends weiter

als

als auf meiner Insel zu finden weiß. Indessen sey es mit Erlaubniß aller tiefsinnigen Ausspäher des menschlichen Herzens gesagt, daß von allen Producten, welche der Erdkreys seit seiner Erschaffung an, herfürgebracht hat, noch keins weniger als der Mensch analysirt und erkannt worden ist. Wer untersteht sich zu sagen: So weit ist er es als Erdbewohner zu bringen fähig und weiter nicht? Entdeckungen in der Physiologie und Psychologie sind von je her die spätesten und seltensten gewesen. Vielleicht wird das Auge nachdenkender Forscher der moralischen Kräfte der Menschen, mehr als Chimäre, wahre Möglichkeit der Sache, sehen, wenn ihnen die Wirkungen der Triebfedern und Hülfsmittel, durch welche der Character dieser Insulaner von den ersten Jahren des Kindes an gebildet wird, in der Folge weitläuftiger wird entwickelt werden.

Völlige Gleichheit der Mitglieder dieses Staats fließt ferner aus dem obenangeführten Hauptgrundsatz ihrer Verfassung. „Kein Mensch unterscheidet sich von dem andern bey seiner Geburt und bey seinem Tod, sagen sie. Sie sind völlig gleich geschaffen.„ Hier weiß man also von keinem Adel, welcher seinen Rang bloß dem Zufall seiner Geburt zu verdanken hat. Es giebt zwar einen gewissen persönlichen Adel, von welchem in dem Folgenden mehr gesagt werden wird. Allein er gründet sich nie auf das bloße Vorrecht der Geburt. Vorzügliche Größe des Verstandes und des Her-

zens ist der Weg, der zu ihm führt, und die Mittel ihn zu erlangen, hindern zugleich die übeln Folgen, welche gemeiniglich mit dem bloßen Familienadel verbunden zu seyn pflegen. Uebrigens ist der Bewohner der Städte und der Landmann sich an Rang völlig gleich. Der, der den Pflug führt, ist eben so geehrt, als der Handwerker oder der Künstler, und vielleicht ist hier das einzige Land, wo man die Verdienste des so oft verkannten Landmanns um den Staat in ihrem wahren Lichte sieht, und die Nutzbarkeit seiner Geschäfte mit der Achtung belohnt, die sie verdient. Allein diese Gleichheit des Standes ist zugleich mit einer genauen Gleichheit der Sitten verbunden. Der Landmann ist hier nie ungesitteter, unwissender, träger, unverfeinerter als der so genannte Bürger. Alles dieß ist das Werk der gleichen Erziehung und ein neuer Beweis, daß man aus dem Menschen, ohne Rücksicht seiner Geburt, machen kann, was man will. Der Landmann ist hier folglich ein eben so guter Gesellschafter, als der civilisirte Bürger.

Freyheit ist das Losungswort aller dieser Insulaner, aber nicht jene Englische oft pöbelhafte Freyheit, welche zur Frechheit ausartet, sondern Freyheit des vernünftigen freygebohrnen Mannes, der seine Würde, als Mensch kennt, alles thut, was er will, weil er nichts verlangt zu thun, als was ihm die Pflicht gegen sich und seine Mitbürger erlaubt. Selbst da, wo ihn die gegebenen Gesetze in willkührlichen Handlungen einschränken, weil es

die

die wahren Bedürfnisse des Staats erfordern, z. E. in der Nationaltracht, dem Eigenthumsrecht, und verschiedener anderer ihm aufgelegten Socialpflichten, fühlt er diesen Zwang nicht. Seine Seele ward von dem ersten Augenblick an, da sie empfinden konnte, an dieses Leitband gewöhnt, und sein Verstand überzeugte ihn in der Folge, daß dieser Zwang für ihn und seine Nebenmenschen Sicherheitsgrund seiner Freyheit war. Uebrigens ist er in allen seinen Handlungen frey. Diese sind nie dem Eigensinn eines despotischen Regenten unterworfen, und nie schien er nur um deswillen geschaffen zu seyn, um das Opfer der Thorheiten, öfterer noch der Laster eines Einzigen zu werden. Selbst wenn er sich vergeht, sind die Strafen, die ihn treffen, Züchtigungen eines Vaters, nie Grausamkeit eines willkührlichen Despotismus, welcher die Grade der Verbrechen nach dem Maßstab des Eigennutzes, der Unwissenheit und des Vorurtheils abmißt.

Ein freyer Mensch, in einem Lande, in welchem er seine Freyheit genießen kann, in welchem er andere Menschen neben sich glücklich und frey sieht und sich darüber freuen kann, daß sie es sind, muß nothwendig Enthusiast für sein Vaterland seyn. Dieser Enthusiastische Patriotismus zeichnet sich auch bey meinen Insulanern aus, wird mit der Muttermilch in sie gepflanzt und durch die Erziehung genährt. Im Grunde scheint mir jeder Patriotismus Einschränkung der allgemeinen Men-

schenliebe zu seyn, und ich glaube nie, daß er allein und unverbunden mit andern bürgerlichen Tugenden, in einem Staat, hauptsächlich aber in einem monarchischen Staat, große Vortheile hervorbringen kann, oder jemals hervorgebracht hat. Indessen in einem armen, oder mittelmäßig reichem Land, wie meine Insel, kann er von vielem Nutzen seyn. Er fesselt die Einwohner an ihr Land, er unterhält das Vorurtheil eines bisweilen eingebildeten Vorzugs. Er hemmt also die Auswanderung oder den Trieb nach fremden Bedürfnissen, dessen Erfüllung dem Lande nachtheilig werden dürfte. Und dieß ist auch hier der Fall. So wahre Vorzüge diese Insel auch für andern Ländern hat, so leicht wäre es möglich, daß diese Vorzüge von den Einwohnern dürften verkannt und gegen das Flittergold der so sehr verfeinerten Europäischen Sitten nach und nach vertauscht werden, wenn nicht das Feuer der Vaterlandsliebe, diese nachtheilige Veränderung verhinderte. Das Thermometer der Vaterlandsliebe von Rom, von Sparta, von allen republikanischen Staaten, wo dieser Trieb jemals geglüht hat, ist mit der aus dem Ueberfluß oder dem Hang zu fremden Bedürfnißen entstandenen falschen Verfeinerung der Sitten jederzeit gefallen, und fällt es einmal, so steigt es nie wieder. Engelland wäre die Ausnahme von der Regel. Allein alsdann müßte zuvor bestimmt werden, erstlich, ob dieß Land überhaupt noch auf dem Punct zu steigen oder zu fallen steht? Ferner, ob auch seine Vaterlandsliebe selbst, noch eben diejenige ist,

die

die sie in den vorigen Zeiten war. Ueberdieß verbreiten sich die Krankheiten der Staaten langsamer als die Krankheiten der Körper, und die ersten scheinen bisweilen noch blühend, wenn der Tod schon in ihrem Eingeweyde wühlt.

In jedem armen oder mäßigreichem Lande ist der Patriotismus stärker als in einem reichen Lande, wo der Ueberfluß herrscht, weil er die wahren oder falschen Bedürfnisse, die dem Lande mangeln, nicht kennt. Die Anwendung dieses Grundsatzes findet auch hier statt. Ich habe bereits bemerkt, daß Felsenburg ein Land ist, welches seine Einwohner hinlänglich ernährt, aber ihnen keinen Ueberfluß verspricht. Hieraus entsteht die Frugalität und Mäßigkeit dieser Insulaner. Sie haben zu ihrer Unterhaltung nichts als die eigenen Producte ihrer Insel, aber sie brauchen und verlangen auch nichts weiter. Der Grundsatz, daß der Luxus die Staaten blühend mache, ist hier gänzlich unbekannt. Zufrieden mit demjenigen, was die wohlthätige Hand der Natur, in ihren einfachsten Geschenken ihnen anbiethet, suchen sie diese Geschenke nie durch die Kunst zu erhöhen. Ihre Tafel, ihre Kleidung, ihre ganze häußliche Einrichtung richtet sich nach den Gesetzen der Mäßigkeit, ohne in Mangel und Armseeligkeit auszuarten. Sie entbehren Gold, Silber, Edelgestein, alle gekünstelte Arten der Wollust und der Schwelgerey, Caffee, ausländische Gewürze, weil der Boden ihres Landes ihnen dieß alles versagt. So sehr auch die geputzte Dame

oder der leckere Herr, diese armen Insulaner bedauern mag, so kann er doch versichert seyn, daß sie sein Bedauern nie verlangen. Sie entbehren nichts als die Kunst sich zu vergiften, oder durch unnütze Pracht sich zu Grunde zu richten. Gesundheit des Körpers und der Seele sind die Belohnung ihrer Mäßigkeit. Man findet in diesem Lande lauter kraftvolle muntere Menschen, und keinen einzigen von den ausgetrockneten Pygmäen, welche unter derjenigen Nation am häufigsten anzutreffen sind, die den Ton des physicalischen und moralischen Geschmacks zu bestimmen sich anmaßt. Selbst jene sanfte Leidenschaft der Seele, die ohne körperlichen Genuß nie ganz befriediget wird, und die aus der Insel Felsenburg eben so wenig verbannt ist, als aus jedem andern Winkel des Erdbodens artet hier nie in grobe erschlaffende Wollust aus. Vielleicht, weil diese Insulaner aus einer andern Masse als der übrige Theil der Menschen gebildet sind? Nein, keinesweges, sondern weil man diesen Wollüsten eine frühzeitige Verheyrathung, als den stärksten Damm entgegen setzt, weil hier Schaam und Sittsamkeit einen der vorzüglichsten Reitze des weiblichen, Bescheidenheit und Anstand der Sitten, Tugend des männlichen Geschlechts ausmachen, weil weder Roman noch Schauspiel das jugendliche Blut erhitzen, und den Kopf des noch unerfahrnen Jünglings und des lüsternen Mädchens mit phantastischen Wünschen und Bildern anfüllen, weil keine verführerischen Beyspiele zur Nachahmung reitzen, und endlich wirkliche Ausschweifung

des

des Lasters durch die strengste Verachtung bestraft wird. Als ächten Nachkommen der alten Deutschen ist ihnen unbefleckte Keuschheit des Ehebettes eine ihrer unverletzlichsten Pflichten.

Mäßigkeit ist die Säugamme und die Ernährerin der Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Es ist fast unmöglich, daß ein mäßiger Mann ein müßiger Mann seyn kann, und in dem ganzen Reiche der Schöpfung ist ein faules und träges Geschöpf das verächtlichste. Von der Pflanze biß zum Geist ist alles zur Wirksamkeit und Thätigkeit geschaffen. Dieß sind unverbrüchliche Grundsätze meiner Insulaner, nach welchen sie leben und handeln. Von ihrer frühesten Jugend werden sie zum Fleiß und zur Thätigkeit gewöhnt, und diese Tugend wird endlich Gewohnheit bey ihnen. Da, aus Ursachen die im Folgenden noch weiter werden berührt werden, es unter ihnen keine so genannte Nabobs geben kan, die sich von ihren Renten oder dem Schweiß und dem Blute ihrer Nebenmenschen mästen, so müssen sie arbeiten, wenn sie leben wollen, und so haben sie ihren blühenden Zustand hauptsächlich ihrem eigenen Fleiß zu danken.

Ein Mensch, der frey denkt und handelt, mäßig lebt und in der Erfüllung seiner Pflicht sein Vergnügen findet, kann nie mürrisch, muß immer heiter, zufrieden mit dem Gegenwärtigen und ruhig wegen der Zukunft seyn, und dieß mag der letzte Zug seyn, den ich in dem Gemählde meiner Insu-

laner

laner auszeichnen will. Sie besitzen diese Heiterkeit in einem so hohen Grad, und ihre Landesverfassung, die ihnen allen Kummer wegen ihrer Unterhaltung benimmt, bevestiget diese Eigenschaft so sehr, daß sie sich biß zu einer Art von Gleichgültigkeit bey allen Schicksalen ihres Lebens erstreckt. Sie sind keiner stürmischen Freuden fähig, aber sie fühlen auch nie den schärfsten Gram der Leiden biß in das Innerste der Seele. „Wir sind Wanderer, „sagte mir ein Insulaner, den ich bey dem Tode „einer geliebten Frau ganz gelassen sah, die wir „auf unserer Reise auf gute und böse Tage gefaßt „seyn müssen. Würden meine Klagen mein Schicksal ändern. Warum soll ich mir die Last noch „schwerer machen, die mich ohnedieß schon drückt?„ Dieß kann keine bloße Folge einer kühlen Betrachtung, noch der bloßen Gewohnheit seyn. Mein Insulaner mußte noch andere Hülfsmittel haben, die ihn unterstützten.

Ihre Empfindungen sind lebhaft, aber nie heftig. Ihr Verstand urtheilt richtig, aber nie ohne kühle Ueberlegung. Sie haben nichts von glänzenden Eigenschaften, aber es mangelt ihnen keine einzige, welche zu einem guten Bürger erfordert wird. Es fehlt ihnen keine einzige der nützlichen Europäischen Künste und Känntnisse, aber sie üben keine, welche bloß die Pracht und die Ueppigkeit zum Gegenstand hat. Es giebt Männer unter ihnen, welchen man den Ruhm einer ächten Gelehrsamkeit nicht absprechen kann. Europa liefert ihnen

noch

noch jährlich die herrlichsten Producte seiner größten Gelehrten. Gewisse Arten von Wissenschaften indessen, welche mehr den Witz, als den Verstand beschäftigen, haben nie großen Fortgang bey ihnen gemacht. Ueberhaupt sieht man aus der Einförmigkeit, die größtentheils in ihrem Character herrscht, daß alle Grundsätze, nach welchen sie handeln in ihrem Erziehungsplan eingewebt, und die Folge der gleichförmigen allgemeinen Erziehung sind, die sie genießen.

Ich gedenke nichts von ihrer Gastfreyheit, ächten Höflichkeit, Aufrichtigkeit und Dienstgefließenheit. Alle diese Tugenden sind nothwendige Folgen der von ihnen schon angegebenen Characterzüge. Ich weiß nicht, ob sie tapfer sind, fast möcht ich zweifeln, aber Tapferkeit ist auch nie Nationaltugend. Sehr oft ist sie das Werk des Zufalls, des Zwangs, des Uebermuths, selbst bißweilen bey rauhen Nationen das Werk der Faulheit, welche lieber raubt und mordet als arbeitet. Ueberdieß bey unserer jetzigen militairischen Verfassung, wie mancher Feiger wird in vier Wochen zum Helden geprügelt! Aber die Ehre, das Phantom des erhabenern Helden? Dankt es dem Glück, ruhige Insulaner, daß euch dieß Phantom noch lange unbekannt bleiben wird!

Ich habe nichts gesagt, in wie weit Religion einigen Einfluß auf meine Insulaner hat. Dieser Punct verdient eine besondere Ausführung. In

der

der Bestimmung ihres Characters läßt er sich nicht einmischen. Sie ist indessen der Grund, auf welchen sich das ganze Gebäude ihres Staates stützt.

Noch zwey Worte über das weibliche, oder artiger zu reden, das schöne Geschlecht meiner Insel. Dieß Geschlecht, welches das Schicksal hat, von den gesitteten Nationen zu hoch, von den ungesitteten zu niedrig, gestellt zu werden, steht hier auf seiner rechten Stuffe, mitten inne zwischen Vergötterung und Geringschätzung. Sie werden hier so behandelt, wie ohngefähr Milton den Adam seine Eve behandeln läßt. Sie sind hier das, was sie eigentlich seyn sollen, erquickende Gefährtinnen des Mannes, den die Beschwerden des Lebens oft ermüden, aber weder Göttinnen, noch Dienerinnen. Was kann ich dafür, wenn mancher männliche Leser, dieß Erquickungsmittel sehr unbegreiflich finden wird?

Sind also meine Insulaner ganz vollkommen? Nie würd ich dieß behaupten. Nicht der vollkommenste, sondern der am wenigsten schlimme Mensch macht den guten Bewohner der Erde aus. Mängel und Unvollkommenheit sind so gut das Loos dieses Volks als der übrigen Sterblichen. Sie bleiben nicht jederzeit ihren Grundsätzen getreu, und ihre Handlungen stimmen sehr oft mit ihren Worten nicht überein. Ein Europäischer Statisticker würde selbst in ihrer eigenthümlichen patriarchalischen Verfassung, und ihrem Erziehungssystem vorzügli-

zügliche Mängel finden. Politik der Völker, Verschlagenheit, Handlungstrieb, Unternehmungsgeist, Heroismus, Hang zum Luxus und dem damit verknüpften Geschmack an einer Menge üppiger glänzender Künste, mangelt ihnen gänzlich. Weder ein Held, noch ein großer Mahler oder Bildhauer, noch ein großer Dichter wird jemals unter ihnen gebohren werden. Ja selbst ein speculativischer Philosoph wäre vielleicht ein seltnes Geschöpf unter ihnen. Wie mittelmäßig würde die Rolle seyn, die sie unter unsern so gesitteten Völkern zu spielen hätten. Sind denn also Menschenliebe, Freyheit, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit, Fleiß, und schlichter Menschenverstand keine allgemeinen Tugenden des Staats, sondern bloß Tugenden des Privatmanns? Würde ein Europäischer Staat, in welchem der herrschende Ton wahre Religion und ächte bürgerliche Tugend wäre, dessen größter Theil seiner Bürger Menschenfreunde und Tugendhafte wären, nicht eben dadurch ein unglücklicher elender Staat seyn, weil ihm die glänzenden Laster der benachbarten Staaten mangelten. Es wäre doch ein trauriger Gedanke für den Freund der Menschheit, wenn es wahr seyn sollte, daß Tugenden, welche eine einzelne Person glücklich und verehrungswerth machen, sehr unzureichende Hülfsmittel sind, das Glück und den Ruhm des Staates überhaupt zu befördern. Die Frage wäre der Auflösung werth: Wie weit kann Religion und Tugend nach der jetzigen politischen Lage der christlichen Staaten einen beträchtlichen Einfluß haben, ein Volk glücklich zu machen?

Und wie weit haben sie, nach dem Unterricht der Geschichte jemals ein Volk wirklich glücklich gemacht?

„Seyd ruhig, wird der lächelnde Staatsmann „sprechen, eure Religion und Tugend, ist nie der „herrschende Ton eines Staats gewesen und wird „es nie werden.„ Sey es indessen mit der Auflösung dieser Frage beschaffen wie es will, genug meine tugendhaften rechtschaffenen Insulaner werden, abgerissen von andern Völkern und umschlossen von ihren Felsen jederzeit ein sehr glückliches Volk seyn, gesetzt, daß sie auch auf Europäischen Boden verpflanzt, minder glücklich seyn sollten. Ich habe nunmehr die Hülfsmittel genauer zu entwickeln, welche angewandt worden sind, die Nation nach der Form zu bilden, nach welcher ich sie wirklich ausgebildet gefunden habe. Religion und Erziehung haben das meiste dabey gethan, der Entwurf selbst aber und die Ausführung desselben, ist das Werk zweyer ihrer verehrungswürdigsten Altväter oder Regenten Albert III. und Albert IV. gewesen; In einem Zeitraum von funfzig Jahren haben sie dieß Volk, nach dem Ideal, das sie sich von dem Glück eines Landes machten, theils neugeschaffen, theils umgegossen. Ich werde ihre ganze Art zu handeln, so erzählen, wie ich sie aus dem Munde Albert IV. selbst gehört habe. Zuvor aber schicke ich einen kleinen Auszug ihrer Geschichte voraus.

Der dritte Abschnitt.

Etwas in dem Geschmacke der Robinsone

Die Geschichte der Felsenburgischen Colonie enthält keine glänzenden Begebenheiten, keine Reihe wichtiger Revolutionen. Und doch biethet sie vielleicht mehr Lehrreiches, mehr Stoff zum Nachdenken für den aufmerksamen Beobachter dar, als die Geschichte des berühmtesten Volkes, welches seine Jahre nach Siegen, die Epochen seiner Dauer nach Eroberungen zählt. Diese Geschichte erzählt bloß den stillen verborgenen Gang einer oder zweyer Regenten, die sich bestrebten ihr kleines unbekanntes Volk nicht auf den Gipfel des höchsten Ruhms, sondern auf den höchsten Gipfel der moralischen Vollkommenheit und Glückseeligkeit zu erheben, den es zu erreichen fähig war. Sollten sie nicht mit mehrerm Rechte ihren Geschichtschreiber verdienen, als so viele gekrönte Zerstöhrer der menschlichen Glückseeligkeit? Sollten ihre gelungene und mislungene Versuche diese Glückseeligkeit zu befördern, nicht eben so bemerkungswürdig seyn, als die Galanterien, die Thorheiten, die Ränke der Höfe, welche die Geschichte mit so herrlichen Anecdoten bereichert haben. Dank sey es dem gereinigten Geschmack unsers Zeitalters, welcher unsere Geschichtschreiber aufmerksam gemacht hat, den Fürsten nicht bloß nach dem Ruhm ihrer Siege und ihrer Eroberungen, sondern nach den Bemühungen, die sie angewandt haben, ihr Land glücklich zu machen, ihren Rang bey der Nachwelt anzuweisen.

Albert Julius, der Stifter und Stammvater der Colonie, war aus einem vornehmen niedersächsischen Geschlechte, dessen wahren Namen er mit einem angenommenen vertauscht hat. Seine Vorfahren hatten an einem der ansehnlichsten der Deutschen Höfe die wichtigsten Stellen versehen, und er selbst hatte die beste Erziehung, die ein junger Mensch von Stande genießen kann, erhalten. Sein Vater ward unglücklich und seine Familie kam in Verfall. Er verließ sein Vaterland, kam nach Engelland, und suchte in Gesellschaft eines Herrn, der aus Engelland ein junges reiches Frauenzimmer entführt, und sie wider den Willen ihres Vaters geheyrathet hatte, sein Glück in den Pflanzungen der Engelländer in Ostindien zu machen. Ihre Reise war unglücklich, sie litten Schifbruch an der Insel, die Albert Julius hernach angebauet hat. Nur er, sein Freund und dessen Gemahlin nebst dem Schifscapitain retteten ihr Leben, auf die grosse Sandbank, die vor der großen Insel lag. Albert Julius fand auf eine sonderbare Art den Eingang in die Insel über die Felsen. Als er einiges Federwildpret zu schießen, die fast unersteiglichen Felsenspitzen hinaufkletterte, entdeckte er von einer derselben die innre Anmuthigkeit dieses Felsenklumpen, theilte diese Entdeckung seinen Gefährten mit, und war nach vielen überstandenen Gefährlichkeiten, mit ihnen so glücklich, einen damals nicht ganz unübersteigbaren Eingang in die Insel zu finden. Die Verunglückten ließen sich daselbst nieder und erhielten einige Zeit ihr Leben auf die kümmerlichste

Art.

Art. Sie vergrößerten ihr Unglück durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaften. Der Schifscapitain begierig nach dem Besitz des geretteten Frauenzimmers ermordete den Gemahl der letztern, und wurde vom Albert Julius, bey einer diesem abgedrungenen Nothwehr wiederum des Lebens beraubt. Die unglückliche Gesellschaft schmolz also auf zwey junge Personen beyderley Geschlechts zusammen, und nichts war natürlicher, als daß diese sich durch die genauesten Bande mit einander vereinigten. Durch die unglaublichsten Bemühungen und die härtesten Arbeiten brachten sie es endlich so weit, daß sie eine sichre Wohnung, zureichende Nahrung und hinlängliche Bekleidung hatten. Einige gerettete Bedürfnisse ihres Schiffes und die Entdeckung einer Höhle, die zur verfallenen und wüßtegewordnen Wohnung einiger Seeleute, die vor ihnen eben so unglücklich als sie gewesen waren, und ihr Leben hier beschlossen hatten, gedient hatte, verschafften ihnen viele Erleichterung ihres Schicksals; So traurig sie auch der Gedanke bey dem ersten Anblick dieser Entdeckung machte, daß auch sie eben dieß Schicksal erwartete, so sehr freueten sie sich über den kleinen verwilderten Garten, den sie bey dieser Wohnung fanden, und der ihnen verschiedene nützliche Sämereyen verschafte, über eine Menge brauchbarer Werkzeuge zu Bearbeitung des Erdbodens, und viele andere ihnen in ihrer gegenwärtigen Lage nöthige und unnöthige Geräthschaften, selbst über eine beträchtliche Summe Geld, Silberbarren und Kleinodien, die von den Verunglückten (Sie fan-

den Nachrichten, daß sie Portugiesen gewesen waren) aus ihrem Schiffe mochten gerettet worden seyn, und die unsern beyden Einsiedlern gegenwärtig nicht den geringsten Vortheil brachten. Ich will meine Leser nicht länger mit Erzählungen Robinsonischer Begebenheiten aufhalten. Ihr Leben war einförmig. Sie arbeiteten, waren gesund, und lebten so ziemlich zufrieden, denn ganz ist es der Mensch doch niemals. Alle Tage wurden sie von den sehr gemeinen Wahrheiten, die ohnerachtet ihrer Allgemeinheit, so wenig beherziget werden, und es doch so sehr verdienen, jemehr und mehr überzeugt: daß der Mensch wenig wahre Bedürfnisse hat, daß diese leicht befriediget werden, und daß die über alles waltende Vorsehung den dringendsten und nothwendigsten, ganz gewiß, und wenn es auf die sonderbarste Art geschehen sollte, zu rechter Zeit abhilft. Uebrigens gieng es auch hier, wie es zu den Zeiten Deucalions und Pyrrha, oder lieber vielmehr Adam und Evens gegangen ist. Mein Paar war fruchtbar und bevölkerte die Insel nach und nach mit fünf Söhnen und drey Töchtern. Diese wuchsen auf, wurden von ihren Eltern fromm und arbeitsam erzogen, standen ihnen in allen Bemühungen treulich bey, und wurden ihnen Freude und Belohnung ihrer Rechtschaffenheit. Ein Zufall vermehrte ihre kleine Colonie. Nach einem fürchterlichen Sturm, wurden sie von ihren Felsen ein Schiff gewahr, welches auf einer Klippe fest saß. Sie waren kühn genug, sich an das Schiff zu wagen, in Hofnung,

daß

daß es ein Mittel zu der Befreyung aus ihrer Einöde seyn würde. Allein zu ihrem Erstaunen fanden sie auf selbigem eilf ausgehungerte Menschen, 7. Manns- und 4. Weibspersonen, welche den Todtengerippen ähnlich sahen. Diese Leute waren ihrer Hülfe bedürftig, und Albert Julius erwartete sie vergeblich von ihnen. Es war der Capitain und Eigenthümer eines Holländischen Schiffes mit seiner Frau, zwey Töchtern, einer Magd und sechs getreuen Freunden. Seine Leute, welche sich von einigen Bösewichtern zur Seeräuberey verleiten liessen, hatten sich wider ihn empört. Sie hatten noch so viel Hochachtung für ihn, daß sie ihn nebst seiner Familie und den ihm zugehörigen Sachen, ingleichen mit einigen Personen, die ihm getreu geblieben waren, auf ein elendes erbeutetes Schiff setzten. Der wenige Proviant, den die Bösewichte ihnen mitgetheilt hatten, war schon längst aufgezehrt, als ihr unbrauchbares löchrichtes Schiff von dem letzten Sturm zu ihrem Glück an die Felsenburgischen Klippen geworfen wurde. Die Frau des Capitains und die eine Mannsperson wurden das Opfer ihrer ausgestandenen Leiden. Sie starben mehr aus Hunger als Gram, die übrigen aber erholten sich durch die gute Begegnung ihrer gastfreyen Wirthe. Die Felsenburger und die Fremden wurden bald Freunde. Sie waren sich an rechtschaffenen Gesinnungen gleich und ihr gemeinschaftliches Unglück befestigte ihre Vereinigung noch mehr. Die Hülfe der neuen Ankömmlinge machte den Zustand der Colonie viel erträglicher als er zuvor war.

Sie vertauschten ihre grünen Hütten und Höhlen, mit einem ziemlich bequemen Hause, sie erweiterten ihren Feldbau und ihren Viehstand an wilden Ziegen, die sie zahm machten, sie genoßen unter sich die Freuden des gesellschaftlichen Umgangs und fast vergaßen sie, daß sie von dem ganzen übrigen menschlichen Geschlecht abgesondert waren. So lebten sie verschiedene Jahre ruhig und zufrieden, und vermehrten unter dieser Zeit ihre Colonie durch verschiedene eheliche Verbindungen der ersten Colonisten und der neuen Einkömmlinge. Indessen wuchsen die übrigen Söhne des Albert Julius, den sie alle als ihren Vater und ihr Oberhaupt ansahen, nach und nach auf, und es fanden sich noch einige junge Mannspersonen auf der Insel, welche zu heyrathen fähig waren. Da wir ihnen nun einmal Weiber geben müssen, wenn wir anders unsere Colonie bevölkern wollen, so wollen wir uns bey der Art und Weise, wie es geschehen ist, nicht lange aufhalten. Der ehrliche gerettete Schifscapitain wird hier Rath schaffen. Die nächste Europäische Besitzung war das Vorgebürge der guten Hofnung. Er kennt daselbst eine redliche Wittwe mit zwey erwachsenen Töchtern und einer noch ärmern jungen Muhme, die in sehr kümmerlichen Umständen leben. Diese würden ihren Aufenthalt sehr gern mit dieser noch halb wüsten Insel vertauschen, wenn sie nur erst glücklich herüber gebracht wären. Allein da unser Schifscapitain die Schiffarth, und sein mit ihm geretteter Schifszimmermann die Schifsbaukunst versteht, auch

Holz

Holz und andere Materialien, zu Erbauung eines mäßigen Schiffes, auf welchem man zur Noth eine Reise von einigen hundert Seemeilen wagen kann, auf der Insel nicht mangeln, so werden diese emsigen Colonisten mit Erbauung ihres Schiffes noch viel eher fertig werden, als es der berühmte Robinson Crusoe mit seinem Kahn ward. Es mag indessen ein Theil von ihnen auf diesem neugezimmerten Schiffe seine Reise antreten, und die Wittwe mit ihrer jungen Familie nebst einer Menge anderer Bedürfnisse, die zur Nothdurft und zur Bequemlichkeit gehören, auf die Insel glücklich zurückbringen. Die jungen Leute mögen sich verheyrathen, und diejenigen, die dieses Glück noch zur Zeit entbehren müssen, sich biß zu einem andern glücklichen Zufall, der ihren Bedürfnissen abhilft, mit der Hofnung, die schon so oft die Zuflucht der Hülfsbedürftigen gewesen ist, trösten. Wir haben hierbey unsere Pflicht gethan, und die Bevölkerung der Insel so getreu erzählt, als es uns möglich gewesen ist.

Sollte etwa einem oder dem andern Leser die spitzfindige Frage einfallen; warum nicht lieber die ganze Colonie, die noch an so vielen nothwendigen Dingen Mangel litte, sich auf das neugebaute Schiff nach den Europäischen Besitzungen und von diesen nach Europa begeben, und ihre Einöde verlassen habe? so dienet ihm zur Nachricht, daß eben diese Frage von mir dem Altvater Albert Julius IV. vorgelegt worden. Seine Antwort dar-

auf war folgende: „Ein Mensch, der das Glück „der Freyheit einmal gekostet hat, wird sich schwer „überwinden, dieß Glück einigen sehr oft eingebil„deten Bequemlichkeiten aufzuopfern. Ueberdieß „waren die meisten Beschwerlichkeiten, welche diese „Insel zu einem sichern und angenehmen Aufent„halt machen konnten, bereits größtentheils über„wunden, und es kostete nur noch einige Anstren„gung und glücklichen Erfolg, um sie vollends ganz „aus dem Weg zu räumen. Die Anbauung der „Insel war ferner das Werk des Fleißes der bis„herigen Colonisten, dem sie ihre besten Jahre auf„geopfert hatten. Dieß hätten sie durch Verlassung „der Insel ganz vernichten müssen, und wer hat so „wenig Eigenliebe für sich selbst, daß ihm die Früch„te seiner Bemühungen gleichgültig seyn sollten? „Ueberdieß, was hatte mein Aeltervater in Euro„pa zu suchen oder zu hoffen? Hatte er diesen Welt„theil doch gleich im Anfang seiner Reise mit „dem festen Vorsatz verlassen, sein Glück außerhalb „den Gränzen desselben zu suchen. Kurz der Auf„enthalt auf dieser fruchtbaren Insel, gefiel den „wenigen Einwohnern sowohl, daß sie beschlossen, „solche nie zu verlassen, sondern vielmehr eine or„dentliche Pflanzung darauf anzulegen. Sie litten „zwar freylich noch an vielerley Bedürfnissen, die „ihnen die Beschwerlichkeiten des Lebens erleichtern „konnten, Mangel, und sie sahen ein, daß sie sol„che nicht leicht anders als aus Europa unmittel„bar erhalten könnten. Die Schwierigkeit war nun, „wie sie den Entwurf, sich solche zu verschaffen aus„führen

„führen sollten. Sie überschlugen die Schätze, die „sie besaßen, und theils von den ältern Portugie„sischen Bewohnern der Insel ererbt, theils von „denjenigen Schiffen, die an den Klippen, mit „welchen ihre Insel umgeben war, verunglückt wa„ren nach einem sehr billigen Strandrecht, gebor„gen hatten. Sie fanden, daß sie hinreichend wa„ren, aus Europa sowohl neue Colonisten zu bes„serer Anbauung der Insel, als eine Menge nützli„cher Sachen, so sie noch entbehren mußten, sich „zu verschaffen. Der Schifscapitain ließ sich mit „einem Sohn des Albert Julius, und so vielen „Reichthümern als er nöthig hatte, nach dem Vor„gebürge der guten Hofnung übersetzen, und gieng „von diesem Ort aus, als Kaufmann nach Hol„land. Hier versah er sich mit allen den Bedürf„nissen, die der Colonie nöthig waren, und es ge„lang ihm noch überdieß, eine Anzahl Personen „beyderley Geschlechts, die ihm redliche rechtschaf„fene Leute zu seyn schienen, zu gewinnen, welche „Lust hatten, sich in den neuen Pflanzungen nie„derzulassen. Er langte mit seiner Ladung glück„lich auf der Insel an, und da diese erste Reise für „die Colonie einen über alle Erwartung glücklichen „Erfolg hatte, so wiederholten die Colonisten die„sen Versuch, durch eine neue Reise nach Europa, „ihre Kräfte zu verstärken, noch einmal, und sie wa„ren hierbey eben so glücklich als das vorigemal.

Ich begnüge mich, meine Colonie glücklich biß zu dem Zeitpunct gebracht zu haben, da sie anfängt

einen

einen kleinen Staat zu formiren, und ich werde auch in den folgenden von denen daselbst vorgefallenen Begebenheiten, keine weiter, als diejenigen anführen, die auf das ganze System ihrer Verfassung einen wichtigen Einfluß gehabt haben, und die Mittel deutlicher entwickeln, durch welche dieses Land seine gegenwärtige Einrichtung erhalten hat.

Der vierte Abschnitt.

Gründung eines neuen Staats. Wiederauferweckung der Patriarchen. Neuer Grundsatz des allgemeinen Staatsrechts. Gesetze nicht im Geschmack des Montesquieu. Betrachtung über Erziehung und Schulmeister. Aehnlichkeit des Felsenburgischen Staats mit den Europäischen Staaten.

Durch die neuen Ankömmlinge aus Europa, und durch die Unterstützungen, die sich die Colonie zu verschaffen gewußt hatte, sahe sie sich in den Stand gesetzt, an Anlegung ordentlicher Wohnungen und Pflanzungen zu arbeiten und verschiedene Profeßionen zu betreiben, die zu ihrer bessern Aufnahme unentbehrlich waren. Allenthalben sahe man Hände, welche sich beschäftigten, Häuser zu erbauen, Gärten anzulegen, Land umzugraben, und die ganze Insel, die noch vor kurzer Zeit eine angenehme Einöde gewesen war, verwandelte sich nach und nach in eine aufblühende Pflanzstadt. Es war nur noch übrig, der Colonie eine allgemeine öffentliche Einrichtung zu geben, damit jeder wüßte,

wüßte, wer zu befehlen und wer zu gehorchen habe. Es fiel Niemanden ein, dem Altvater Albert Julius sein Obereigenthumsrecht über die ganze Insel streitig zu machen, und man überließ es daher bloß seiner Willkühr den Plan zu entwerfen, nach welchem künftig die Regierung der Insel eingerichtet werden sollte.

Albert Julius besaß unter vielen andern schätzbaren Eigenschaften, einen richtigen ausgebreiteten Verstand, einige gelehrte Känntniße, vorzüglich aber eine wahre, wirksame Frömmigkeit. Da er sich oft bey seiner Lebensart, zu der er genöthiget war, mit den Patriarchen der ältesten Zeiten, welche uns die Bibel kennen lehrt, verglich, so bildete er sich auch, ganz, so viel ihm möglich war, nach dem Muster derselben. Nach ihrem Beyspiel richtete er die Erziehung seiner Kinder ein, und sie glückte ihm vollkommen. Nach diesem Patriarchalischen System beschloß er also auch den Plan seiner Regierung zu entwerfen. Er war ein abgesagter Feind aller Unterdrückung und aller eigenmächtigen Beherrschung. Er hatte zu viel von ihr gelitten, als daß ihr bloßer Name ihm nicht schon schreckbar gewesen wäre.

„Es giebt kein anderes Verhältniß zwischen Re„genten und Unterthanen, sprach er oft, als das „Verhältniß zwischen Vater und Kinder. Dieß ist „der Grund aller Oberherrschaft in der Welt. Gott „selbst will sein Recht eines Beherrschers der ganzen

„Welt

„Welt aus keiner andern Quelle, als aus dieser her„geleitet wissen. Liebe und Güte, nicht Furcht und „sklavische Verehrung ist das Band zwischen ihm „und seinen Geschöpfen. Wehe denen Regenten, „die dieß Verhältniß verkennen, und sich des ge„mißbrauchten Namen eines Landesvaters anmas„sen, wenn ihre Handlungen sie mit dem Namen „eines Landverwüsters brandmarken.

„Selbst dieses alte patriarchalische System, ist „die älteste ursprüngliche unverdorbene Regierungs„form, die sich noch einigermaßen unter den einzi„gen nomadischen Arabern erhalten hat. Wenn „sie nicht mehr auf unsere politische Verfassung „paßt, so ist dieß nicht der Fehler der Regierungs„form selbst, sondern theils das Werk unserer Nach„läßigkeit, welche den vorkommenden Mängeln nicht „abgeholfen hat, theils noch mehr die Folge unse„rer immer mehr und mehr, biß zu einer ungeheu„ren Menge zunehmender Laster. Nie ist jemals „in der Geschichte ein Staat, sey er so klein und so „alt als er will, aus dem Vertrag der Unterwür„figkeit und der Vereinigung entsprungen. Dieser „Vertrag der Unterwürfigkeit ist eben sowohl bloßer „Traum der Staatslehrer, als der Hobbesianische „Krieg aller wieder alle. Das Familiensystem ist „die Grundlage aller großen und kleinen Staaten, „die jemals vorhanden gewesen sind, und noch je„mals vorhanden seyn werden.„

„Arm an erworbenen oder angemaßten Eigen„thum, aber auch gleich arm an Bedürfnissen, leb„ten

„ten die ersten Familien als die urältesten Bewoh-
„ner des Erdbodens, zufrieden von dem hinreichen-
„den Genuß der Früchte, die ihnen ihr fruchtbarer
„Wohnplatz ohne viele Bearbeitung anboth. Die
„Frucht des Baums, das ganze Pflanzen und Thier-
„reich gab ihnen überflüßig Speise, der Quell
„löschte ihren Durst, die grüne Hütte schützte sie
„vor dem versengenden Strahl der Sonne, und
„die sichre Höhle vor dem Sturm und dem Unge-
„witter, die Haut des Thiers, die der Mensch um
„sich schlug, kühlte ihn oder erwärmte ihn, so wie
„es nöthig war. Sie sollte das Zeichen der Schaam
„seyn, daß er seine anerschafne Würde verlohren
„hatte, aber nie ein thörichtes Mittel, seine natür-
„liche Schönheit zu erhöhen.

„So wie er aus der Hand seines Gottes, auch
„nach dem erlittenen Verlust seiner moralischen Voll-
„kommenheiten kam, (es ist kein einziger Grund,
„welcher uns, die Schöpfungsgeschichte, so wie
„sie uns die Bibel aus alten Sagen und Nachrich-
„ten vorträgt, zweifelhaft machen könnte) war er
„immer noch verehrungswürdig, durch die Güte
„seines Herzens, und durch die richtige Wahl seines
„Verstandes. Hierdurch war er je vollkommner,
„je näher er seinem ersten Stammvater und An-
„herrn war. Der Gedanke wäre entehrend für die
„Güte und Weißheit des Schöpfers, wenn man
„sich die ersten und ältesten Bewohner der Erde,
„als ganz wilde und ungesittete Geschöpfe denken
„wollte. Der erste Mensch war kein Gelehrter, kein

„Welt-

„Weltweiser, kein großer Künstler, dieß alles sollte „er nicht seyn, denn alle Vollkommenheit seines „Geistes sollte das Werk seines eignen Fleißes blei„ben, aber unterrichtet von Gott selbst, muß er „mehr Güte des Herzens, mehr helldenkenden rich„tigen Verstand als je einer seiner Nachkommen ge„habt haben. Selbst Cain kann nicht der größte „Bösewicht gewesen seyn. Mit diesen Vorzügen „begabt ward er der Vater, der Regent, der Leh„rer seiner Familie, und suchte Käuntniß und Ver„ehrung des Schöpfers unter ihr auszubreiten und „zu erhalten.

„Nicht jeder Stammvater einer Familie war „sorgfältig genug, diese ihm obliegende Pflicht zu „erfüllen, auch nicht jeder Stammvater fand auf„merksame Zuhörer genug, seinen Lehren zu folgen „und durch ihre Befolgung glücklich zu werden. „Die Leidenschaften mischten sich ins Spiel. Die „Habsucht war ohne Zweifel die stärkste unter allen. „Je weiter sich der Mensch von seinem ersten Stamm„vater entfernte, je tiefer fiel er von seiner ursprüng„lichen Vollkommenheit herab, fiel endlich so tief, „daß er sich dem Thier näherte. Nunmehr entstan„den Rotten von Räubern, von wilden, ungesitte„ten Menschen, welche das ruhige Familiensystem „verdrängten, die schwächern unterdrückten und „durch Gewalt andere zwangen ihnen zu gehorchen. „Dieß ist der Ursprung aller Reiche und anders ist „keines entstanden, was auch immer der Philosoph „in dicken Bänden seiner Schriften, von stillschwei„gen-

„genden, oder öffentlichen Verträgen träumen mag. „Es kommt hier auf die Geschichte, nicht auf Hy„pothese an. Fragt die Geschichte der Nomadischen „Araber, der Nordamerikanischen Wilden, der neu„entdeckten Südländer, kurz aller Völker, die noch „in einer Art des Standes der Natur leben, allent„halben werdet ihr dieses ruhige Familiensystem „finden, und es wird so lange dauern, biß Gewalt „und Eroberungssucht es auch dort vertreiben „werden.„

Nach diesen Lieblingsideen suchte daher Albert Julius seine Regierung einzurichten. Die ganze Colonie sollte eine einzige große Familie seyn, wovon er Vater, Regent und Lehrer war. Allein diese Colonie sollte Gesetze haben; da sie aus gesitteten aus christlichen Menschen bestand, so war das blosse Licht der Natur sie zu leiten nicht hinreichend. Auch die wenigsten Europäischen Gesetze würden auf die Verfassung der Colonie gepaßt haben, und da sie zu ihrem Glück bey ihrem ersten Ursprung keinen Rechtsgelehrten unter sich hatte, so waren diese Rechte hier ohnfehlbar auch gänzlich unbekannt. Hier ward Albert Julius durch seine Frömmigkeit selbst zu einem großen Fehler verleitet. Er sah die Bibel als das vollkommenste Buch an, und so sehr er auch Recht hatte, so verkannte er doch den Endzweck, zu welchem die in diesem Buche enthaltenen Schriften der Welt mitgetheilt wurden. Kurz, er glaubte, kein Volk könnte nach vollkommnern Gesetzen, als nach den Gesetzen des Israelitischen Volks

regiert werden. Diese nahm er als allgemeine Regeln und Vorschriften an, und der Schaden, der daraus entstand, war von den nachtheiligsten Folgen für die Colonie.

Er begieng einen andern politischen Irrthum. Die ganze Colonie sollte eine einzige große Familie seyn, alles Eigenthum sollte dahero auch gemeinschaftlich bleiben, kein Glied der Familie sich ein besonderes Eigenthum erwerben können, aber dagegen auch jeder Bürger auf Kosten des Staats verpflegt und ernährt werden. Dieser angenehme Traum der Gemeinschaft der Güter hat schon oft diejenigen, welche sich vollkommene Einrichtungen der Staaten entworfen haben, beschäftiget. Wie viel würde die Menschheit überhaupt dabey gewinnen, und wie viel kläglichen Folgen des Reichthums und der Armuth würde dadurch vorgebeugt werden? Daß diese Gemeinschaft der Güter nicht bloß Chimäre sey, sondern durch weißlich genommene Maasregeln wirklich gemacht werden könne, scheinen die Einrichtungen der verschiedenen Mönchsorden, selbst das Finanzsystem der so genannten mährischen Brüder zu erweisen. Aber sie scheinen es nur zu erweisen, und dieß ist es auch alles. Der ehrliche Klosterbruder, der sich mit magerer Kost begnügen muß, wenn sein Abt und Prior sich von den Schätzen des Klosters mästen, hat an diesen Schätzen eben so wenig Antheil, als der fromme niedrige Bruder zu Herrenhuth an der so genannten Heylandscasse. Eine solche Einrichtung würde

auch

auch einem ganzen Staat eben so wenig vortheilhaft seyn, als einer einzeln Gesellschaft. Thätigkeit und Betriebsamkeit würde dadurch gänzlich erstickt werden, und der Staat würde endlich so viel faule unthätige Geschöpfe zu ernähren haben, daß am Ende die fleißigen Bürger mit den faulen würden verhungern müssen. Keine Leidenschaft ward dem Menschen ohne weise Absicht mitgetheilt. Auch die Begierde nach Eigenthum, der Hang, dieß Eigenthum unermüdet zu vermehren, war ihm nöthig, wenn er glücklich seyn sollte.

Der dritte Hauptfehler, in welchen man bey Gründung dieses neuentstandenen kleinen Staats verfiel, war die Festsetzung eines anzunehmenden Religionssystems. Die Felsenburger hatten das Glück oder das Unglück, gleich bey ihrem ersten Transport aus Europa einen Prediger zu erhalten, der ein eifriges Mitglied der lutherischen Kirche, einer der strengsten Orthodoxen war. Fern sey es von mir an der Sitte unsers jetzigen Zeitalters, welche sich den Namen Orthodoxe zum allgemeinen Ziel ihres Spottes gemacht hat, Antheil zu nehmen. Ich finde wenigstens an den Orthodoxen nicht mehr Blösen, als man etwan an unsern sich immer mehr und mehr ausbreitenden Heterodoxen und Reformatoren wahrnehmen möchte. Allein die strengste Beobachtung der Wahrheit, die dem Geschichtschreiber obliegt, verbindet mich auch, aufrichtig dasjenige anzuführen, was die Geschichte von diesem ersten Kirchenlehrer der Insel aufbehal-

ten hat. Er war ein Mann von finstern, mürrischem Ansehn, der ein heitres Gesicht, eine freudige Mine einem Christen für unanständig hielt. Er predigte seine richtigen zwey Stunden über Geheimnisse, die er und seine Zuhörer nicht verstanden, und wechselte diesen erbaulichen Unterricht, wie er ihn nannte, mit sehr nachdrücklichen Klagen, über die Laster seiner Kirchkinder und mit Verwünschungen und Verdammungen derselben, sehr weißlich ab. Er war auf einer beständigen Jagd, auch die geheimsten Fehler und Vergehungen der Glieder der ihm anvertrauten Gemeinde, auszuspähen, und wehe demjenigen, wider welchen er auf seiner Jagd glücklich war. Den nächsten Sonntag ward er mit so lebendigen Farben abgeschildert, daß die ganze christliche Gemeinde sogleich mit einem Tempo die Augen nach dem armen Sünder wandte. Zugleich ward er mit dem Stab Sanft des gutmüthigen Hirten zu seiner Besserung so fühlbar gezüchtiget, daß ihm die Erinnerung davon unvergeßlich blieb. Er war übrigens von der Theorie seines Systems, so er sich entworfen hatte, so sehr eingenommen, daß er Ehebruch, Diebstahl, Mord und alle übrige Laster, welche die menschliche Gesellschaft zerrütten, nicht für schändlicher hielt, als das Laster der Ketzerey, und dieses Laster der Ketzerey hatte bey ihm einen sehr weitläuftigen Umfang. Die nichts bedeutendste, selbst die abgeschmackteste Cerimonie, so durch das Ansehn der Kirche verehrungswürdig geworden war, war ihm heilig. Nie würde er mit einem Menschen gegessen

haben,

haben, von dem er gewußt hätte, daß er die Nothwendigkeit des Exorcismus leugnete. Durch seine Strenge und durch die Unterstützung des Altvaters Albert Julius führte er die genaueste Pünctlichkeit in Beobachtung aller äußerlichen Gebräuche der Religion auf der ganzen Insel ein, ob gleich im Ganzen genommen, die Insulaner nichts besser waren, als andere Christen. Jeder hieng den Kopf auf die Seite, auf den ihn Mag. Schmelzer, so hieß dieser eifrige Lehrer, hieng, und jeder glaubte daher auch eben so fromm zu seyn, als er. Uebrigens war er ein Mann von untadelhaften Sitten, der es wirklich mit der Religion gut meynte, aber auf eine verkehrte Art. Er hatte die Religion nie von ihrer wohlthätigen, sanftmüthigen Seite kennen lernen. Anstatt daß er sie befördern sollte, war er ihr hinderlich. Da dieser Mann durch seine verschiedenen guten Eigenschaften das ganze Vertrauen des Albert Julius sich erworben hatte, so ward auch nach seinen Meynungen und Vorurtheilen der Lehrbegriff in der Religion auf der Insel fest gesetzt. Er enthielt natürlicher weise das Lutherische System in seinem genauesten Umfang, verbunden mit aller möglichen Intoleranz, die diesem System im Grunde gar nicht eigen ist. Beynahe wäre diese Einrichtung eine Klippe geworden, woran die ganze Colonie gescheitert wäre.

Ein anderes Hinderniß, welches das Wachsthum der Colonie aufhielt, hatte sie fast mit allen Europäischen Ländern gemein. Dieß war die schlech-

te Unterweisung der Jugend. Es mußte nothwendig in selbiger an Männern fehlen, welche Gaben genung hatten, die Jugend zu guten, und vernünftigen Bürgern zu bilden, da diese Männer in dem ganzen übrigen gesitteten Welttheil so selten sind. Allein das Uebel war nicht so wohl, daß man schlechte Lehrer für die Jugend hatte, als daß man zu einigen derselben ein blindes Zutrauen hegte, ihre Erziehungsmethode als unverbesserlich ansah, und ihnen eine unumschränkte Gewalt ließ, die arme unglückliche Jugend, von dem Augenblick an, da sie den ersten Buchstaben im A B C. kennen lernte, biß zu dem letzten, in dem sie das Zuchthaus der Schule verließ, und nach fertig ausgelernten fünf Hauptstücken zum Abendmahl gelassen ward, mit Verweisen und Prügeln, mit Catechismus, Himmelswegen und Grammatiken, mit Auswendiglernen und Wörterkänntniß, so viel zu quälen, als sie beliebten. An die Besserung des Herzens ward von dem Weisheitsvollen Lehrer nicht eher gedacht, als biß er dem leichtfertigen Knaben, nach einem verübten Kinderstreich, Gottesfurcht und gute Sitten mit einem tüchtigen Stock einbläuete. Es gieng also auf der Insel Felsenburg in diesem Stück in allem, wie es in manchem andern Europäischen Lande gehen mag. Der größte Theil der Jugend kam eben so unwissend aus der Schule, als er hineingegangen war. An die Bildung eines guten, vernünftigen und brauchbaren Bürgers und Landmanns ward in denjenigen Jahren, in welchen sie schlechterdings angefangen werden muß, gar nicht

gedacht,

gedacht, und nur hier und da schwang sich durch ohngefähren Zufall oder äußerste Anstrengung ein ofner Kopf über die vernachläßigte Erziehung empor, und lernte in den Jahren des Mannes, durch Hülfe vieler nachtheiligen Erfahrungen dasjenige, was ihm schon in den Knabenjahren hätte sollen beygebracht werden. Von der Erziehung des weiblichen Geschlechts gedenke ich gar nichts. Da man glaubte, dieser Theil des menschlichen Geschlechts wäre zu nichts als zur Fortpflanzung und zum Kochen bestimmt, so war man zufrieden, wenn sie halb lesen, einzelne Buchstaben ohne Zusammenhang schreiben lernten, und auf einige unvernünftige Fragen, so die Religion betrafen, eben so unvernünftige Antworten ertheilen konnten.

Ich brauche meine Leser wohl nicht erst zu erinnern, daß hier bloß von den niedrigen, hauptsächlich für die Erziehung des so genannten gemeinen Mannes (in der That zwar ein lächerlicher Ausdruck) auf der Insel Felsenburg die Rede ist. Diese Insulaner hatten dazumal keine höhern Schulen nöthig, konnten sie auch nach ihrer damaligen Einrichtung nicht haben. Ich getraue mich indessen nicht zu bestimmen, ob diese besser gewesen seyn würden, als die niedrigen Schulen, im Fall sie wirklich vorhanden gewesen wären? Wenn man annimmt, daß wenn die Erziehungsmethode in einem Lande, in dem einen Theil schlecht ist, sie es wahrscheinlich auch in den übrigen Theilen sey, so dürfte die Bejahung der vorstehenden Frage etwas

schwer fallen. Zu einiger Entschuldigung der Felsenburgischen Schullehrer seh ich mich auch noch genöthiget, anzuführen, daß, da jeder nichts weiter als ein kleines Stück Feld, das ihn kümmerlich vom Verhungern rettete, zu seinem Unterhalt angewiesen erhielt, ihn sein kaum halbgesättigter Magen am Nachdenken, wie er sein Amt redlich erfüllen, seine Fehler verbessern, und die ihm anvertraute Jugend nützlich bearbeiten könnte, gänzlich verhinderte. Die Güte des Herzens des Altvaters Albert Julius, würde ohne Zweifel nicht zugelassen haben, daß diese so nützlichen Männer in einem Staat mit einem so mäßigen Auskommen sich hätten begnügen müssen, wenn ihm nicht M. Schmelzer, der aus Sachsen gebürtig war, vorgestellt hätte, daß in Europa mancher Lehrer auf dem Lande mit noch viel wenigerm auskommen müßte, dagegen ihm aber freygelassen würde, mit Brillenschleifen, Verfertigung von Troddelschuhen, Eßigschank und andern dergleichen anständigen Gewerben, sich einen Nebenverdienst zu verschaffen.

Ich muß hier noch eine Anmerkung hinzufügen. Dem tiefforschenden Kenner der Ursachen von dem Steigen und Fallen der Staaten wird es sehr lächerlich vorkommen, daß Gesetze, Religion und Schulmeister, diese nichts bedeutenden Kleinigkeiten, einen Einfluß auf die Größe und auf den Verfall eines Landes haben sollen. Dem Grade des Eroberungs- und Handelsgeistes, der Nationaltapferkeit, blühender Künste und Wissenschaften, des

alles

alles belebenden Luxus, glücklicher oder unglücklicher Kriege, des herrschenden Oekonomiesystems, der Industrie der Nation, u. d. gl. würde, nach seiner Idee, dieser Einfluß richtiger zuzuschreiben seyn. Ohne uns in einen Streit darüber einzulassen, sind wir viel zu hartnäckigt, von dem sehr einfachen, sehr oft vernachläßigten Grundsatz abzugehen: daß nie ein Land sich eines dauerhaften Wohlstandes erfreuen kann, wo nicht die Gesetzgebung darzu den Grund legt, und Religion und Erziehung der Jugend ihn befestigen.

Es kann übrigens wohl möglich seyn, daß die ersten Stifter der Colonie noch auf einige Nebenumstände hätten Rücksicht nehmen sollen, um verschiedenen Unordnungen vorzubeugen, die sich in der Folge äuserten. Die übelsten Wirkungen entstanden indessen aus den vorherangezeigten Vernachläßigungen. So lange der Altvater Albert Julius und sein Sohn gleiches Namens Albert Julius II. lebten, wußte ihre Klugheit und Ansehn allen nachtheiligen Ausbrüchen der mangelhaften Verfassung noch so ziemlich vorzubeugen. Die Colonie nahm dem Anschein nach, von Jahren zu Jahren zu. Die Zahl der Colonisten vermehrte sich durch verschiedene neue Ankömmlinge. Man legte eine Menge neue Pflanzungen an. Die Producte der Insel verdoppelten sich mit dem Fleiße der Einwohner. Es fehlte an den wenigsten Bedürfnissen, die bloß zu den entbehrlichsten Bequemlichkeiten des Lebens erforderlich waren. Eben so

wenig fehlte es auch an Projectmachern, welche schon Entwürfe zu einem weitläuftigen Handel mit den benachbarten Ländern, und zu vielen andern wichtigen Geschäften machten, welche die Insel biß auf den höchsten Gipfel eines blühenden Staats erheben sollten; Ihr fruchtbares Gehirn, brütete fast täglich ein neues Product ihres Geistes aus, welches die herrlichsten Früchte versprach. Dem Anschein nach zeugte alles von dem gesunden Wohlstand des Landes, und in der That fieng dieser Wohlstand an zu erkranken, und diese Krankheit erstreckte sich biß auf die innersten Kräfte der Landesverfassung.

Der fünfte Abschnitt.

Critik der Regierung eines verstorbenen Regenten. Etwas von Predigerwahlen. Erzählung im empfindsamen Ton unsers Zeitalters. Beytrag zur peinl. Halsgerichtsordnung Carl V. ingleichen zur Dogmatick und Pastoraltheologie. Consistorialia.

Albert Julius II. starb bald nach seinem Vater und nach vollendeter Einrichtung dieser Verfassung, und die Ruhe, die Einigkeit, das Glück der Gesellschaft schien mit ihm erstorben zu seyn. Sein ältester Sohn Robert erbte zwar von ihm seine Würde, als Regent und Altvater der Insel, aber er erbte nicht, wie es sich oft zu eräugnen pflegt, den Geist seines Großvaters. Er war ein frommer, rechtschaffener Mann, der alle Tugenden eines Privat-

vatmanns, aber keine einzige eines Regenten besaß. Ein Land kann unter einem solchen Oberhaupt nie glücklich seyn. Gesetzt, daß auch die belebte Maschine, welche den Regenten vorstellt, von ohngefähr so glücklich ist, von einem Manne gestellt und aufgezogen zu werden, der Geist und innerliche Würde genug hat, die Mängel seines Herrn zu ersetzen, so ist doch das Verdienst unter einer solchen Regierung nie sicher, niemals das Opfer der Hofcabale zu werden, und es ist bloßer Zufall, wenn es sich erhält. Das Glück und das Wachsthum, das die Colonie bisher genossen hatte, schien also bloß die Frucht des Genie ihres großen bisherigen Regenten gewesen zu seyn, und fast hätte sie das Schicksal manches berühmten Europäischen Staats gehabt, der nur so lange groß und berühmt war, als er von einem großen Mann beherrscht wurde, mit seinem Tode aber, wie der Staub seines Beherrschers in eben das Nichts zurück fiel, aus dem dieser es zuerst gezogen hatte.

Die erste Unordnung in der Colonie entstand aus der verkehrten Anwendung der Israelitischen Gesetze. Ob gleich bey uns der Fall täglich vorkommt, daß fremde, nicht passende Gesetze auf unsere Verfassung fast eben so verkehrt angewendet werden, als die Israelitischen Gesetze auf die Verfassung der Insel Felsenburg, so werden wir doch diese Unordnung nicht so leicht gewahr, weil wir daran gewöhnt sind, und überhaupt scheint in den meisten unserer Staaten Unordnung in den Theilen

zur

zur Ordnung des Ganzen zu gehören. Allein bey einer neuentstandenen Colonie zieht jeder begangene Fehler, empfindlichere Folgen nach sich. Ich will mich begnügen nur einige wenige Beyspiele von diesen nachtheiligen Folgen anzuführen. Es sollte eine neuangelegte Pflanzstadt mit einem Prediger versehen werden. Das Wahlrecht stand nach der Verfassung den Gliedern der Gemeinde zu, die die Bestätigung ihrer Wahl, bey dem regierenden Alt-vater suchen mußten. Zum Unglück theilten sich die Glieder der Gemeinde in ihrer Wahl. Ein Theil fiel auf einen fleißigen geschickten und frommen Mann, der andere auf ein träges, unwissendes Geschöpf, das kein anderes Verdienst, als ein so genanntes gutes Gemüthe, verbunden mit viel Dummheit, für sich anführen konnte. Nach der Felsenburgischen Verfassung entschied hier die Mehrheit der Stimmen nicht, sondern so oft ein Streit zwischen den Gemeinden vorfiel, mußte derselbe, so wie in wichtigen Fällen bey dem Volk Israel durch das Loos entschieden werden. Es ward ein besonderer Tag zu dieser Feyerlichkeit angesetzt. Die ganze Gemeinde war versammelt, die Aeltesten und Häupter des Ortes saßen voll Würde und Andacht um einen großen mit einem schwarzen Tuch bedeckten Tisch. Auf diesem stand ein verdecktes Gefäß, in welchem die Loose befindlich waren, man sang und betete länger als eine Stunde, unter den aufrichtigsten Wünschen, daß das Loos entscheiden möchte, welcher von beyden Candidaten der würdigste zu dem zu besetzenden Amte sey. Beyde Candida-

ten näherten sich mit Furcht und Hofnung. Sie griffen, der träge und Unwissende griff das Amt, und der fleißige und Geschickte eine Niete. Die Parthey, die den letztern unterstützt hatte, schüttelte zwar mächtig den Kopf über die sonderbare Entscheidung des Looses, allein sie unterstanden sich nicht, die Gültigkeit derselben anzufechten, hingegen die von der andern Parthey sahen den Ausgang des Looses, als die Belohnung des guten Herzens ihres Clienten an. Selbst der Altvater, der den Candidaten, der nichts erhielt, sehr schätzte, und ihn bedauerte, fügte doch weißlich hinzu, der Mensch könne von dem innren Werth eines andern nie zuverläßig urtheilen, und bestätigte also die Wahl.

Man würde sehr Unrecht haben, wenn man über die Felsenburger lachen wollte, daß sie es bey der Entscheidung so wichtiger Vorfälle, auf eine so ungewisse Sache, als das Loos ist, ankommen ließen, da wir sehr oft in ähnlichen Fällen nicht viel klüger handeln, und unsere wichtigsten Angelegenheiten der Bestimmung des Zufalls überlassen. Wenigstens sehe ich weniger Ungereimtheit, die Besetzung eines Amtes, die Entscheidung eines Rechtshandels, oder eines andern wichtigen Geschäftes dem Loos zu überlassen, als etwan einen unbärtigen, unerfahrnen Jüngling, einen declarirten Dummkopf, oder Bösewicht, der weiter kein Verdienst, als Geburt und Gunst hat, zu den ersten Würden zu erheben, und ihm die Bestimmung des Schicksals vieler Tausende zu überlassen.

Das

Das andere Beyspiel, welches ich von dem verkehrten Gebrauch der Jsraelitischen Gesetze und den daraus entstehenden Unordnungen anführen will, ist trauriger, da es zugleich ein Schreckensvoller Beweiß mehr ist, was vor empfindliche Wunden, Fanatismus und Unverstand der Religion jederzeit geschlagen haben und in Zukunft noch schlagen werden.

Ein junger Mensch von untadelhaften Sitten und viel versprechendem Character liebte die Tochter eines Predigers, ein Mädchen von achtzehn Jahren. Ihr Geist war eben so schön wie ihr Körper; Sanft, voll Empfindung und Unschuld war ihre Seele, wer sie sah, liebte sie, und nie hatte sie durch eine leichtsinnige, unanständige Mine den Tadel des strengsten Sittenrichters sich zugezogen. Heinrich und Wilhelmine, dieß war der Name unsers zärtlichen Paars, machten aus ihrer Liebe kein Geheimniß. Der Vater der Wilhelmine wußte und billigte sie. Er fand an Heinrichen alle Eigenschaften, welche er von seinem Schwiegersohn verlangte, der seine Tochter glücklich machen sollte. Er ließ ihn hoffen, seine Einwilligung in die Ehe mit seiner Tochter zu erhalten, und nur ein grausames Verhängniß, oder vielmehr der wunderliche Eigensinn des Priesters, welcher erst Heinrichen anständig versorgt wissen wollte, wie er es nannte, verhinderte von einer Zeit zur andern den glücklichen Tag, welcher die Hände dieses liebenswürdigen Paares, nach allen Satzungen der Kirche eben so fest vereinigen sollte, als es schon seit langer Zeit ihre Seelen waren. Unser liebendes

Paar

Paar ertrug sein Schicksal mit Gedult. Die Hofnung, die Trösterin aller Sterblichen und die vertrauteste Freundin aller noch unbefriedigten Verliebten stärkte sie, und belebte sie an dem Ende eines jeden zurückgelegten Tages mit der Freude, daß sie ihrem so sehnlich gewünschten Ziele, einige Schritte näher gekommen waren. Sie durften sich sehen, sie durften sich sagen, wie sehr sie sich liebten. Was brauchten sie in einem Alter von zwanzig biß achtzehn Jahren mehr, um so glücklich zu seyn, als man es in diesem Zeitalter nur immer seyn kann? An einem unglücklichen Abend eines der schönsten Frühlingstage saßen sie in der Laube, in welcher sie sich die erste Liebe geschworen hatten. Seit zwey schnell entflohenen Jahren liebten sie sich schon. Die Erinnerung an die vielen glücklichen Augenblicke, die sie diese Zeit über empfunden hatten, eine sie täuschende Hofnung, daß ihre Prüfungszeit bald ganz vollendet sey, die aufblühende Natur, der Gesang der Vögel, das frohe Gefühl der schönsten Jahreszeit, die geheimnißreiche Dämmerung der sich nähernden Nacht, alles, was sie umgab, verdoppelte ihre Empfindungen. Die ganze Schöpfung lag ungefühlt für sie da. Sie fühlten nichts, als daß sie sich liebten. Ach! ihre Vernunft erlag unter der Gewalt ihrer Sinne. Ein einziger Augenblick raubte ihnen die Unschuld eines unbefleckten Gewissens und das damit unzertrennlich verbundene Glück der Heiterkeit und Ruhe der Seele. Schaam- und Reuvoll, so wie Milton Adam und Even, nach der Uebertretung der Gesetze ihres Vaters und Wohlthä-

ters nach ihrer Hütte zurückkehren läßt, schlichen sie nach dem Hause des Priesters. Heinrich blieb nach Gewohnheit zum Abendessen. Der Prediger war an diesem so unglücklichen Abend sprachseeliger als sonst. Er verwickelte sich mit seinem künftigen Schwiegersohn in gelehrte Unterredungen. Sie geriethen in den unseeligen Streit, ob Gott die meisten Menschen verdammen, oder seelig machen würde? Der Priester mit allen Rüstungen der strengsten Orthodoxie und übel verstandenen Sprüchen aus der Bibel bewafnet, behauptete das erstere, Heinrich das letztere. Uebele Laune, Unzufriedenheit mit sich selbst, ja vielleicht ein heimlicher Trieb der Selbstvertheidigung, gegen den innren Richter, der ihn verurtheilte, verführten ihn zu einer sehr unzeitigen Störrigkeit und hartnäckigten Behauptung seiner angenommenen Grundsätze. Er gieng zu großem Aergerniß des Priesters in der Vertheidigung seiner gottlosen und strafbaren Irrthümer, wie jener sie nannte, immer weiter. Nicht zufrieden, daß er die Seeligkeit der meisten Menschen, trotz ihrer unzähligen Schwächen und Vergehungen, aus der Barmherzigkeit, Gütigkeit, Weisheit, selbst der Gerechtigkeit Gottes, und den unterscheidendsten Grundartickeln der christlichen Religion erwies, schritt er so gar so weit fort, daß er die Ewigkeit der Höllenstrafen schlechtweg leugnete. Alles und jedes, was in diesem unnützen Streit, der noch nie zur Seeligkeit eines einzigen Menschen etwas beygetragen hat, jemals geschrieben worden, ward auf den Kampfplatz geschleppt. Verkehrt ausgelegte Stellen der

Schrift,

Schrift, wurden eben so verkehrt von beyden Streitenden citirt, und dumme und kluge Kirchenväter und theologische Schriftsteller, wurden mit aller Wärme der Disputirsucht, wie dort die Trojaner und Griechen untereinander geworfen und bald von der einen, bald von der andern Parthey niedergehauen. Umsonst flehte das niedergeschlagene Auge der traurigen Wilhelmine ihren streitsüchtigen Liebhaber nur verstohlen an, ihrem Vater seine Hölle zu lassen, und ihr und sich selbst den Himmel zu erhalten. Er hatte sich so tief in das Meer der Gelehrsamkeit hinabgestürzt, daß er sie weder hörte noch sah. Der Streit nahm endlich ein Ende, wie alle gelehrte Streitigkeiten. Der eyfrige Prediger wurde matt unter den starken Schlägen, die seine theologische Gelehrsamkeit von der tapfern Faust seines Gegners erhielt. Er half sich mit Schimpfen, da er sich auf andere Art nicht helfen konnte. Er schalt seinen Gegner für einen Irrgläubigen, einen Bösewicht, einen halbverdammten, und er erklärte ihm in den stärksten und deutlichsten Ausdrücken, daß er sich niemals auf die Hand seiner Tochter die geringste Hofnung zu machen habe. Heinrich ward seine unbesonnene Hitze zu späte gewahr. Vergeblich suchte er den Alten zu besänftigen. Vergeblich versprach er sich zu bessern, und sich nach und nach von der Schädlichkeit seiner Irrthümer zu überzeugen. Der Prediger sah Heinrichs Absicht dabey gar zu leicht ein. Er, der da glaubte, daß Heinrichen seine Tochter zu geben, eben so viel sey, als sie unmittelbar in die Hölle zu verstoßen, blieb un-

beweglich. Er trennte sich unter den Ausdrücken des heftigsten Widerwillens von Heinrichen und verboth ihm sein Haus auf ewig. Seiner Tochter untersagte er, mit Androhung seines väterlichen Fluches im Fall ihres Ungehorsams, allen Umgang mit ihm auf das strengste, und dieß unglückliche Mädchen ward ein doppeltes Opfer der Leidenschaft und des Eigensinnes ihres Liebhabers. Ich überlasse es der Feder eines Lieblingsschriftstellers unsers empfindsamen Zeitalters die Seufzer zweyer unglücklicher Liebenden, die in so wenigen Stunden den ganzen Traum ihrer Glückseeligkeit verschwinden sahn, mit Herzdurchdringendem Styl zu schildern. Ich begnüge mich meinen Lesern dasjenige anzuzeigen, was sie ohnedieß schon wissen werden, daß unser mitleidswürdiges Paar sein Unglück in seinem ganzen Umfang empfand, und daß es nichts unversucht ließ, das niedergestürzte Gebäude seiner Glückseligkeit aus seinen Ruinen wieder aufzurichten. Allein alle Bemühungen wurden umsonst verschwendet. Der felsenharte Alte blieb bey dem unwandelbaren Entschluß seine Tochter keinem Irrgläubigen zu geben. Er haßte Heinrichen nunmehr eben so sehr, als er ihn zuvor hochgeschätzt hatte. Hätte dieser auch allen seinen wahren, und falschen Irrthümern auf das feyerlichste entsagt, so würde er ihn doch für nichts mehr, als für einen Heuchler gehalten haben. Um endlich das ewige Winseln seiner Tochter, selbst ihre Ohnmachten und ihre Krankheiten los zu werden, entschloß sich Wilhelminens Vater einen andern Mann für sie auszusuchen.

suchen. Er fand ihn endlich in der höchst unangenehmen Person eines alten sechzigjährigen Predigers, der aus Eigensinn, Geitz, Ungestüm, und Eigendünkel zusammen gesetzt war, und kein weiteres Verdienst hatte, als daß er mit Wilhelminens Vater gleiche theologische Gesinnungen hegte. Wilhelminen ward mit Vorstellungen, Ueberredungen, Drohungen, so lange zugesetzt, biß sie endlich aus Ueberdruß, Furcht, oder selbst vielleicht aus Hofnung ihre Schande zu bedecken, ihre Einwilligung zu dieser Heyrath, gab. Die arme Wilhelmine! Sie hatte noch lange nicht den bittersten Theil von dem Kelche der Leiden getrunken. Ihr ausgestandner Kummer hatte sie so sehr angegriffen, daß sie den dritten Tag nach dem unglücklichen Hochzeitfest mit einer unzeitigen Frucht, die sie ihrer strafbaren Gefälligkeit gegen Heinrichen, zu verdanken hatte, niederkam. Man stelle sich das Erstaunen ihres gekränkten Vaters und ihres beleidigten Gatten vor, wenn man kann. So ein schwarzes Verbrechen war noch nicht geschehen, so lange die Colonie stand. Die Tochter eines Priesters, als eine Schaamlose, die ihre Ehre verlohren. Man untersuchte die That mit aller möglichen Strenge. Man erholte sich bey den Israelitischen Gesetzen Rath, welche Strafe dem Verbrechen angemessen seyn möchte. Leider fand man diese angemessene Strafe in dem Gesetz: Wenn eines Priesters Tochter anfähet zu huhren, die soll man mit Feuer verbrennen, denn sie hat ihren Vater geschändet. Die Richter, die nach diesem eigenen Gesetz das

sonderbarste und grausamste Urthel sprachen, zitterten, indem sie es thaten. Allein sie glaubten, daß sie nicht irren könnten, wenn sie sich von einem göttlichen Gesetz selbst leiten ließen, und so hüllte sich unmenschlicher Blutdurst in das so oft entheiligte Gewand der Religion. Der Scheiterhaufen rauchte und trank das Blut eines schwachen Mädchens, welches mehr bedauernswürdig als strafbar war. Der unglückliche Jüngling, der Theilnehmer des Verbrechens ward mit einer empfindlichen Leibesstrafe und mit der Verbannung aus der Insel bestraft, weil kein Buchstabe eines Israelitischen Gesetzes seinen Tod forderte. Er stürzte sich aus dem Nachen, der ihn auf eine benachbarte Insel bringen sollte, ins Meer und ersoff. Der Entscheidung des höchsten Richters, blieb es vorbehalten, ob er oder diejenigen, die ihn bestraften, die meiste Rechenschaft, von seinem Tode zu geben schuldig waren.

Es schaudert der Menschheit und schlägt sie ganz nieder, wenn sie durch den Unterricht der Geschichte gelehrt wird, wie oft die gutthätigste, menschenfreundlichste, sanftmüthigste Religion in der Hand des Aberglaubens und der Unwissenheit ein Mordgewehr wird, mit welchem der Mensch seinen unglücklichen Bruder würgt.

Ich würde noch viel mehrere Beyspiele von den schädlichen, traurigen Folgen, eines unrechtverstandenen Religionseifers und übel angewandter Gesetze auf der Insel anführen können. Allein was

wür-

würden diese Beyspiele weiter erweisen, als Fälle, die noch täglich in den gesittesten Staaten vorkommen. Es sey genug, nur noch ein oder zwey Beyspiele dieser Art zu bemerken. Zwey verehlichte Personen wurden des Ehebruchs beschuldiget, und sie waren aufrichtig genug ihn einzugestehen. Sie waren strafbarer als Heinrich und Wilhelmine. Ob sie aber die Steinigung verdienten, welche ihnen das Israelitische Gesetz und folglich auch der Ausspruch ihrer Richter zuerkannte, diese Frage mögen die Criminalisten entscheiden; dem Geschichtschreiber liegt bloß ob, anzuzeigen, daß es damals fast noch keinen einzigen Rechtsgelehrten auf der Insel gab, und also alle die Distinctionen, Restrictionen, Milderungen, welche die Strafe des Ehebruchs lindern, daselbst unbekannt waren. Aus eben dem Grunde war auch daselbst noch nicht die weise Einrichtung getroffen, die in einem andern sichern Lande üblich ist, daß man bey Verbrechen dieser Art zum ungehemmten Lauf heilsamer Justitz, die strengste Untersuchung, zum Nachtheil des Beutels der Verbrecher verhängt, und wenn ihnen das Schwerdt durch Urthel und Recht, nach allen wohlbeobachteten Formalien zugesprochen worden ist, sie mit einer gelinden Geld- oder Gefängnißstrafe wegen der Schwachheit der menschlichen Natur entwischen läßt. In die größte Verlegenheit geriethen meine Insulaner, wenn das so genannte Wiedervergeltungsrecht eintrat, welches nach den Mosaischen Gesetzen allerdings statt findet. Ich habe hiervon ein lächerliches Exempel in ihren Jahrbüchern auf-

gezeichnet gelesen. Zwey Einwohner eines Ortes geriethen in einen so hitzigen Streit, daß es zum Schlagen kam. Der eine schlug dem andern durch einen übelangebrachten Faustschlag zwey Vorderzähne aus. Der Verletzte brachte die Sache vor den Richter, bezog sich auf das bey dem Israelitischen Volk eingeführte Wiedervergeltungsrecht und bestand darauf, daß sein Gegentheil mit dem Verlust zweyer Zähne bestraft werden müßte. Er vertheidigte seine Sache so gründlich, daß ihm zugestanden ward, seinem Beleidiger zwey Zähne auszunehmen. Allein er verrichtete seine Operation mit so viel Ungeschicklichkeit, oder Boßheit, daß statt zwey Zähne, drey herausfielen. Zur Strafe mußte er gleichfalls über die zweyverlohrnen, noch einen dritten Zahn aufopfern. In der Folge ward die Gesetzgebung und die ganze Justitzverfassung der armen Insulaner noch viel verwirrter. Es fanden sich zum Unglück einige halbgelehrte Rechtsverständige auf der Insel. Diese schrien so viel vom Geist der Gesetze, zerrten das klärste, deutlichste Gesetz, das der dümmste Insulaner bißher hatte fassen können, so lange in die Länge und die Queer, daß zuletzt kein Anschein von Verstand davon übrig blieb, erfanden so viel Clauseln, so viel Formalien, so viel unverständige Terminologien, daß kein einziger Einwohner der Colonie über diese sorgfältige Sicherstellung seiner Gerechtsamen, ein einziges Recht, so er als Bürger und Mensch fordern konnte, sicher behielt, wenn es den Priestern der Gerechtigkeit einfiel, ihm solches zu rauben.

Die

Die Allgemeinheit der Güter, die man gleich Anfangs bey Entstehung der Colonie einführen wollte, brachte nicht weniger übele Wirkungen hervor, als die verkehrte Gesetzgebung. Sie schlug die Thätigkeit der Einwohner ganz nieder, der meiste Theil ward faul, weil er sich darauf verließ, aus den allgemeinen Magazinen der Colonie ernährt zu werden. Diese Trägheit der Einwohner erstreckte sich so weit, daß die Colonie verschiedenemal der Gefahr der äußersten Hungersnoth ausgesetzt war. Auf der andern Seite schlug es den Muth der fleissigen nieder, wenn sie sahen, daß ihr Fleiß ihnen zu nichts weiter nutzte, als den faulen Theil ihrer Mitbürger ernähren zu helfen. Vergeblich suchte man den Faulen durch Belohnungen und Strafen in Thätigkeit zu setzen. Die erstern reitzten ihn nicht, und den andern zu entgehen, fand er immer Schlupfwinkel genug. Wehe überhaupt dem Staat, den die Schärfe der Gesetze blühend machen soll. Die aus dieser Allgemeinheit der Güter gehofte Gleichheit der Bürger unter sich, die dem ehrlichen Altvater Albert Julius mit Recht ein so schätzbares Vorrecht der Menschheit war, entsprach auch keines weges, der großen Erwartung, die man sich davon gemacht hatte. Der niedrigdenkende Theil der Colonisten, war mit der äußerlichen Gleichheit zufrieden, aber er suchte nie dem bessern Theil seiner Mitbürger auch an Vollkommenheit der Seele gleich zu werden. Verachtung von beyden Seiten, war also alles, was aus dieser eingebildeten Gleichheit der Menschen unter sich entstand. Der erste

Altvater Albert Julius war Einsichtsvoll genug, daß er bald den Irrthum merkte, zu welchem ihm seine Neigung zu einer Allgemeinheit der Güter verleitet hatte. Er hob sie auf, nachdem sie nur einige Jahre gedauert hatte. Allein man war doch nicht vorsichtig genung, bey einer neuentstandenen Colonie, die noch mit so vielen Unbequemlichkeiten zu kämpfen hatte, andern Uebeln vorzubeugen, die aus dem freyen Gebrauch des Eigenthums entstehen konnten. Der Mensch kann fast niemals es ertragen, wenn die Handlungen seiner natürlichen Freyheit ganz eingeschränkt, oder ganz uneingeschränkt sind. Die weiseste Regierung ist diejenige, welche am sichersten die Gränzlinie bestimmen kann, wo sich die natürliche Freyheit des Bürgers und der Gehorsam, den er den Gesetzen schuldig ist, scheidet. Vielleicht ist aber diese Gränzlinie noch niemals ganz richtig gezeichnet worden. Die Thätigkeit der Colonisten wuchs mit dem freyen Gebrauch der erworbenen Producte ihres angewandten Fleisses. Allein ihre Bedürfnisse, und ihre Unterdrückungssucht des schwächern und ärmern Theils wuchs zugleich mit. Der reichere Theil der Colonie begnügte sich nicht mit den einfachen Producten, welche die Insel hervorbrachte. Er hatte eine Menge Dinge nöthig, die ihm bloß ein auswärtiger Handel verschaffen konnte. Ein auswärtiger Handel war der jetzigen Lage der Colonie gar nicht angemessen. Entweder dieser auswärtige Handel, oder das unaufhörliche Murren der einen Hälfte der Colonisten, der sich in dem Genuß seiner immer weiter

und

und weiter ausgedehnten Begierden eingeschränkt sah, eines von beyden mußte nothwendig endlich die neuangelegte Pflanzung zu Grunde richten.

So lange die Colonisten die gewöhnliche Form Menschen blieben, so wie sie allenthalben anzutreffen sind, so lange war allen diesen Hindernissen, die sich dem wahren Wachsthum des Landes entgegen setzten, nicht wohl abzuhelfen. Ihr Verstand mußte erst so weit aufgeklärt werden, daß sie ihre wahren Vortheile erkennen lernten, und ihre Leidenschaften hätten von den ersten Jahren des Kindes so geleitet werden müssen, daß sie nichts gewählt hätten, als was ihr richtiger aufgeklärter Verstand für gut erkannte. Die verdorbene Erziehung, und die elende Unterweisung, die die Insel mit andern Ländern Europens gemein hatte, ließ weder eins noch das andere hoffen. Der junge Bürger trat aus den Jahren des Kindes und des Jünglings in die Jahre des Mannes, eben so unwissend, so voll von Vorurtheilen, so maschinenmäßig in allen seinen Handlungen wie bey uns. Er hatte nie wahre Liebe für sein Vaterland, nie wahre Känntniß desjenigen, was wirklich gut ist, nie heißen Trieb, seine Pflicht in jeder Sphäre, in welche ihn die Vorsehung gesetzt hat, mit menschenfreundlichem Eifer zu erfüllen, und so blieb er also auch ein sehr alltägliches Geschöpf, das sich oft nur durch sein Menschengesicht von dem Thier unterschied.

Vielleicht hätte sich die Colonie bey allen diesen Mängeln gleich einem Kranken, der an der Aus-

zehrung liegt, noch einige Zeit erhalten, wenn nicht eines der verschiedenen Uebel, so die Kräfte des Staats nach und nach austrockneten, die große Revolution beschleuniget hätte, die endlich der ganzen Sache eine andere Gestalt gab. Dieß Uebel war das eingeführte herrschende Religionssystem. Ich habe in dem Vorhergehenden schon bemerkt, mit wie äusserster Strenge, alle Formalitäten der äußerlichen Religion auf der Insel beobachtet wurde. Der Mechanismus war hierinne auf das höchste gespannt. Allein es war auch bloßer Mechanismus. Kirchenbuße, bürgerliche Strafen, Verketzerung, auf der Kanzel ausgesprochene Verdammungen, bestraften den muthwilligen Sünder, der nur einen einzigen Kirchengebrauch vernachläßigte auf das empfindlichste. Wenn der Insulaner seine Kirchen richtig abwartete, an den Fasttagen gehörig fastete, alle übrige gewöhnliche Kirchengebräuche zu den gesetzten Zeiten verordnetermaßen beobachtete, und sich von allen groben Lastern enthielt, so war er ein guter Christ, er mochte übrigens hartherzig, rachgierig, verläumderisch, menschenfeindlich seyn, wie er wollte. Die Insel Felsenburg blieb hierbey in den Augen der meisten Einwohner und ihrer Priester, das Evangelischlutherische Zion, in welchem die allein seeligmachende Religion rein und lauter geprediget wurde, ob sie gleich im Grunde nichts besser war, als ein jedes anderes verdorbene Europäische Land. So wie indessen meistentheils alle große Veränderungen einen geringen Anfang haben, so gieng es auch hier. Ein unbekannter Mann von niedrigem Stande war

die

die Ursache von dem Umsturz der ganzen bißherigen Verfassung der Insel.

Es lebte in Robertsraum, einer Pflanzstadt der Insel, ein Schuhmacher Walther, welcher in einer gefährlichen Krankheit das Gelübde that, wenn er von dieser Krankheit genesen würde, nie wieder Toback zu rauchen, wovon er ein außerordentlicher Liebhaber war. Er ward gesund und er hielt sich also zu getreuer Beobachtung seines Gelübdes verbunden. Es gieng ihm wie allen Menschen, welche bloß das Verboth einer Sache darnach lüstern macht. Je standhafter er war, sein Gelübde nicht zu brechen, je stärker wuchs der Appetit nach der verbotenen Frucht, so daß er darüber in die stärkste Hypochondrie verfiel. Hierzu kam, daß die Unterlassung des Tobacks einige nachtheilige Folgen für seine Gesundheit nach sich zog, und der Arzt ihm rieth, seine Zuflucht zu seiner ehemaligen Lieblingsbeschäftigung, einer Pfeife Toback zu nehmen. Gequält von Gewissenszweifeln, und der Lüsternheit nach Toback, entdeckte er sich einem jungen Geistlichen seines Ortes, welcher den Ruf eines eben so gelehrten als frommen Mannes hatte. Der Geistliche, Namens Hartmann, suchte ihn zu überführen, daß sein Gelübde eine Thorheit sey, daß es Gott gleich viel wäre, ob er Toback rauche oder nicht, daß Gott nie Narrheiten des Verstandes, sondern nur Boßheiten des Herzens strafe, und daß er selbst der Sorge für seine Gesundheit schuldig sey, sein thörichtes Gelübde wieder aufzuheben. Wal-

ther beruhigte sich bey dem Rathe des Geistlichen um desto eher, da er mit seiner Leidenschaft überein stimmte, rauchte Toback und war gesünder als er zuvor war. Allein er genoß seine Glückseeligkeit nicht lange. Es begegneten ihm in einem kurzen Zeitraum verschiedene erhebliche Unglücksfälle, und Walther war fromm und einfältig genug, sie als unmittelbare Strafen seines gebrochenen Gelübdes anzusehen. Neue Beängstigungen quälten ihn, und sie stiegen auf den höchsten Grad, als der ältere Geistliche des Ortes, ein strenger Eiferer in einer gehaltenen Predigt, aus Sprüchen, Kirchenvätern und Vernunft, mit unzähligen Gründen, von welchen kein einziger dasjenige bewieß, was er beweisen sollte, unumstößlich darthat, daß ein Christ, welcher seelig werden wolle, ein Gott geleistetes Gelübde, auch auf Kosten seines Lebens unverbrüchlich halten müßte. Der arme Schuhmacher ward dadurch in eine solche Gewissensangst versetzt, daß er diesem geistlichen Despoten, Mag. Stumpfen, seine begangene Sünde, und den Rath desjenigen, der ihn darzu verleitet hatte, mit möglichster Zerknirschung beichtete. Nachdem ihn Mag. Stumpf tüchtig ausgehunzt und den Leichtsinn seines geistlichen Mitbruders, den er wegen seines größern Beyfalls im Predigen nicht wohl leiden konnte, mit vielen nachdrücklichen Ausrufungen beseufzt hatte, verdammte er den armen Schuhmacher zu der strengsten Buße und kündigte ihm an, daß wenn er nicht sein gebrochenes Gelübde von dem Augenblick an erneuern, und es auf das genaueste erfüllen

würde,

würde, er, so fromm er auch übrigens leben möchte, nichts als Heulen und Zähnklappen in einer andern Welt zu erwarten hätte. Wenn es Stumpf hierbey hätte bewenden lassen, so wäre die Sache geendiget gewesen, der unglückliche Schuhmacher hätte vielleicht über sein unbesonnenes Gelübde das Leben zugesetzt und die Insel Felsenburg wäre noch so lange als möglich bey ihrer alten Verfassung geblieben. Allein der für das Wohl seiner Heerde eifrig wachende Stumpf glaubte seiner Pflicht noch lange nicht ein Genüge geleistet zu haben. In der nächsten Sonntagspredigt, handelte er von der großen Seelengefahr derjenigen, die ein ausgesprochenes Gelübde nicht halten. Er sprach viel von dem heiligen Jephta, der das Leben seiner einzigen Tochter seinem geleisteten Gelübde aufgeopfert habe, und ließ sich übrigens um die Beantwortung der Frage unbekümmert, ob nicht Jephta von einer Unbesonnenheit zu der schwärzesten Grausamkeit übergegangen seyn würde, wenn die Geschichte dem Buchstaben nach zu verstehen wäre. Nebenher schwatzte er viel, von dem Verfall der Religion und dem Leichtsinn unserer Zeiten, in welchen auch Lehrer der Religion selbst bißweilen sehr schlaffe und irrige Begriffe von dieser so nothwendigen Christenpflicht hätten. Jedermann in Robertsraum wußte die Geschichte des hypochondrischen Schuhmachers, jeder Zuhörer der Predigt sah also auch gleich ein, wem die Schilderung der Baalspfaffen und Leibdiener galt, die Stumpf mit einem sehr lebhaften Colorit zeichnete, wenn auch gleich andere mit

unter-

untergestreuete Züge das Portrait des ehrlichen Hartmanns nicht ganz vollendet hätten. Es konnte also auch nicht fehlen, daß jeder Mann, der zu Hause gebliebenen Frau, jede Jungfer ihrer Magd, sogleich erzählte, wie nachdrücklich heute Herr Mag. Stumpf, dem Prediger Herrn Hartmann den Text gelesen habe.

Unser ehrlicher Hartmann, welcher sein Lob selbst mit angehört hatte, war, bey aller seiner wahren Frömmigkeit ein Mensch wie andere Menschen. Er besaß Leidenschaften, und hauptsächlich war er bey einer gekränkten Ehre einem ziemlichen Jähzorn unterworfen. Er hielt es für Pflicht, die er sich selbst schuldig sey, sich gegen die ungerechten Vorwürfe seines Collegen, mit aller möglichen Sanftmuth, wie er dachte, öffentlich zu vertheidigen. Er wiederlegte also in seiner nächsten Predigt, die Stumpfische von den gebrochenen Gelübden von Wort zu Wort, und lehrte seine Gemeinde sehr gründlich und erbaulich, daß es bey dem wahren Christenthum, nicht auf leere Formalitäten, sondern auf Handlungen ankomme. Er drang freylich unter andern auch darauf, daß hierbey nicht pharisäischer Stolz, unverständige Seufzer über den Verfall der Religion, fromme Verleumdung des Nächsten, sondern ein christliches menschenfreundliches Herz das Hauptwerk sey. Der Pharisäer und Zöllner ward hierbey keinesweges vergessen, und Stumpf fand sich unter dem Bilde des erstern allzusehr getroffen, als daß er darzu hätte stillschweigen sollen.

Die

Die Kanzel ward also der ordentliche Waffenplatz, auf welcher die beyden frommen Helden, die sich beyde von ihren Leidenschaften hinreißen ließen, Sonntag für Sonntag ihr armseeliges Turnier hielten und sich beyde mit ihren zerbrochenen Lanzen herumtummelten. Die christliche Gemeinde nahm natürlich bey diesem Streite ihrer geistlichen Anführer Parthey, und theilte sich in zwey Haufen. Man stritt in den Schenken eben so eifrig als auf der Kanzel über die Gültigkeit oder Ungültigkeit thörichter Gelübden. Niemand gieng mehr in die Kirche, um sich zu erbauen, oder seine Pflicht als Christ zu erfüllen, sondern blos um zu hören, wie heute Stumpf dem Hartmann oder dieser jenem, eins abgeben werde, wie man sich auszudrücken beliebte. Wenn die Stumpfianer aus der Frühpredigt mit frohlockender Mine nach Hause giengen, so konnte es nicht fehlen, daß nicht nach vollendeter Nachmittagspredigt jeder ihrer Antagonisten ihnen Hohn zugelächelt und die Nase gegen sie gerümpft hätte. Das Unwesen stieg endlich biß zu der Höhe, daß der Geistliche Senat, der auf der Insel Felsenburg alles in geistlichen Dingen anordnete, davon Nachricht erhielt. Beyde Geistliche wurden vorbeschieden, und nachdem ihre weisen Obern alles wohl erwogen, den Quenstädt, Hollaz, Pfeifers dubia vexata u. d. gl. nachgeschlagen hatten, wurde Hartmanns Meynung wegen der Gelübden für ketzerisch erklärt, und ihm bey Strafe der Posaune (ein Gefängniß für schlimme Geistlichen auf der Insel) anbefohlen, sich dergleichen irriger Meynungen künftig zu enthal-

halten, beyden aber wurden zugleich alle Anzüglichkeiten gegeneinander auf der Kanzel, auf das schärfste verbothen. Beyde Prediger glaubten um der Religion willen gelitten zu haben, reisten mit dem erhaltnen Verweise nach Hause, und verhielten sich bescheidner gegen einander, beyde aber wählten nunmehr einen andern Weg einer des andern Ansehn zu untergraben. Stumpf drang bey jeder Gelegenheit auf den gewissermaßen sehr richtigen Grundsatz, daß ein Christ in Kleinigkeiten eben so sorgfältig als in großen Dingen seyn müsse, und daß also eine vernachläßigte Cerimonie des äußerlichen Gottesdienstes eben so sehr Sünde sey, als jedes andere Laster. Hartmann hingegen beschäftigte sich ganz, seine Zuhörer auf das practische Christenthum zu führen. Hier hatte er offenbar ein großes Uebergewicht über Stumpfen. Die Stimme der Wahrheit ist so mächtig in den meisten Herzen der Menschen, daß jeder, der ein ofnes Ohr und einen unverfinsterten Verstand hat, ihr nicht leicht widerstehen kann. Hartmanns Parthey ward bald die stärkste, und sonderlich fand er bey dem so genannten gemeinen Mann, welchen das geistliche Joch schon längst zu sehr drückte, denn der Vornehme und Reiche wußte sich solches immer leichte zu machen, einen kaum zu erwartenden Beyfall. Stumpf sah diese Verringerung seines Ansehns mit neidischen Augen und erzürntem Herzen. Es konnte nicht fehlen, daß Hartmann, bey Einschärfung seiner Lieblingsidee, daß in der Religion thun besser sey, als wissen, bißweilen mit ziemlicher Gleichgültigkeit

tigkeit gegen das Aeußerliche der Religion sprach. Ob es auch gleich dazumal noch keine allgemeine deutsche Bibliothek gab, auch die Berliner und Hallenser noch völlig in dem Geruch der Rechtgläubigkeit standen, so hatte doch Hartmann gesunden Menschenverstand, und dieser war hinreichend genug, ihn einsehen zu lassen, daß, unbeschadet der so verdienten Hochachtung, welche jeder Christ unsern ersten Glaubensverbesserern, als wirklich grossen und frommen Männern schuldig ist, dennoch sie eben so wenig unfehlbar waren, als es jemals der heilige Vater zu Rom gewesen seyn mag, und daß also in dem von ihnen festgesetzten Religionssystem, wenigstens was den liturgischen Theil desselben anbetrift, viele Verbesserungen möglich und nöthig wären. Nach seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit sprach er oft und gegen Jedermann davon ohne Zurückhaltung. Stumpfen ward es nicht schwer, alle diese irrgläubigen Meynungen seines Gegners zu sammeln, und aus bloßer zärtlicher Vorsorge, den etwan hieraus entstehenden Schaden Josephs zu verhüten, bey den Obern von allen diesen durch den Prediger Hartmann erregten und ausgebreiteten Neuerungen pflichtmäßige Anzeige zu thun. Hartmann ward zur Verantwortung citirt. Die Furcht vor der Posaune hinderte ihn zu erscheinen. Er ward der ihm beygemessenen Beschuldigungen für geständig und überführt geachtet, und in bester Form Rechtens seines Dienstes feyerlich entsetzet. Seine Anhänger waren hierbey nicht so gelassen, wie er. Sie erklärten sich sehr deutlich, daß sie

sich durch keine menschliche Gewalt ihren rechtschaffenen Prediger würden nehmen lassen. Der erste Ausbruch der Unruhen äußerte sich durch sehr empfindliche Mißhandlungen, mit welchen der gewissenhafte Stumpf für seine pflichtmäßige Anzeige, von der aufgebrachten Hartmannischen Parthey belohnt wurde. Die allgemeine Anarchie, welche damals gleich auf der Insel herrschte, und theils durch die im Vorhergehenden angeführten Fehler der politischen Verfassung, theils durch die Unfähigkeit des damals regierenden dritten Altvater Roberts vergrößert wurde, begünstigte diese Unruhen, denn jeder that damals, was er wollte. Selbst unser ehrlicher unschuldigverfolgter Hartmann nährte das ausgebrochene Feuer nur noch mehr. Denn ob er gleich mit allem schuldigen Gehorsam dem Befehl seiner Obern sich unterwarf und seine Predigerstelle verließ, so hielt er es doch für Pflicht, die einmal von ihm erkannte Wahrheit biß auf den letzten Hauch seines Lebens zu vertheidigen. Anstatt, daß er zuvor nur in Robertsraum, nach dem Ausdruck seiner Gegner, das Gift seiner irrigen Lehren ausgestreuet hatte, zog er nunmehr in der ganzen Insel, in zahlreicher Begleitung der schwärmerischten, oder nach ihrer Einbildung der frömmsten seiner vormaligen Kirchkinder herum, predigte, wo er hin kam, wider den Pharisäismus der Geistlichkeit, und fand überall einen außerordentlichen Beyfall. Die ganze Insel gerieth endlich in Gährung. Statt eines Glaubensverbesserers, warfen sich zehne, zwanzig auf, von denen jeder einen neuen

Irr-

Irrthum der Kirche verbessern wollte, und es ist gar kein Zweifel, wären dazumal auf der Insel Felsenburg eben so viel Druckerpressen gewesen, als gegenwärtig in Berlin und Leipzig sind, wir würden eben so viel Glaubensbekänntnisse, Wiederlegungen dieser Glaubensbekänntnisse, Sebaldus Nothankers, Bunkels, demüthige und einfältige Bitten an große Männer, Antistumpfs Worte geredt zu seiner Zeit u. d. gl. erhalten haben, als wir gegenwärtig erhalten. Zu den theologischen Misvergnügten gesellten sich die politischen. Kurz der Geist der Zwietracht herrschte überall. Jeder schrie und wollte etwas verbessert haben, und kein einziger wußte anzugeben, worinne eigentlich diese Verbesserung bestehen sollte.

Der sechste Abschnitt.

Staatsrevolution. Bild eines guten Regenten und Gesetzgebers. Wahrscheinlichkeit des Unmöglichen. Kurzer Entwurf einer allgemeinen Statistick. Allgemeine Regeln der Erziehungskunst. Miscellanea

Auf der Albertusburg war man nicht ruhiger. Die Häupter der Colonie kamen alle Tage daselbst zusammen, hielten lange Berathschlagungen, wie der immer mehr anwachsenden Empörung vorzubeugen wäre; gaben scharfe Befehle, die nicht geachtet wurden, und verhielten sich in allem so, wie das Englische Parlament bey der Amerikanischen Revolution. Der eine führte dieses, der an-

dere jenes als das bequemste Mittel an, die Wiederspänstigen zu bändigen, und wenn man es genau untersuchte, war das eine eben so unschicklich als das andere. Nach vielen Berathschlagungen, reiflichen Ueberlegungen und wohlbedächtigen Untersuchungen für und wider die Sache, gieng es so wie an andern Orten. Man wählte das schlimmste, so man wählen konnte, und beschloß, die Widerspänstigen mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Dieser Entschluß würde sehr weise gewesen seyn, wenn man ihn einige Wochen eher gefaßt hätte. Zum Unglück nahm man ihn nicht eher, biß der Gegentheil stark genug war, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und es zeigte sich aus dem von ihm gemachten Anstalten, daß er hierzu feste genug entschlossen war. Die Colonie war nunmehr ganz an dem Abgrund ihres Verderbens. Die Verbundenen waren nur unter sich selbst noch uneinig, ob sie sich den Franzosen, oder den Holländern, oder den Engelländern in die Arme werfen, oder mit Gewalt eine eigene nach ihrem Kopf eingerichtete Regierungsform einführen sollten. Beyde Partheyen hatten sich gewafnet zusammengezogen und standen einander gegen über. Der Augenblick war nunmehr da, da der bürgerliche Krieg, im Gefolg aller seiner Schrecken, dieß ruhige Land verwüsten und zur Einöde machen sollte. Vielleicht hoffen nunmehr viele Leser, daß nunmehr erst die Geschichte der Insel interessant werden, und durch die blutigsten Auftritte die Aufmerksamkeit des Lesers rege machen wird. Uns freut es, daß wir ihnen sagen

können

können, daß sie sich irren, und daß trotz aller kriegerischen Anstalten die weisen Felsenburger eben so friedfertig nach Hause giengen, als sie muthig und tapfer von dort ausgezogen waren. Dieß war das Werk eines einzigen Mannes, welcher durch seine Mäßigkeit und Weisheit wieder gut machte, was die Thorheit vieler verdorben hatte. Es war Albert Julius der dritte, ein Urenkel von dem ersten Albert Julius, welcher die Colonie von dem Untergang rettete. Als ein anderer Menenius Agrippa besiegte er durch seine alles vermögende Beredsamkeit die Hartnäckigkeit der Widerspänstigen, die man vielleicht vergeblich durch die Stärke der Waffen zu unterdrücken gesucht haben würde. Ein Mann, der sein Vaterland ohne Blutvergießen, nicht nur der Gefahr entreißt, sondern auch durch Aufklärung des Verstandes glücklich macht, verdient mehr als der Lorbeerreichste Held, daß die Geschichte seinen Namen aufbewahrt, und das Andenken seiner wahren Größe der Nachwelt überliefert.

Albert Julius der dritte, war der Enkel von dem vierten Sohn des ersten Albert Julius, Stephans. Er ward mit einer Anlage zu großen Fähigkeiten gebohren, und zum Glück fiel sein Vater auf den Gedanken, der die Veranlassung ward, daß sich alle diese Fähigkeiten in der Folge entwickeln konnten. Sein Vater, der gleichfalls Stephan hieß, beschloß, da es dazumal der Insel noch an sehr vielen Hülfsmitteln mangelte, welche zu einer guten Erziehung erforderlich waren, ihn nach

Europa zu senden, und daselbst seine Erziehung vollenden zu lassen. Der junge Albert Julius brachte die Zeit von seinem achtzehnten biß in sein acht und zwanzigstes Jahr, hauptsächlich in Holland, Engelland und Deutschland zu. Sein Verhalten war völlig den Absichten gemäß, die sein Vater bey seiner Erziehung gehabt hatte. Der Jüngling war unermüdet, sich zum nützlichen, brauchbaren Bürger seines Vaterlandes zu bilden, und er ließ keine Wissenschaft, keine Erweiterung seiner Känntnisse ungenutzt, welche ihm nur einigermaßen zu Erreichung dieses Endzweckes behülflich seyn konnte. Sein bescheidner Character verabscheute alles leere Geräusch blendender Eigenschaften, welche viel glänzen, und wenig nutzen. Seine ganze Seele kannte keinen andern Ehrgeiz, als Menschen glücklich zu machen, oder ihnen nützlich zu seyn. Mit einem von Menschenliebe so warmen Herzen, verband er einen Schatz von wahrer Gelehrsamkeit, von wohlgeleuterter Erfahrung, so, daß er in mehr als einer Sphäre brauchbar war. Allein wer ihn nur obenhin übersah, verkannte seinen Werth gänzlich. Oft hielt man ihn für einen mittelmäßigen Kopf, wenn er wirklich groß handelte, und da er niemals der Lobredner seines eignen Ruhms war, so blieben seine edelsten Thaten verborgen; Da er aber für sie keinen Lohn weiter, als das Zeugniß seines eignen Herzens, gut gehandelt zu haben, verlangte, so war ihm dieß gleichgültig. Oft tadelte man ihn sogar da, wo man ihn loben sollte. Ueber Lob und Tadel der Menschen gleich weit erhaben, gieng er

seinen einmal betretenen Weg ruhig fort, überzeugt, daß er der einzige richtige sey, den er zu wählen habe. Er war einige Jahre vor dem Ausbruch der gegenwärtigen Unruhen in sein Vaterland zurückgekommen. Er sah die Mängel in der politischen Verfassung desselben sehr gründlich ein. Allein die patriotischen Vorschläge, die er zu Verbesserung dieser Mängel that, fanden bey den Häuptern des Landes nicht Beyfall genug, daß sie hätten ausgeführt werden können. Auch noch selbst bey dem Anfang der Unruhen, rieth er zu sanften Mitteln, sie beyzulegen, und zu schleuniger Abhelfung der gegründeten Klagen der Uebelgesinnten. Man verachtete seinen Rath so lange biß es fast zu spät war, ihn zu nutzen. Der tapferste und zahlreichste Theil der Einwohner war ohne Zweifel auf der Seite der Unzufriednen, und diese waren sich der Ueberlegenheit über ihre Gegenparthey sehr wohl bewußt. Jemehr diese letztere den Augenblick herannähern sah, mit welchem die Feindseeligkeiten nothwendig ihren Anfang nehmen mußten, jemehr entfiel ihr der Muth. Die Anhänger dieser Parthey nahmen endlich ihre Zuflucht zum Albert Julius und ersuchten ihn um seine Vermittelung zwischen beyden Theilen. Dieser war so gleich willig, alles zu versuchen, wodurch sein unglückliches Vaterland von dem nahen Untergang gerettet werden könnte. Er begab sich zu den Anführern der Unzufriednen. Er zeigte ihnen die übeln Folgen ihres Aufstandes. Er überführte sie, daß, wenn sie sich einer fremden Nation in die Arme werfen wollten, sie im Grun-

de nichts weiter thun würden, als daß sie ihre jetzige Sklaverey, wie sie ihren Zustand nannten, mit einer noch viel härtern vertauschten. Er gab ihnen zu, daß ihre jetzigen Umstände nicht die vortheilhaftesten für sie wären, er zeigte ihnen aber, wie leicht solche sich verbessern ließen, daß diese Verbesserung keine Chimäre sey, sondern leicht zur Wirklichkeit gebracht werden könnte. Er schilderte ihnen mit den lebhaftesten Farben den glücklichen Zustand eines unabhängigen Volkes, welches durch Einigkeit, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit der Güter, die ihnen Gott und Natur darbiethen, ruhig und zufrieden genüßt. Er machte ihnen die Mittel, wodurch sie dieses Glück erlangen könnten, so sicher, so leicht, daß die gute Ausführung des Entwurfs gar nicht zweifelhaft schien. Seine überzeugende Beredsamkeit, seine einschmeichelnde, gefällige Art, mit der er seinen Vortrag unterstützte, sein rechtschaffener, ofner Character, welcher aus allen seinen Handlungen hervorleuchtete, öfneten ihm bald das Ohr der Menge, und sie fanden seine Gründe so stark und eindringend, daß sie ihnen ihren Beyfall nicht versagen konnten. Sie versprachen ihm zuerst, daß sie sich nie gewaltsam von der Colonie trennen und sich einer fremden Macht unterwerfen wollten, doch unter der Bedingung, daß ihren Beschwerden abgeholfen, und die ganze verdorbene Verfassung umgeschmolzen würde.

Vielleicht wird es manchem Leser unwahrscheinlich vorkommen, daß die Parthey der Misvergnügten

ten den Vorstellungen des Albert Julius so leicht Beyfall gegeben habe, da die Geschichte so wenig Beyspiele aufweist, daß einmal entstandene bürgerliche Unruhen ohne Blutvergießen beygelegt worden. Allein wenn man die Glieder der Colonie in dem wahren Lichte betrachtet, in welchem sie betrachtet werden müssen, so fällt das Unwahrscheinliche hierbey gänzlich weg. Es war kein roher ungesitteter Haufe von Empörern, von welchen die meisten in der Fortdauer dieser bürgerlichen Zwistigkeiten ihren Vortheil gesucht und gefunden hätten. Der größte Theil wenigstens waren redlichgesinnte Bürger von untadelhaften Sitten, welchen man höchstens keinen andern Vorwurf als den Vorwurf einiger Schwärmerey und zu gewaltsamer Entschließungen machen konnte. Sie glaubten bloß die Stimme der gedrückten Menschheit hören zu lassen, wenn mit dieser zugleich sich die Stimme der Leidenschaften verband. Bey dem redlichen, gutgesinnten Mann hat diese Stimme der Leidenschaften nie so sehr das Uebergewicht, daß sich nicht kühle Augenblicke finden sollten, wo er seinen eignen Irrthum fühlt, und geneigt wird ihn zu verbessern.

Albert Julius fand vielmehr Schwierigkeiten bey der herrschenden Parthey des Staats, seine Vergleichsvorschläge durchzusetzen. Hier mußten viele Personen, die aus der bisherigen Anarchie des Landes Vortheil gezogen, diesen Vortheil aufopfern; Sie mußten überdieß dem Gegentheil nachgeben, den sie bißher größtentheils als Pöbel be-

handelt hatten. Nur die äuserste Nothwendigkeit, und die Ueberzeugung, daß ihr Widerstand vergeblich seyn würde, zwang sie, den ihnen so unangenehmen Schritt zu einer Aussöhnung beyder Partheyen zu thun. Nach vielen mühsamen Unterhandlungen Albert Julius, und der Redlichgesinnten, die ihm beygetreten waren, kam es denn zu einem vorläufigen Vergleich beyder Theile. Die Vergleichspuncte waren kürzlich folgende 1) Der Punct einer allgemeinen Amnestie und Niederlegung der Waffen. 2) Die Aufhebung der bißherigen Verfassung in geistlichen und bürgerlichen Dingen. 3) Die Errichtung einer nach der Zahl der Städte und Flecken aus den weisesten und einsichtsvollsten Mitgliedern der Colonie gezogenen Commission, welche die neue Einrichtung des Staats nach allen den verschiedenen Zweigen der politischen Verfassung entwerfen, und indessen die oberste Gewalt ausüben, jedoch aber jedes Ding in dem Zustand lassen sollte, in welchem es sich damals fand. 4) Der ausdrückliche Vertrag der Colonisten, sich der neuen Regierungsform nach erfolgter Genehmigung der durch die Commißion repräsentirten Städte und Flecken, zu unterwerfen. Diese Commißion nahm ihren Anfang. Die Wahl der Repräsentanten machte der Einsicht und Unpartheylichkeit der Wählenden eben so viel Ehre, als das Verhalten der Repräsentanten selbst, das Vertrauen, welches jene in sie gesetzt hatten, rechtfertigte. Da hier weder Cabale noch Gunst entgegen arbeiteten, so konnte es nicht fehlen, daß nicht die Mitglieder der Commißion

mißion aus den weisesten, redlichsten und einsichtsvollsten Einwohnern der Insel ausgezogen worden wären, und Albert Julius selbst mußte nothwendig eine der vornehmsten Triebfedern des ganzen Werks seyn. Ihre Berathschlagungen hatten hauptsächlich viererley Gegenstände: Die Regierungsform, die Gesetzgebung, die Religionsverfassung, die Erziehung der Jugend. Die Entwürfe, nach welchen sie bey Bearbeitung dieser vier so wichtigen Theile der öffentlichen Verfassung eines Landes verfuhren, rührten fast ganz allein von Albert Julius her, und sie werden im Folgenden noch weitläuftiger angezeigt werden. Hier sey es indessen genug, anzuführen, daß diese weise Versammlung es nach Verfluß dreyer Jahre, durch unermüdeten Fleiß dahin brachte, daß sie das Resultat ihrer patriotischen Bemühungen ihren Mitbürgern zur Billigung oder Verwerfung vorzulegen im Stande war. Die Repräsentanten jeder Stadt und jedes Fleckens übergaben ihrem Ort, den Entwurf der neuen Verfassung zur genauesten Prüfung, und sie genossen den süßen Lohn ihrer Bemühungen für das Vaterland, daß ihr Eifer erkannt, und ihre Vorschläge von der ganzen Colonie, nach wenigen erfolgten Abänderungen gebilliget wurden.

Den Einsichten und den Bemühungen dieser Männer hat die Insel ihre gegenwärtige Einrichtung zu danken. Eine weitläuftige Entwickelung dieser Einrichtung ist hier um deßwillen überflüßig, da in den folgenden Abschnitten, von allen verschie-

schiedenen Zweigen derselben umständlich wird gehandelt werden. Hier ist bloß nöthig zu bemerken, daß dadurch die dabey vorgesetzten Absichten der bürgerlichen Sicherheit und Freyheit glücklich erreicht, und die Insel aus ihrem Verfall zu einem blühenden Lande nach und nach empor gehoben wurde. Die Mittel, deren man sich zu Erreichung dieses Endzwecks bediente, waren weise, der Natur des gesitteten Menschen und der Beschaffenheit des Landes angemessene Gesetze, wahre dem Geist des Christenthums entsprechende Religion, vernünftige gleiche Erziehung, wie sie der Mensch, dieß aus Körper und Geist zusammengesetzte Wesen, verlangt, bürgerliche Freyheit und Gleichheit in allen und jeden Dingen, wo das allgemeine Beste nicht ausdrücklich eine Einschränkung fordert.

Die entworfenen Gesetze waren wenig, einfach, deutlich und so viel möglich jedem verständlich. Sie gründeten sich auf keine tiefe Känntniß fremder ausländischer Gesetze und Rechte. Sie waren bloß aus der Känntniß der Natur und Religion des Menschen, mit Rücksicht auf seine Localumstände, gezogen. Nach der entworfenen Regierungsform blieb die Colonie eine einzige Familie, deren Glieder Brüder waren, und einen allgemeinen Vater, den sie sich selbst wählten, als ihr einziges Oberhaupt erkannten.

Das angenommene System der Religion, gründete sich bloß auf den deutlichen Sinn der h. Schrift,

ohne

ohne Verwickelung menschlicher Zusätze und Auslegungen. Der Felsenburgische Christ hielt sich bloß an den einfachen Grundsatz, daß alles dasjenige, was ihm Gott in einer geoffenbarten Religion nicht mit ausdrücklichen und deutlichen Worten vorgeschrieben und anbefohlen habe, ihm zu Erlangung der Seeligkeit zu wissen und zu verstehen nicht nothwendig sey, sondern es seiner eignen Willkühr überlassen bleibe, was er davon denken wolle. Es versteht sich hieraus von sich selbst, daß mit diesem neuangenommenen Religionssystem, die ausgebreitetste Toleranz, in so fern sie nicht die Beförderung des gänzlichen Unglaubens zum Gegenstand hat, verbunden war.

Das vorzüglichste Merkmal, wodurch sich die Colonie bey ihrer neuen Einrichtung von allen gesitteten und ungesitteten Völkern gänzlich unterschied, und von der fast allgemein angenommenen Gewohnheit abgieng, war die Erziehung der Jugend. Diese wurde von der niedergesetzten Versammlung der Repräsentanten nach einer ganz neuen Methode entworfen. Der neue Erziehungsplan sollte der Grundstein von der ganzen politischen Verfassung der Colonie werden. Nach diesem Erziehungsplan wurde das Erziehungsgeschäfte denen Eltern von dem vierten Jahre des Kindes, ganz aus den Händen genommen. Diese junge Pflanzschule des Staats sollte bloß auf Kosten desselben, und unter der speciellen Aufsicht des Regenten angelegt, unterhalten und biß zur völligen Reife befördert werden.

Gleich-

Gleichheit aller und jeder Bürger unter sich, Aufklärung des Verstandes, Ausbildung des Herzens, war der allgemeine Endzweck der Erziehung. Der Sohn des Oberhaupts der Insel genoß keine andere Erziehung als der Sohn des ärmsten Landmanns. Reichthum und Armuth sollte aber auch weiter kein Unterscheidungszeichen der verschiedenen Mitglieder der Colonie seyn, und den einen geehrt, den andern hingegen verächtlich machen. Unwissenheit, Vorurtheil, Ungesittheit, Boßheit des Herzens sollte nach diesem Erziehungssystem nicht länger das ewige Antheil des vernachläßigten Landmanns bleiben. Bloß von den Fähigkeiten des Zöglings, nicht vom Stand, nicht vom Ueberfluß, nicht vom Mangel seiner Eltern sollte es abhängen, in wie weit er in einer höhern Sphäre durch die Stärke des Geistes glänzen, oder durch getreue Erfüllung seines Berufs bey der Arbeit seiner Hände verehrungswürdig seyn sollte. Durch die dabey angewandte Erziehungskunst sollte ihm die Ausübung aller bürgerlicher Tugenden selbst der Pflichten der Religion so leicht und geläufig, ja gewissermaßen so mechanisch werden, daß ihm diese Ausübung wenig oder keine Beschwerlichkeit verursachen könnte. Der Verfolg der Erzählung wird es lehren, in wie weit die hierbey vorgesetzte Absicht erreicht worden sey.

Es wurden noch verschiedene erhebliche Veränderungen in den Sitten, willkührlichen Gebräuchen, Gewerben und Beschäftigungen der Einwohner vorgenommen, welche ihren Grund theils in

der

der Natur der Sache, theils in den Localumständen der Colonie hatten. So ward z. E. zur Vermeidung alles unnützen Aufwandes und auch der Erhaltung der äußerlichen Gleichheit der Colonisten, eine bestimmte Nationaltracht der Mannspersonen und Frauenzimmer eingeführt. Gold, Silber, Seide und überhaupt alle Producte, welche die Insel nicht selbst hervorbrachte, waren dabey gänzlich ausgeschlossen. Alle Stände der Colonisten trugen sich gleich. Die Tracht selbst war bey beyden Geschlechtern dem Bedürfniß, dem Anstand und dem Wuchs des Körpers angemessen, einfach und reinlich. Ein enges Camisol, lange Beinkleider und ein weiter Ueberrock, fast wie die türkische Tracht, war für die Mannspersonen, und ein langes Leibkleid, ein Sommerhuth oder eine leichte Haube, im Englischen Geschmack für die Frauenzimmer ein hinlänglicher und anständiger Putz. Das Eigenthum der Grundstücke ward einigermaßen dadurch eingeschränkt, daß die ganze Insel nach den verschiedenen zehn Zweigen, in welche sich die Familie des ersten Stammvaters Albert Julius I. ausgebreitet hatte, in zehn Theile vertheilt wurde. Die zu jedem Theil gehörigen Grundstücke, waren in so weit unveräußerlich, daß sie schlechterdings bey dem Stamm, welchem sie zugefallen waren, bleiben mußten; Uebrigens konnten sie unter den Familien eines jeden Stamms willkührlich veräusert werden, nur mit dem Unterschied, daß einiges Land von jedem Wohnsitz unzertrennbar war. Es hieng also von dem Fleiß oder Faulheit eines jeden ab, ob er

sein Vermögen vermehren oder verringern wollte. Für Entschädigung bey unvermeidlichen bloß zufälligen Unglücksfällen sorgte der Staat, welchem zu diesem Bedürfniß verschiedene Quellen vorbehalten waren. Müßiggang war auf der Insel ein bürgerliches Verbrechen, welches die Gesetze ahndeten. Aller auswärtiger Handel war gänzlich verbothen und wurde nur auf besondere Erlaubniß des Oberhaupts, welches sowohl die auszuführenden, als einzuführende Producte genau bestimmte, bißweilen gestattet. Es werden noch in dem folgenden eine Menge Abweichungen vorkommen, durch welche sich die Felsenburgische Colonie von andern Völkern unterscheidet, und jeder Leser mag nach seinem eignen Geschmack über den Vortheil oder Nachtheil dieser Abweichungen urtheilen. Außer den Gründen, die im Vorhergehenden schon angeführt worden sind, warum die ganze Umschmelzung der Colonie mit so weniger Erschütterung geschehen konnte, muß man noch erwägen, daß es freywillige Bande waren, die sich das Volk, als sein eigenes Werk, anzulegen schien. Und wie gern duldet der Mensch jeden Zwang, wenn es seinem Stolz schmeichelt, daß er ihn sich selbst aufgelegt hat. Vielleicht würde auch die ganze Einrichtung nicht von einer beständigen Dauer gewesen seyn, wenn nicht im Anfang die Neuheit und das Sonderbare, welche so viel Anziehendes für alle Menschen haben, und in der Folge die Erziehung, durch welche in einem Zeitraum von dreyßig Jahren eine ganz neue Generation geschaffen wurde, diese Einrichtung unterstützt hätten.

Es haben mir auch viele Altväter der Colonie gestanden, daß es an Mißvergnügten über die neuen Sitten und Gesetze nicht gemangelt habe, und daß es leicht zu gefährlichen Ausbrüchen deswegen hätte kommen können, wenn die Klugheit des neugewählten Altvaters Albert Julius III. der der Urheber der meisten Entwürfe war, ihnen nicht gleich Anfangs durch die weisesten Maasregeln vorgebeugt hätte. Da indessen nur eine geringe Anzahl der Mißvergnügten war, die Unpartheyischen und Redlichen die Vortheile der neuen Verfassung einsahen, und der Zustand der Colonie sich von Jahr zu Jahr besserte, so waren alle Bemühungen einiger Widerspänstigen, die neuen Entwürfe zu vereiteln, vergeblich.

Der siebende Abschnitt.

Materialien zur Wahl eines Fürsten und einer Huldigungspredigt. Pflichten, die ein guter Regent, doch nur auf der Insel Felsenburg unumgänglich beobachten muß. Einfluß seines Beyspiels auf sein Volk.

Der Tag, an welchem die neue Regierungsform der Colonie, und die neu entworfenen Gesetze öffentlich eingeführt, und von dem ganzen Volk beschworen werden sollten, war einer der feyerlichsten, vielleicht der einzige, dessen die Geschichte als eines Tages gedenkt, an dem ein freyes Volk sich feyerlich und freywillig den Gesetzen unterwirft, nach welchen es regiert seyn will. Die weiten Ebenen

Bayerische Staatsbibliothek München

vor der Albertsburg der Wohnung des Regenten, waren mit einer unübersehbaren Menge Volks von allerley Alter, Stand und Geschlecht angefüllt. Munterkeit, Zufriedenheit, brüderliche Eintracht sprach aus jedem Auge und aus jeder Handlung. Die ernste feyerliche Scene, ward mit dem Lob und Preiß des Allgütigen, der die Colonie bißher so väterlich geschützt, und mit dem Gebet um seinen künftigen Seegen eröfnet. Die ganze Gottesdienstliche Handlung war kurz, äußerst rührend, und Andachtsvoll. Die von dem Volk gewählten Repräsentanten, welche bißher die Regierung der Insel geführt, und die Gesetze, nach welchen diese Regierung künftig eingerichtet werden sollte, entworfen hatten, erschienen sodann auf einer erhöhten Bühne. Der älteste von ihnen legte dem Volke von ihrer geführten Verwaltung der Geschäfte Rechenschaft ab. Er forderte diejenigen feyerlich auf, welche wider diese Verwaltung einige Beschwerde anzubringen hätten, damit sie von der ganzen versammleten Colonie untersucht, und die Urheber derselben zur Verantwortung gezogen werden könnten. Der allgemeine Beyfall der Menge belohnte sie für den Eifer, mit welchem sie sich das allgemeine Beste hatten angelegen seyn lassen: Nachdem sie hierauf das Volk gefragt hatten, ob sie die neuentworfenen Grundgesetze der Colonie nochmals genehmigen, und solche feyerlich beschwören wollten? und die ganze Versammlung durch ein lautes Ja sich hierzu willig erklärte, nahmen sie dem Volk den Verbindungseyd ab, diesen Gesetzen zu gehorchen, und gaben

sodann

sodann ihre bißher geführte Oberherrschaft, in die Hände des Volks zurück, aus welchen sie solche erhalten hatten. Zuvor empfahlen sie noch mit den rührendsten Vorstellungen, die Verfassungsmäßige Wahl eines neuen Altvaters, an die Stelle des verstorbenen Altvaters Roberts.

Diese Wahl war in weniger Zeit vollbracht, und fiel einmüthig auf den Altvater Albert Julius III. aus dem Stephanischen Geschlecht, welcher bißher die Seele der ganzen Versammlung der Repräsentanten gewesen war. Seine Erhebung zur Würde eines Regenten ward sogleich ohne viele äußerliche Pracht, und ermüdende Cerimonien vollendet. Nachdem er fast übereinstimmend zum Altvater und Regenten der Insel erklärt worden war, legte er einen Eyd ab, dessen vorzüglichster Innhalt darinnen bestand, daß er die Colonie, so wie ein Vater seine Kinder regieren, für ihr Bestes sorgen, und sich nie einer despotischen Herrschaft über sie anmaßen wolle. Die Colonie schwor ihm dagegen eine Art von Huldigungseyd, daß sie ihn wie Kinder ihren Vater ehren, seinen Anordnungen gehorsamen, zu Beförderung des allgemeinen Bestens eifrig mitwirken, und sich seinen Ermahnungen und Strafen ohne Widerrede unterwerfen wollten. Das ganze Geschäfte wurde sodann mit einem kurzen aber warmen Dank, an den Urheber und Geber alles Guten beendiget.

Nie ist wohl, seit jenem öffentlichen und feyerlichen Bündniß, welches an dem Fuße des Sinai zwischen

Gott und seinem Volk geschlossen wurde, der Vertrag zwischen Regenten und Unterthanen einfacher und doch zugleich mit mehr Würde aufgerichtet worden, als dieser. Möchten doch die Fürsten immer mehr einsehen lernen, daß keine äußerliche Pracht, keine Anhäufung glänzender oft lächerlicher Cerimonien ihnen wahre Würde geben kann, sondern, daß diese Würde, bloß aus ihrem persönlichen Verdienst entstehen muß. Es ist ein Vorzug unsers Zeitalters, daß selbst die Fürsten zum Theil diese Wahrheit einsehen lernen, und ihren Glanz mehr in der Größe der Seele, als in einem leeren asiatischen Pomp suchen, und finden.

Die Regierung Albert Julius III. ist zu merkwürdig, als daß wir uns nicht noch bey derselben aufhalten, und den Maaßregeln nachspüren sollten, welche dieser große Mann ergriff, um den Entwurf, sein Volk glücklich zu machen, auch wirklich auszuführen. Seine vorzügliche Bemühung gieng dahin, sich das Zutrauen dererjenigen, die er beherrschen sollte, zu erwerben. Wehe dem Lande, welches entweder an der Fähigkeit, oder an dem Willen seines Regenten, es glücklich zu machen, zweifelt. Der geringste Unterthan eines Landes ist bey dem Anfang einer neuen Regierung aufmerksam genug auf die Schritte, welche das neue Oberhaupt thut, um seine Macht in Wirksamkeit zu setzen. Sind diese Schritte falsch, und zielen nur bloß auf den Gebrauch der Macht, der Unterdrückung, den Genuß der Größe, der Ueppigkeit und der Bequemlichkeit,

keit, auf Aufopferung des Landes an unfähige Minisiters, so bleiben die übeln Folgen davon nicht lange verborgen. Auch der Einfältigste bemerkt sie. Verschwunden ist sodann der Traum von Glückseeligkeit, den man sich von dem neuen Regenten machte; Mißtrauen und träge Gleichgültigkeit der Unterthanen, macht sodann sehr oft auch noch das wenige Gute rückgängig, das diesem Phantom eines Vaters seines Volks oder seinen Ministern, bey einer müßigen Viertelstunde einfallen könnte. Popularität, unermüdete Thätigkeit, eigne Wirksamkeit in den Geschäften, tägliche Beweise der Fähigkeit zu regieren, wahre väterliche Gesinnungen, vermischt mit heilsamer Strenge, wo es nöthig ist, Bestreitung und Hinwegräumung der Vorurtheile und Hindernisse, die unzertrennlich mit dem Range der Fürsten verbunden sind, und vor allem, unüberwindliche Taubheit gegen die giftige Zunge der Schmeicheley, sind längst bekannte Mittel, sich das Vertrauen des Volks zu erwerben und solches von Tag zu Tag zu befestigen. Und dennoch so allgemein sie bekannt sind, so selten werden sie gebraucht. Freylich macht die Anwendung dieser Mittel, den Regenten zu dem geplagtesten Mann, zu einem täglichen Opfer seines Volks. Was ist alle Mühe, alle Beschwerde gegen den Ruhm eines guten Fürsten, das Bild Gottes auf der Erde zu seyn und ihm schon als Mensch durch Wohlthun und Güte am nächsten zu kommen? Was für eine niedrige, kriechende Seele muß der Regent haben, den dieser Gedanke nicht zu dem edelsten und zugleich mühsam-

sten Geschäfte, an dem Glück seines Volkes unermüdet zu arbeiten, anfeuren und empor heben kann!

Die erste Beschäftigung, die Albert Julius III. nach dem Antritt seiner Regierung übernahm, war diese, daß er das Land, so er beherrschen sollte, biß auf den kleinsten Winkel genau kennen zu lernen suchte. Er pflegte oft zu sagen, ein Fürst, der sich nie die Mühe nehmen wollte, sein Land mit seinen eignen Augen zu prüfen, sondern diese Sorge seinen Dienern überlasse, komme ihm eben so vor als der Bewohner eines Hauses, dem es zu mühsam deuchte, alle Zimmer seiner Wohnung zu untersuchen, und sich daher begnüge, die entlegenern Winkel derselben durch ein Fernglaß zu besehen. Mit der genauesten Känntniß des Landes, verband er, so viel es möglich war, eine genaue Känntniß seiner Unterthanen, ihrer Vermögensumstände, ihrer Tugenden und ihrer Fehler. Nie sah er ein vorzüglich angebautes oder außerordentlich vernachläßigtes Stück Land, ohne sich nach dem Besitzer desselben, und den Ursachen seines Wohlstandes oder seines Verfalls genau zu erkundigen. Allen Unterthanen, von dem obersten biß zu dem geringsten, stand es frey, sich ihm zu nahen, seine Beschwerde vorzutragen, und die Abhelfung derselben von ihm zu fordern. „Der Vater, sprach er oft, „dem auch die oft kindischen Klagen seiner Kinder „überlästig werden, ist ein ungütiger Vater. Wer „wird mit mehr thörichten Bitten überlaufen als „Gott selbst, und dennoch treibt er keinen einzigen

dieser

„dieser thörichten Supplikanten mit Ungestüm von „sich. Das Land, wo alle Supplicken mit fürstli„chem Stolz an die Behörde gewiesen werden, ist „ein verlaßnes Land und der Vorwand, der dadurch „zu erhaltenden guten Ordnung ist der Deckmantel „entweder der fürstlichen Bequemlichkeit oder der „Ministerialischen Intrigve.„ Man erlaube hier dem Geschichtschreiber eine kurze Anmerkung. Kein Fürst kann doch seinen Unterthanen verehrungswürdiger seyn, als derjenige, der durch Herablassung, gleich der wohlthätigen Sonne seinen erwärmenden Strahl auch biß auf das Herz seines niedrigsten Unterthans fallen läßt. Verschiedene der erhabensten Regenten unsers Zeitalters glänzen vielleicht dermaleinst in den Geschichtbüchern der Nachwelt, mehr durch diese väterliche Sorgfalt, welcher sich auch der geringste ihrer Unterthanen erfreuen darf, als durch die Siege, die sie entweder bereits erhalten haben, oder noch erhalten könnten.

Albert Julius III. sah ferner die Aufnahme des Ackerbaues als die Grundlage eines blühenden Staats an. Er fand, daß diese so ehrwürdige, diese allerälteste Beschäftigung des Menschen, der aus der Hand Gottes kam, in Verfall gerathen, ja so gar verächtlich geworden war. Er that alles, um ihn aus dieser Verachtung empor zu heben. Der weise, der erfahrne Landwirth war ihm eben so schätzbar, als der größte Gelehrte oder Staatskluge der Insel. Er hatte eben sowohl Zutritt zu seiner Tafel und zu seiner Gesellschaft als dieser. Frey-

lich würde die geschminkte, mit wohlriechenden Essenzen überthaute Hofdame sehr die Nase gerümpft haben, und ihres Riechfläschgens oft benöthiget gewesen seyn, wenn sie mit diesen unparfümirten Herrn von den Hefen des Volks am Spieltische hätte Parthie machen müssen. Aber zum Glück der Insel gab es daselbst weder Hofdamen, noch Spieltische.

Albert Julius wußte, daß jede Handlung eines geliebten Regenten den Ton angiebt, den jeder Unterthan entweder annimmt, oder doch wenigstens affectirt. Er legte sich eine eigene kleine Plantage zu, die er bißweilen zu seinem Vergnügen mit eignen Händen bearbeitete, oder wenigstens war er bey Bearbeitung derselben, so oft es wichtigere Geschäfte verstatteten gegenwärtig. Er hielt es eben so wenig als die Kayser von China für unanständig den Pflug mit seinen eigenen Händen zu leiten. Sein Beyspiel ermunterte mehr als ausgesetzte, aber sehr oft unbezahlte Prämien an Gelde, zu emsiger Betreibung des Ackerbaues. Er ließ alle Arten ausländischer Sämereyen und Zuchtthiere kommen, theilte sie unter seine Unterthanen unentgeldlich aus, und belohnte ihre angewandte Mühe, so wohl mit seinem Beyfall als mit wirklichen Vorzügen, die er ihnen vor ihren faulen und nachläßigen Mitnachbarn mittheilte. Er hielt überhaupt dafür, daß ein fleißiger unermüdeter Landwirth, welcher 20. biß 30. Morgen Moor- und Bruchland urbar gemacht hat, dem Lande nützlicher sey, als jeder witzi-

witzige Kopf, welcher bloß belustiget. Seine Bemühungen, durch welche er den Ackerbau unterstützte, waren von so glücklichem Erfolg, daß in einem Zeitraum von wenigen Jahren, die Insel zu demjenigen Grad der Cultur gelangte, in welchem ich sie bey meiner Ankunft auf selbiger fand.

Die Sorge für den Ackerbau hinderte ihn nicht, seine Aufsicht auch auf andere nützliche Zweige der Industrie auszudehnen. Er folgte aber hierbey jederzeit dem Grundsatz, den er als allgemein annahm: Daß ein Land nur alsdann reich ist, wenn es nicht mehr Bedürfnisse hat, als seine eigenen Producte befriedigen können, und daß also die Menge seiner Bedürfnisse mit der Menge und dem Vorrath seiner eignen Producte in einem genauen und richtigen Verhältnisse stehen müsse. Nach diesem Grundsatz suchte er die Bearbeitung aller und jeder Producte, welche die Insel nach der natürlichen Beschaffenheit ihres Bodens dem fleißigen Anbauer, zur Belohnung seiner Mühe, reichlich darboth, mit dem größten Eifer zu befördern. Der Anbau der Baumwolle, welche vorzüglich auf der Insel fort kam, die fernere Bearbeitung dieses rohen Products, die verbesserte Schaafzucht, der Betrieb und die Verfeinerung der vornehmsten Manufacturen und Fabricken, welche zum Bedürfniß und der wahren Bequemlichkeit des Lebens nothwendig sind, waren ein vorzüglicher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und er war unermüdet, den sich hierbey eräugnenden Mängeln durch

neue Transporte aus den benachbarten Gegenden so lange abzuhelfen, biß er solche entbehren konnte. Die Sicherheit der Colonie machte es überhaupt nothwendig, daß aller Verkehr mit Fremden, nicht anders als mit großer Behutsamkeit und unter unmittelbarer Direction der Regierung, niemals aber auf Rechnung einer einzeln Privatperson geführt werden muste, und durch die natürliche Lage der Insel sah die Regierung sich in den Stand gesetzt, allen Unterschleif und alle Uebertretung dieses Grundgesetzes zu verhindern. Die verhinderte Einführung fremder unnöthiger Waaren, und entbehrlicher Bedürfnisse des Luxus, welche die Colonie in kurzem würden arm gemacht haben, war nicht der einzige Vortheil, den diese durch den gesperrten ausländischen Handel gewann. Der andere Vortheil, daß ihr die Laster und verderbten Sitten der Ausländer fast gänzlich unbekannt blieben, war von weit grösserer Wichtigkeit.

Wenn die Insulaner an allen diesen neuen Einrichtungen Geschmack finden sollten, so war es freylich nöthig, daß viele von ihren alten Vorurtheilen aus dem Wege geräumt, und ihr Character zum Theil ganz umgeschmelzt wurde. Sie mußten einsehen lernen, daß Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Freyheit, reichliches durch Fleiß erworbenes Eigenthum und ruhiger Genuß desselben, verbunden mit Gesundheit und Zufriedenheit, die besten und kostbarsten Güter des Lebens sind. Ihnen diese richtige Einsicht zu verschaffen, war freylich nicht das Werk einiger

niger wenigen Jahre. Es gehörte viel Mühe, viel Gedult darzu, es so weit zu bringen. Selbst diejenigen, aus deren Erzählungen ich die Materialien dieser Geschichte gesammlet habe, gestanden, daß diese neuen Einrichtungen des Regenten, so nützlich sie auch waren, dennoch keinen allgemeinen Beyfall erhielten. Es gab Murrende genug, welche ihre alten Vorurtheile beybehielten. Zum Glück war der vernünftigste Theil der stärkste. Vielleicht wäre indessen die ganze Unternehmung der Verbesserung niemals mit einem so glücklichen Erfolg, als wirklich geschah, gekrönt worden, wenn nicht die ganz umgeänderte Erziehung der Jugend, das kräftigste Hülfsmittel gewesen wäre.

Ehe indessen diese späte Frucht zu ihrer völligen Reife gelangte, mußte das Beyspiel des Regenten und der vornehmsten Mitglieder der Colonie das meiste thun, den größten Theil der Colonisten umzubilden. Erfahrung und Geschichte haben es so oft erwiesen, und beweisen es noch täglich, was für eine unwiderstehliche Gewalt das Beyspiel des Fürsten über den Nachahmungsgeist seiner Unterthanen hat. Alle herrschende Tugenden und Laster der Nationen kommen fast aus dieser einzigen Quelle her. Albert Julius that hier alles, was nur jemals ein Fürst thun kann, um durch sein Beyspiel sein Volk zu lehren, worinnen es seine wahre Glückseeligkeit suchen soll. Er unterschied sich fast durch nichts von jedem seiner Unterthanen, als durch eine uneingeschränktere und mehr ausgebreitete Neigung,

gung, Wohlzuthun und das Gute zu befördern. Er gieng völlig mit ihnen um, wie ein Vater mit seinen Kindern. Er liebkoſete und belohnte die Fleiſſigen und Guten, ermahnte die Trägen und beſtrafte liebreich die Nachläßigen, und nur für die wenigen ganz Verdorbenen beſtimmte er alle Strenge eines Regenten. Bey der Mühe, die er ſich gab, durch Hülfe ihrer eigenen Leidenſchaften ſie zu Erreichung der Abſichten zu leiten, die er für das allgemeine und ihr eigenes Beſte für die nützlichſten hielt, fand er, was jeder aufmerkſame Forſcher des Menſchen täglich gewahr wird, daß dieſe Menſchen nicht ſo äuſerſt verderbt ſind, als mancher Menſchenfeind ſie abſchildert, und daß es bisweilen nur auf die Art der Behandlung ankommt, um ſie gut oder böſe zu machen. Oft war ein Lob, ein geringes Merkmal des Wohlwollens und der Belohnung, welches ein fleißiger Landmann, aus dem Munde, oder den Händen ſeines Fürſten bey den öftern Beſuchungen aller Orte der Inſel, vor einer zahlreichen Verſammlung erhielt, hinreichend, ein ganzes Dorf zu fleißigen und thätigen Menſchen, und zu guten Bürgern zu machen. Welcher Inſulaner würde ſich ohne Schaam dem Müßiggang, der Schwelgerey und andern Ausſchweifungen überlaſſen haben, wenn er ſah, daß ſein Fürſt der arbeitſamſte, der mäßigſte, und der tugendhafteſte Mann der ganzen Inſel war? Albert Julius hatte noch überdieß das Glück, daß alle übrige Häupter der Colonie durch den Eifer mit dem ſie ihn nachahmten, ſein Beyſpiel noch nützlicher machten. Dieſe

Verei-

Vereinigung so vieler guten Menschen, welche die ersten Stellen der Colonie begleiteten, musten nothwendig die kräftigste Wirkung auf das übrige Volk hervorbringen, und jede bürgerliche Tugend mußte in diesem kleinen Staat eben so nothwendig werden, als es Feinheit der Sitten und der Lebensart an jedem Europäischen Hof seyn mag. Der Contrast muß schlechterdings auffallend und auserordentlich seyn, der sich zwischen zwey Nationen findet, davon die eine von einem thätigen, mäßigen und weisen Fürsten, der bloß für das Glück seines Volks in der That, nicht in dem Munde des Schmeichlers, lebt, die andere aber von einem trägen, wollüstigen, eitlen Fürsten, der sein Volk bloß als die tägliche Nahrung seiner Leidenschaften ansieht, beherrscht wird. Das Gift des Hofes muß sich über den ganzen Staatskörper verbreiten, und die edelsten Theile, eben so, wie die unedlen anstecken. Die Geschichte der Völker wird häufige Beyspiele dieses Contrastes anbiethen.

Kaum ist es nöthig anzuführen, daß aller äußerlicher Pomp aus dem Gefolg des Albert Julius gänzlich verbannt war. Seine Verdienste begleiteten ihn überall, wo er hin gieng, und gaben ihm den Glanz, den seine Würde verlangte. Seine Kleidung war eben so einfach als seine Tafel. Der Grundsatz, daß die Ehre des Fürsten diesen oder jenen Aufwand erforderte, war hier ganz unbekannt. Seine Erholungen bestanden in dem Umgang mit weisen und vernünftigen Männern. Es

war

war keine andere Ahnenprobe nöthig, zu diesem Umgang zugelassen zu werden, als bewährte Prüfung der Tugend und des Verdienstes. Er genoß überdieß das Glück, welches für die Großen der Erde nie bestimmt war, vielleicht, weil sie es so selten verdienen, das Glück der Freundschaft und der Freuden des häuslichen Lebens. Jeder gelungene Versuch, Erkänntniß und Tugend unter seinem Volk auszubreiten, war ihm übrigens so viel, als das glänzendste Fest, welches der geschmackvollste Hof unserer Zeit seinem vor langer Weile einschlummernden Oberhaupt zu einiger Ermunterung anbiethen könnte. Unter einem Regenten von diesem Character muste der Geist der Nation seine ganz eigene Wendung erhalten. Freylich würde ihn ein schimmernder Schriftsteller der Memoires de la Cour de Felsenbourg sehr stumpf gefunden haben. Allein er seines Theils würde bey seinem großen glänzenden Genie auf der Insel das ähnliche Schicksal erfahren müssen.

Der achte Abschnitt.

Von der Kunst der Gesetzgebung. Beytrag zu den neuesten Justizverbesserungen. Von der Chicane. Etwas lehrreiches für Richter. Von Juristenfacultäten und Schöppenstühlen. Von Advocaten. Von Sporteln. Rechtsgelahrheit in nuce.

Albert Julius kannte den wohlthätigen Einfluß, den gute Gesetze, eben so sehr als gute Beyspiele auf das Beste eines Landes haben, sehr genau. Bey dem ganzen Entwurf eines neuen Gesetzbuches, für die Insel, von dem wir in dem Folgenden noch einige Stellen mittheilen werden, hatte er seine hauptsächlichste Absicht darauf gerichtet, kein einziges Gesetz vorzuschlagen, das nicht der Lage und der Verfassung der Colonie angemessen wäre, und zugleich einen wesentlichen, so gleich in die Augen fallenden Nutzen für die bürgerliche Wohlfarth in sich enthalten hätte. Allein er wußte auch ferner, daß es leichter sey, zehn gute Gesetze zu entwerfen, als ein einziges gutes Gesetz, wirklich in Ausübung zu bringen, und daß das vortreflichste gegebene Gesetz, welches nicht ausgeübt wird, eben so viel werth ist, als ein schlechtes. Die Fragen, worauf es hier ankam, waren: Welches sind die leichtesten und kräftigsten Mittel, gute Gesetze beyl einem Volk leicht geltend zu machen und in Ansehn zu erhalten. Und was ist der sicherste Damm, welcher der Chicane entgegen gesetzt werden kann, daß sie die besten gegebenen Gesetze nicht überwältiget? Bey der ersten Frage wird es freylich am

meisten

meisten auf die Klugheit des Gesetzgebers ankommen. Die erste Regel, die er hierbey zu beobachten haben wird, wird ohne Zweifel diese seyn: Nie ein Gesetz zu geben, das nicht einen wahren Nutzen für das Volk hat. Der Einfältigste überzeugt sich von diesem Nutzen bald, im Fall das Gesetz nur faßlich und deutlich genug ist, und der Eigennutz wird leicht der stärkste Bewegungsgrund zu Beobachtung des Gesetzes werden. Die zweyte Regel: Ist das Gesetz wirklich nützlich, so muß nie die geringste Uebertretung des Gesetzes gestattet werden. Strafen sind nicht jederzeit das sicherste Mittel die Ausübung und das Ansehn der Gesetze aufrecht zu erhalten, wenigstens müssen sie ohne Ansehn der Person erfolgen, mit der Wichtigkeit des in dem Gesetz enthaltenen Geboths oder Verboths in sehr genauem Verhältniß stehen, auch nicht, eben so leicht, als das Gesetz selbst, in Vergessenheit kommen. Ich kenne ein Land, welches über viele bürgerliche Angelegenheiten die vortreflichsten Gesetze aufweisen kann. Die Uebertreter derselben werden so gar oft mit den schärfsten Strafen bedroht. Allein das Gesetz ist eben so geschwind vergessen, als es bekannt gemacht wird, und an die darinnen gedrohte Strafe wird eben so wenig gedacht. Was helfen diesem Lande seine besten Gesetze! Die dritte Regel möchte ohngefähr diese seyn: Ein wahrer Nutzen, der oft durch ein Gesetz erlangt werden könnte, muß bißweilen den Unbequemlichkeiten aufgeopfert werden, die mit der Erlangung dieses Nutzens verbunden seyn würden. Sind diese

Unbe-

Unbequemlichkeiten, sie mögen nun, von dem Character der Unterthanen, dem Clima, den Vorurtheilen, selbst der Dummheit der Nation, von der allzu strengen Einschränkung gleichgültiger Handlungen, oder hundert andern Ursachen herrühren, allzu groß, so kommt das Gesetz nach und nach von sich selbst wieder in Vergessenheit und die Beobachtung desselben wird durch die Natur der Sache unmöglich. Es würde nicht an Beyspielen mangeln, diese Regel zu erläutern, wenn es rathsam wäre, sie anzuführen. Sie werden unter den Policey und Zollgesetzen von manchem Lande sehr leicht zu finden seyn. Eine der nothwendigsten Regeln würde vierstens seyn: So wenig Gesetze zu geben, als möglich. Nichts schadet einem Lande mehr, als eine ungeheure Menge von Gesetzen. Der gesunde Verstand erstickt endlich unter der Last derselben, und die Chicane findet in dieser Menge jederzeit die sichersten Waffen. Es ist unmöglich, für jeden möglichen Fall ein besonderes Gesetz zu bestimmen. Vielleicht war dieß die Ursache, welche endlich die Römische Rechtsgelahrheit der Sophisterey ziemlich nahe brachte. Das Gesetz muß jederzeit bloß die allgemeine Regel bleiben. Die täglich vorkommenden Ausnahmen von der Regel muß der Wille des Fürsten, oder derjenige, welchem er hierinne seine richterliche Macht übertragen hat, in jedem einzeln Fall genau bestimmen, aber diese einzelnen Bestimmungen müssen nie die allgemeine Verbindlichkeit eines Gesetzes bewirken können. Nie werden auch diese Bestimmungen in despotische Willkühr ausar-

ten, wenn die das Gesetz vollstreckende Macht, Verstand und Redlichkeit genug hat, das Gesetz auf jede einzelne That richtig anzuwenden. Sollen endlich Gesetze einen wirklichen nützlichen Einfluß auf die Denkungsart und Handlungen der Bürger haben, so muß fünftens der Unterthan von Jugend auf größtentheils mit ihnen bekannt gemacht, der Trieb, darnach zu handeln, in den Erziehungsplan des jungen Bürgers mit eingewebt, und ihm Liebe für sein Vaterland und dessen Gebräuche eingeflößt werden. Freylich werden also diese Gesetze in einer ihm verständlichen Sprache geschrieben seyn müssen. Die Ausdrücke in selbigen werden ihm so viel möglich deutlich und der Rechtsgelehrte nie das Sprachrohr seyn müssen, welcher dem ungelehrten Bürger das Gesetz verdollmetscht, nach dem er tagtäglich handeln soll. Da uns die neuere Geschichte kein Beyspiel einer dergleichen Erziehungsart und des daraus entstandenen Nutzens darbiethet, so mag indessen Sparta und das uralte Rom ein Beweis seyn, daß diese Regel nicht überflüßig sey.

Nach diesen Regeln, die ich aus den eignen Aufsätzen des Albert Julius gezogen habe, handelte dieser verehrungswürdige Regent, um die Gesetze, die er gab, bey seinem Volk geltend zu machen. Es ist noch übrig, daß ich die Mittel anzeige, die er anwandte, eine dauerhafte und gute Justitzverfassung in seinem Lande festzusetzen, und der Chicane, dieser wahren Pest des Staates entgegen zu arbei-

arbeiten. Ich begnüge mich bloß, diese Mittel anzuführen, ohne zu behaupten, daß sie ihre völlige Wirkung gethan haben. Unter allen Mängeln, die ein Land drücken können, ist ganz zuverläßig keinem schwerer abzuhelfen, als dem Mangel einer guten Justitzverfassung. Alle Harpyen, welche an dem Eingeweide des Staats nagen, sind eher zu tödten, als das Ungeheuer der Chicane. Statt des einen ihm abgehauenen Kopfes, wachsen zehn andere, und Friedrich, der mit so vielem Rechte, den so oft gemißbrauchten Namen des Großen verdient, mag es noch so muthig bekämpfen, ganz besiegen wird er es nie. Sie überlistet den Democraten, und herrscht über den Despoten. Die Ursache fällt leicht in die Augen, die Menschen müßten nicht mehr, dem größten Theil nach, dasjenige seyn, was sie jetzt sind, sie müssen ganz umgeformt werden, wenn der Eigennutz nicht länger die Triebfeder aller ihrer Handlungen seyn soll, und so lange diese feste Triebfeder die ganze menschliche Maschine in Gang bringt, so lange wird der Mensch erfindsam genug seyn, allen Hindernissen auszuweichen, welche seinen Eigennutz einschränken wollen. War es jemals in einem Lande möglich, die Chicane ganz auszurotten, so war es auf der Insel Felsenburg, wo die Erziehungsart so viel vortrefliche Hülfsmittel dazu anboth. Albert Julius suchte indessen auf folgende Art sie wenigstens einzuschränken.

Er glaubte, daß die Hauptsache hierbey auf Bestellung gewissenhafter Richter ankomme. Der

Stand der Richter ist gewiß der ehrwürdigste in einem Staat, da er gewissermaßen den vorstellenden Character des Fürsten, und in Rücksicht auf den Urquell aller obrigkeitlichen Gewalt, selbst Gottes in sich begreift. Ob der Richter hierbey eine große oder geringe Würde bekleidet, ob er unter einigen tausend Bürgern, oder unter zehn Bauern Recht spricht, darauf kommt hierbey nichts an. Der Groschen, welcher dem armseeligsten Bauer durch Unrecht entrissen wird, ist ein eben so wichtiger Gegenstand der Gerechtigkeitspflege als das Gut von hunderttausend Thalern, welches dem rechtmäßigen Eigenthümer durch die List der Chicane entzogen werden soll. Wenn also jeder Richter, er sey groß oder klein von der Wichtigkeit seines Amtes hinlänglich überzeugt, wenn ihm der Gedanke stets gegenwärtig wäre, daß der Gott, dessen Stelle er vertritt, und dessen obrigkeitliche Macht er mißbraucht, diesen Mißbrauch nicht ungestraft lassen wird, so würde es freylich mehr gewissenhafte Richter geben, als es wirklich giebt, und die Bestechung würde an dem Fuße des Richterstuhls nie ihr Haupt empor heben können. Albert Julius war daher vorzüglich sorgfältig bey der Auswahl derjenigen, die er zu Ober- und Unterrichtern in seinem Lande bestimmte. Er prüfte ihren sittlichen Character eben so genau, als ihre Einsicht und Geschicklichkeit. Güte des Herzens hielt er bey ihnen für eben so unentbehrlich als Verstand, und da bey dem unerfahrnen Jüngling weder das eine noch der andere ganz ausgebildet seyn kann, so fand er diesen zu

dem

dem richterlichen Amt nie fähig. Kein ohnbärtiger junger Herr trat hier, so bald er aus den Händen seiner Frau Mutter entlassen worden war, auf die obersten Stufen des Richterstuhls und ersetzte durch seine wichtige Mine dasjenige, was ihm an Geschicklichkeit mangelte. Albert Julius ertheilte ferner denjenigen, die er zu Richtern ernannte, die Würde und die Wichtigkeit ihres Amtes mit allem Eifer einzuschärfen, ansehnliche Vorrechte vor ihren übrigen Mitbürgern, belohnte die guten Richter mit vorzüglichen Merkmalen seines Wohlwollens und bestrafte die ungerechten und bösen mit außerordentlicher Strenge. In der That ist auch unter allen Verbrechern, ein ungerechter Richter derjenige, der am wenigsten Mitleiden verdient. Er hielt sich hierbey für glücklich, daß alle Ernennung der Richter seines Landes bloß von ihm abhieng, und er durch keine verliehene Patrimonialgerichte hierinne eingeschränkt wurde, noch etwan einem unwissenden Edelmann und seinem gewinnsüchtigen Gerichtsverwalter, einige Winkel seines kleinen Staats zum Raube überlassen durfte. Weit von dem schädlichen Mißbrauch entfernt, der in einigen Ländern herrscht, die Justitzverwaltung durch Verpachtung zu einer Revenüe seiner Kammer zu machen, hielt er es sich eben für so anständig, für die Ernennung der Richter selbst Sorge zu tragen, als für die Ernennung seines Hofmarschalls, seines Stallmeisters, seiner Kammerherren und seiner Kammerjunker, wenn er dergleichen nöthig gehabt hätte.

Wenn Albert Julius voraussetzte, daß wenigstens der größte Theil seiner Richter gerecht und gewissenhaft wäre, so konnte er ferner kein bequemeres Mittel anwenden eine Menge Kunstgriffe abzuschneiden, deren sich die Ungerechtigkeit bedient, ihren Raub sicher zu erhaschen, als die größere Gewalt, die er seinen Unterrichtern mittheilte, die vor sie gebrachten Streitigkeiten, biß auf einen gewissen Grad der Wichtigkeit des Gegenstandes, ohne Einwendung und ohne Berufung auf eine höhere Instanz nach ihrer besten Einsicht zu entscheiden. Es zeigt jederzeit gegründetes Mißtrauen gegen den Richter an, wenn der Staat ihm jeden Schritt seiner Handlungen so genau vorzeichnet, daß er nicht eine Hand breit aus der ihm angewiesenen Laufbahn ausweichen darf. Es ist auch gewiß, daß ziemlich uneingeschränkte Gewalt, in der Hand des Richters, dem man nicht ganz trauen darf, ein gefährliches Schwerdt in der Hand eines Böswichts ist, mit dem er den Unschuldigen erwürgt. Von der andern Seite ist es aber auch wahr, daß der rechtschaffene und gewissenhafte Mann, durch den allzugenau vorgezeichneten Weg Rechtens an unzähligem Guten bey Ausübung seines richterlichen Amtes gehindert wird, und fast täglich Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, daß sehr oft, das größte Recht, das größte Unrecht sey, daß der ehrliche Mann seine Sache verliert, und der Betrüger sie gewinnt. Bey Entscheidung einer Sache hängt oft so viel von der Känntniß der streitenden Personen, der Localumstände, der geheimen Moti-

ven ab, von welchen die Acten schweigen und schweigen müssen, und die gleichwohl an dem Orte des Rechtsstreits bißweilen jedermann bekannt sind, daß ein gerechtes und billiges Urthel ganz anders ausfallen müßte, als es wirklich geschieht, wenn diese nützlichen Känntnisse in den höhern und entferntern Instanzen nicht gänzlich verloren giengen. Albert Julius sah daher alle Vervielfältigung der Instanzen eben sowohl, als die so genannten Befreyungen des Gerichtsstandes, als erhebliche Mängel einer guten Justitzverfassung an. Jeder District seines Landes hatte daher seinen bestimmten Richter, welchem jeder Einwohner des Districts ohne Ausnahme unterworfen war, der jedem, der es von ihm verlangte, Recht sprach, und der von seinen Handlungen Niemanden Rechenschaft zu geben schuldig war, als seinem Fürsten, unter dem er stand. Man sieht also hieraus leicht, daß Juristenfacultäten, Schöppenstühle, oder andere rechtliche Dicasterien, die wahren Schlupfwinkel der richterlichen Unwissenheit und Bequemlichkeit, und die Verschanzungen unserer labyrinthischen Rechtsgelehrsamkeit, hier völlig unbekannt waren. Eben so wenig kannte man eine Menge Leuterungs- Revisions- Supplications- Mittel, um die gerechteste Sache zu verzögern, und den Gegentheil zu ermüden. Bloß die Berufung auf den Regenten und den von ihm geordneten obersten Gerichtshof war in wichtigen Fällen erlaubt, und unter seiner Anleitung entschied eine Versammlung der weisesten, erfahrensten und gelehrtesten Männer, die Streitigkeit so geschwind

als möglich. War diese Berufung ohne gegründete Ursache geschehen, so ward derjenige Theil, der diese Rechtswohlthat gemißbraucht hatte, nachdrücklich gestraft, und dieser Mißbrauch eräugnete sich daher sehr selten. Der hauptsächlichste Einwurf, den man diesen weisen Anordnungen entgegen setzen könnte, möchte vielleicht dieser seyn, daß entweder alle angestellte Unterrichter sehr grundgelehrte Rechtsgelehrte gewesen, oder da dieser Fall nicht wohl möglich ist, ihre Urtheile sehr oft etwas schief und ungelehrt ausgefallen seyn müßten. Man könnte hierauf überhaupt antworten, daß ein Rechtsspruch zugleich sehr gelehrt, und sehr unbillig seyn kann. Allein, wenn man erwägt, daß die ganze Felsenburgische Rechtsgelehrsamkeit kein künstlich zusammengesetztes System, wie die unsrige war, sondern größtentheils die einfachen Lehrsätze des Naturrechts und der Moral, mit den aus einigen fremden Rechten eingeschalteten nöthigen Erläuterungen enthielt, daß alle bürgerliche Geschäfte von einiger Erheblichkeit, nach einer gewissen bestimmten Form verhandelt werden mußten, wenn sie gültig seyn sollten, daß diese Form fast jedem Bürger, geschweige dem Richter, bekannt war, so wird dieser Einwurf wegfallen. Die Insel schien auch im Grunde dabey nichts mehr zu wagen, als andere Länder. Denn ob der Unterrichter der ersten Instanz in dem ersten halben Jahr, oder der Gerichtshof, an welchen zuletzt die Sache, nach einer Menge Verzögerungen gekommen ist, nach dem Verfluß vieler Jahre bißweilen einen schiefen Rechtsspruch ertheilt, dieß ist

am

am Ende einerley, und im ersten Fall, wird wenigstens noch die Zeit von dem Sachfälligen Theile gewonnen.

Die Formalien der Rechtsgelehrsamkeit sind immer der sicherste Zufluchtsort der Unwissenheit und der Rabbulisterey gewesen. Aufheben lassen sie sich nie, aber einschränken lassen sie sich ganz gewiß. Diese Einschränkung war ein wichtiger Gegenstand der Bemühungen des Regenten. „Keine Formalien, „sagt er in seinem Entwurf zu einer nützlichen Ju„stitzverfassung, sind bey Betreibung eines Rechts„handels nothwendig, als diejenigen, welche dem „Richter eine Vorschrift vorzeichnen, unpartheyisch „gegen beyde streitende Theile zu handeln, den „Gang des Processes in Ordnung zu erhalten und „das Ende desselben zu beschleunigen. Hauptsächlich muß die Verabsäumung einer bloßen Forma„lität nie den Verlust einer Sache nach sich ziehen „können. Diese Formalien, müssen so viel möglich, „dem Ungelehrten so genau bekannt gemacht wer„den, als dem Rechtsgelehrten, und es ist nichts „weniger, als überflüßig, jeden Bürger biß zum „niedrigsten Landmanne, in den allgemeinsten Din„gen zu unterrichten, die er bey Contracten, Te„stamenten, Erbschaften und dergleichen bürgerli„chen Handlungen zu beobachten hat. Alle bürger„liche Geschäfte von einiger Erheblichkeit müssen „unumgänglich unter richterlicher Autorität nach ei„nem festgesetzten Entwurf, zu Verhinderung aller „Betrügerey, bey Strafe der Ungültigkeit abge-

„schlossen werden, aber ihre Gültigkeit oder Ungül-
„tigkeit, muß nicht von der leeren Formalität einer
„bloßen Terminologie abhangen.„ Diese Einschrän-
kung der Formalien, und der damit verbundenen proceßualischen Weitläuftigkeiten war auch die Ursache, aus welcher er alles schriftliche Verfahren in bloß mündliche Verhandlungen der Partheyen vor Gerichte verwandelte. Ueber diese mündlichen Verhandlungen, wurden die genauesten gerichtlichen Protocolle aufgenommen, welche durch die Unterschrift der Partheyen ihre völlige Gültigkeit erhielten. Diese Art, die streitige Sache zu behandeln, ließ sich bey den wichtigsten Gegenständen, eben so leicht, als bey den geringsten anwenden, und es gieng dabey nichts verloren, als eine Menge leeres Geschwätz, welches die Sachwalter anzubringen keine Gelegenheit fanden. Nur in äuserst verwickelten Fällen beruhete es auf dem Gutachten des Richters, in wie fern er schriftliche Aufsätze zuzulassen für nöthig erachtete.

Die wichtigste Sorge, welche den Regenten bey der Justitzverbesserung seines Landes beschäftigte, war die Untersuchung, ob es nicht möglich sey, den Orden der Sachwalter ganz aufzuheben. Er sah alle Schwierigkeiten wohl ein, welche dieser Unternehmung entgegen standen. Er sah aber auch zugleich, daß der Zaun der heilsamsten Gesetze bald ganz durchlöchert seyn würde, so lange es noch Leute gab, deren Vortheil es war, ihn zu zerstücken. Er glaubte daher endlich, daß keine Schwierigkeit

so

so groß seyn könnte, welche nicht von dem Vortheil dieser Aufhebung überwogen würde. Die alte Verfassung Roms bot ihm hierbey ein Muster dar, wie den nachtheiligen Folgen, die aus dieser Abschaffung der Sachwalter entstehen könnte, abzuhelfen wäre. Der größte Nachtheil, der aus der Abschaffung der Sachwalter nothwendig entstehen mußte, war ohne Zweifel dieser, daß der furchtsame, der minderkluge, der in den Gesetzen unerfahrne Bürger unvertheidigt blieb, und daß überhaupt die Chicane, die zuvor nur in dem Zirkel schlimmer Advocaten blieb, sich nach und nach bey jedem listigen streitsüchtigen Kopf einschlich, und ihm seinen unvorsichtigen und der Sache unkundigen Gegentheil überlisten und unterdrücken half. Diesem Uebel glaubte er dadurch abzuhelfen: Jedem Bürger stand frey, entweder selbst seine Sache vor Gericht vorzutragen, oder, wenn er hierzu sich nicht für fähig hielt, einen verständigen Mitbürger zu seinem Vertheidiger und Beystand zu wählen. Die angesehensten und einsichtsvollsten Männer eines jeden Ortes hielten es für ihre größte Ehre und wichtigste Pflicht, ihre geringern und bedrängten Mitbürger vor Gericht zu vertheidigen. Der Ruhm, einen unschuldigen oder gedrückten Mann, den Nachstellungen des Eigennutzes und der Arglist entrissen zu haben, war eine der glänzendsten Handlungen eines Felsenburgischen Bürgers. In den verschiedenen Gedenkbüchern oder Chronicken der Pflanzorte, finden sich viele besondere Beyspiele davon. Freylich mußte man so viele Nächstenliebe haben, als

auf-

auf dieser glücklichen Insel zu finden war, wenn die Vertheidigung des gedrückten Nächsten ein reitzendes Geschäfte des Patrioten seyn sollte. Man mußte auch, wie es daselbst gewöhnlich war, glauben, daß keine Zeit verschwendet oder verloren sey, welche man auf Ausübung einer guten Handlung verwendete. Da übrigens jeder Rechtsgang einer Sache bald geendiget war, so kam bey dem Felsenburgischen Patrioten der Zeitverlust mit dem Nutzen, den er stiftete, in keine Berechnung. Auf diese Art ward in der Colonie, das dem Republikanischen Rom so rühmliche Verhältniß, zwischen Patronen und Clienten eingeführt, doch ohne die in den Zeiten der Römischen Republick nach und nach damit verknüpften Mißbräuche, welche der Despotismus und der Eigennutz erfand.

Noch eine andere wichtige Befestigung, welche Albert Julius der Chicane entgegen setzte, muß hier angeführt werden. So wie die eingeführte Vertheidigung des geringern und unwissenden Bürgers von dem angesehenern und geschicktern, ganz ohne Rücksicht auf Belohnung geschah, so wurden auch alle Rechtssprüche ganz unentgeldlich ertheilt. Diese glückliche Insel wuste nichts von Sporteln und einer darzu erforderlichen Taxe. Es wurde hier für eine seltsame Gewohnheit gehalten, die Gerechtigkeit, dieß kostbare Kleinod eines Landes, dem Unterthan um Geld zu verkaufen. Alle Richter wurden bloß auf Kosten des Staats besoldet. Diese Kosten wurden aus der allgemeinen Landescasse

aus

aus welcher die öffentlichen Bedürfnisse bestritten wurden, genommen. Die Besoldung der Richter war reichlich und dem Stand und der Arbeit eines jeden gemäß. Sie hatten also nicht nöthig, aus einem wahren oder eingebildeten Mangel sich durch niedrige und ihrem Amte unanständige Mittel zu bereichern. Alle Bestechung ward so wohl an demjenigen, der sich ihrer bediente, als an demjenigen, der sich ihr überließ mit der äußersten Strenge bestraft. Allein durch die Erziehung und die ganze Bildung des Characters der Einwohner ward diesem Laster mehr vorgebeugt als durch Strafen, und es war dahero ein äußerst seltner Fall. Jedem Bürger ward von den ersten Jahren seiner Erziehung Gerechtigkeitsliebe eingeprägt, und die mäßige Lebensart, zu welcher er von seiner ersten Jugend an gewöhnt wurde, lehrte ihn, seinen Aufwand jederzeit nach seinen Einkünften abzumessen. Diese Erziehung war auch das zuverläßigste Hülfsmittel, wodurch einer andern Unordnung vorgebeugt ward, die sonst aus einer ganz unentgeldlichen Gerechtigkeitspflege entstanden seyn würde. Faulheit der Richter und unaufhörliche Proceßsucht würden die unausbleiblichen Folgen dieser Einrichtung in jedem andern Lande gewesen seyn. Hier, wo die Thätigkeit natürliches Bedürfniß der Einwohner, und Billigkeit und Menschenliebe ihr hervorstechender Characterzug war, hier war es kaum nöthig, den arbeitsamen fleißigen Richter, durch öffentlichen Beyfall, den faulen, durch Strafen zu ermuntern, und den Streitsüchtigen durch Zwang von der

Krank-

Krankheit der Proceßsucht zu heilen. Nur bißweilen war die Anwendung des allgemeinen Landesgesetzes nützlich, welches denjenigen, der nur aus Streitsucht einen unnützen Proceß angefangen hatte, eben sowohl als den faulen, nachläßigen Richter, zu einer gewissen beschimpfenden Strafe verurtheilte.

Zur Erhaltung aller dieser nützlichen Einrichtungen, legte Albert Julius eine Pflanzschule junger Rechtsgelehrten an, welche die vortheilhaftesten Folgen vor das Land hatte. Unter der besondern und genauen Aufsicht einiger alter, erfahrner, redlicher und geschickter Rechtsverständiger Männer wurden eine Anzahl junger Leute, die die gehörigen Fähigkeiten hatten, zu künftigen richterlichen Bedienungen gebildet. Es ward auf die Besserung ihres Herzens eben so viel Sorgfalt, als auf die Aufklärung ihres Verstandes und auf den Unterricht in den nöthigen Wissenschaften gewandt. Nach hinlänglich genossenem theoretischem Unterricht, wurden sie unter die verschiedenen Richterstühle des Landes vertheilt, wo sie eine bestimmte Anzahl Jahre mit der Uebung in den practischen Theilen ihrer Wissenschaft sich üben mußten, ehe sie ein richterliches Amt zu erlangen, fähig waren. Ihre vorzügliche Beschäftigung, war die unentgeldliche Vertheidigung dererjenigen, vor Gericht, die sich nicht selbst vertheidigen konnten. Alle Richter des Landes wurden aus dieser nützlichen Pflanzschule junger Rechtsgelehrten genommen. Jeder der Verdienste

hatte,

hatte, konnte gewiß erwarten, nach dem Maaße seiner Verdienste versorgt zu werden, ohne daß ihm die Cabale der Gunst, der Geburt, des Reichthums dabey hinderlich seyn konnte.

Die Langwierigkeit der Processe, wodurch die Chicane den Gegentheil zu ermüden sucht, hat schon oft die Gesetzgeber beschäftiget, ihr dieses Hülfsmittel unbrauchbar zu machen. Man hat den Einfall gehabt, einen bestimmten Zeitraum vorzuschreiben, in welchem jeder Proceß schlechterdings beendiget seyn muß. Dieser Zwang hat nicht die gehörige Wirkung gethan. Albert Julius wenigstens war der Meynung, daß eine dergleichen Vorschrift nicht leicht von größerm Nutzen seyn würde, als diejenige, daß die Kleidung aller und jeder Bürger nach einerley Maas gemacht werden solle. Was der Natur der Sache nach unmöglich ist, macht der bloße Wille des Gesetzgebers nicht möglich. Der Regent glaubte, daß er sich hierbey bloß auf die Gewissenhaftigkeit der Richter, und auf die uneingeschränkte Macht, die ihnen verliehen war, den Lauf des Processes, auch wider den Willen und die Absicht der Partheyen beschleunigen zu können, verlassen müsse. Um indessen auch diese Gewissenhaftigkeit der Richter in Ordnung zu erhalten, lag dem zur allgemeinen Aufsicht auf die Justitzverfassung niedergesetzten obersten Gerichtshof vorzüglich ob, dahin zu sehen, daß weder Richter noch Parthey den Proceß verzögerten, und daß die Saumseeligen nachdrücklich zu ihrer Schuldigkeit angewiesen wurden. In dieser

Ab-

Absicht mußte nicht allein von jedem Richter an dieß höchste Gericht zu einer bestimmten Zeit, ausführliche Anzeige der vor ihm anhängigen Rechtsstreitigkeiten geschehen, sondern die untern Gerichte, wurden auch noch durch besondere Localrevisionen in Ordnung erhalten. Es kam auch hierbey nicht bloß auf eine äußerliche Form des Gebrauchs an, sondern die geschehenen Anzeigen wurden mit der größten Sorgfalt geprüft, und die Revisionen der Gerichte mit der äußersten Genauigkeit vollzogen.

Da ich vielleicht für manchen Leser schon zu weitläuftig bey dieser Materie gewesen bin, so kann ich die übrigen Einrichtungen, die der Regent traf, die Gerechtigkeitspflege für jeden Bürger so nützlich zu machen, als möglich, nur noch kurz anzeigen. So fand er für nöthig, alle Auslegungen, Erklärungen, Erläuterungen, Anwendungen der gegebenen Gesetze von einzelnen Privatpersonen gänzlich zu untersagen. Er setzte voraus, daß jedes Gesetz so deutlich seyn müsse, daß es jeder verstehe, daß aber auch jedes allgemeine Gesetz unmöglich auf alle mögliche Fälle, die sich dahin ziehen lassen, passen könne. Er folgerte hieraus, daß, wenn eine Erklärung des Gesetzes nöthig sey, solche bloß von dem Gesetzgeber, oder denenjenigen, die er hierzu verordnete, geschehen müsse, daß jede Erklärung und Erläuterung eines Gesetzes, von einer Menge Menschen, von denen jeder die Sache aus einem andern Gesichtspuncte ansieht, das deutlichste Gesetz nur verworren und dunkel macht, daß in der

Rechts-

Rechtswissenschaft, die verschiednen Meynungen berühmter Rechtsgelehrten, von eben so geringem Werth wären, als sehr oft die Meynung hochberühmter Theologen in der Theologie, da es hierbey auf Recht, Billigkeit, und Wahrheit selbst, nicht darauf, was dieser oder jene große Mann für recht, billig und wahr hält, ankommt.

Alle bürgerlichen Angelegenheiten wurden ferner auf der Insel nach einerley Methode behandelt. Hier gab es kein besonderes Lehnrecht, geistliches Recht, Wechselrecht, Bergrecht, Forstrecht. Man hielt sich hier an den einfachen Grundsatz, daß jede Handlung des bürgerlichen Lebens sehr leicht und gründlich nach einerley Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit behandelt werden könnten. Die Vollziehung der ertheilten Urthelssprüche, ward nur nachdem es die Natur der Sache erforderte, bißweilen mehr, bißweilen weniger beschleuniget.

Die Untersuchung verübter Verbrechen, ward von der Gerichtsbarkeit der niedern Gerichtsstühle ganz ausgezogen. Leben und Freyheit des Bürgers schien dem Regenten ein zu wichtiger Gegenstand zu seyn, als sie der Beurtheilung eines einzigen Mannes, der, bey aller Vorsicht einer guten Wahl, doch wohl bißweilen nur mittelmäßige Einsichten haben konnte, zu überlassen. Das Recht, über wirkliche Verbrechen zu urtheilen, und sie zu bestrafen, war einer Versammlung der weisesten und Einsichtsvollsten Männer allein vorbehalten. An diese mußten

alle angezeigte Verbrecher zur Untersuchung eingesandt werden. Die in dem folgenden noch weiter angeführten Bemerkungen über die Criminalgesetze der Colonie werden indessen lehren, wie sorgfältig der Gesetzgeber wahre Verbrechen von falschen und scheinbaren unterschied, sie mit den Strafen in ein richtiges Verhältniß zu setzen und diesen Verbrechen selbst, durch Erziehung und Unterricht vorzubeugen bemüht war.

In Ansehung der Klagen wegen erlittenen Beschimpfungen hatte die Colonie ihre besondere Einrichtung. Wegen eines in der Hitze des Zorns oder aus Uebereilung ausgestoßenen Schimpfwortes, oder unschädlichen Schlages, wurde gar keine Klage verstattet, weil man es für Pflicht eines christlichen Bürgers hielt, eine geringe Beleidigung nicht zu achten. Belehrung und Ermahnung war alles, was der schuldige Theil zu erwarten hatte, wenn die Beleidigung nicht vorsetzlich oder mit andern übeln Folgen für den Beleidigten geschehen war. Hatte wirklich die Ehre, die Gesundheit, die Sicherheit, das Eigenthum des Bürgers durch die zugefügte Beleidigung gelitten, alsdann ward diese Beleidigung wie ein anderes Verbrechen behandelt, und mit einer ihr angemeßenen Strafe belegt.

Ich habe mich lange bey den Einrichtungen aufgehalten, durch welche Albert Julius seinem Volke die gegebenen Gesetze nützlich zu machen sich bemühte. Es würde zu nichts gedient haben, wenn

ich

ich mich hierbey in bloße Allgemeinheiten hätte verbreiten und nur überhaupt hätte anmerken wollen, daß er eine Menge guter Gesetze gegeben und auf die Beobachtung derselben festgehalten habe. Es war nöthig, die Triebfedern und Motiven, welche er wählte, sein entworfenes System der Gesetzgebung in Gang zu setzen, genauer und umständlicher zu entwickeln, wenn der Leser in den Stand gesetzt werden soll, zu urtheilen, ob diese Wahl mit richtiger oder falscher Einsicht getroffen worden. Ueberdieß scheint auch der abgehandelte Gegenstand weit weniger unter der Würde der Geschichte zu seyn, als so mancherley Kleinigkeiten welche den sammelnden Geschichtschreiber bisweilen beschäftigen. Es ist noch übrig, die wichtigen Verbeßerungen zu berühren welche dieser unermüdete Regent in dem eingeführten System der kirchlichen Verfassung und der Erziehung der Jugend, zu unternehmen für nöthig erachtete.

Der neunte Abschnitt.

Ausschweifung in die Kirchengeschichte. Hauptgrundsatz für alle vergangene und künftige Concilien. Von der Religions-Verbeßerung. Albert Julius fällt in den Indifferentismus. Lehrmethode auf der Insel Felsenburg welche schwerlich überall Beyfall finden wird. Aufhebung des Unterschieds inter Clericos et Laicos. Von den geistlichen Einkünften.

Unter allen Revolutionen, welche uns die Geschichte, von den verschiedenen Völkern, die jemals berühmt waren, erzählt, sind diejenigen, welche

che der wahre oder falsche Religionseifer veranlaßte, immer die schrecklichsten und gefährlichsten gewesen. Ein ganzes Volk hat sich mehr als einmal mit geringerm Widerstand, Eigenthum, bürgerliche Freyheit, Ehre, Macht, und Ansehn rauben lassen, als ihm, ohne die heftigsten Convulsionen des Staats, eine sehr oft gleichgültige Cerimonie der Religion aufgedrungen oder geraubt werden konnte. Selbst die heilsamsten Verbeßerungen der Religion, sind nie ohne die heftigste Erschütterung der Grundverfassung der Staaten bewerkstelliget worden. Es ist unbegreiflich, wie Menschen, die, nach ihren Handlungen zu urtheilen, den innren Werth einer Sache gar nicht zu kennen scheinen, an der äußerlichen Form derselben so fest hängen können, daß sie alles darüber aufzuopfern bereit sind. Wie oft ist dieser Fall in den Streitigkeiten über die Religion vorgekommen. Wie oft war sie der Huth, um dessen innern Gehalt der Güte, man nie stritt, und über dessen äußerlicher Form man sich erwürgte, weil ihn jeder Narr nach seiner eigenen Phantasie aufstutzen wollte. Auf der andern Seite ist es eben so unbegreiflich, wie es möglich gewesen ist, daß der menschliche Witz, vereinigt mit Vorurtheil, Boßheit und Eigennutz die einfachste, jedem unverdorbenen schlichten Menschenverstand faßliche und schätzbarste Sache, wie die Simplicität der Lehre Jesu Christi ist, zum Theil zu dem verworrensten Geschwätz der Schule hat verunstalten können, ohne daß ihm von dem gut und richtig denkenden Theil des Menschengeschlechts Einhalt geschehen. Alles dieß sind Pa-

ra-

radoxen der menschlichen Natur, von welchen sich der wahre Grund ihrer Entstehungsart nie ganz richtig und unbezweifelt angeben läßt. Der Theolog wird sie in der Verdorbenheit der menschlichen Natur, der Philosoph in der unaufgeklärten Menschenvernunft suchen, und bißweilen werden sich beyde irren. Ich würde diese ganze Anmerkung weggelassen haben, wenn sie mir nicht zu einer Einleitung dienen sollte, welche die Art zu handeln characterisirt, mit welcher sich Albert Julius an die Verbeßerung des auf seiner Insel eingeführten Religionssystems wagte. Sie bestand bloß in der einfachen Methode, den menschlichen Verstand auf den kürzesten und richtigsten Weg der Erkänntniß zu leiten, und ihn wider die Angriffe der Boßheit und der Unwissenheit zu verwahren. Er hatte das seltne oder vielmehr das nicht leicht zu erwartende Glück, daß er diese Verbeßerungen ohne außerordentliche Unruhen in der Colonie bewerkstelligte. War dieß bloßer Zufall, besondere Leitung der Vorsehung, oder natürliche Folge der Handlungsart des Regenten? Ich getraue mir nichts zu bestimmen. Ich erfülle bloß die Pflicht des Erzählers und führe erstlich die Verbeßerungen an, die dem Altvater nothwendig zu seyn schienen, sodann will ich den Weg, welchen er wählte, sie ohne Geräusch geltend zu machen, so genau als möglich anzuzeigen suchen.

Ich habe oben bereits angeführt, daß von dem ersten Anfang der Colonie an, das strengste System der Lutherischen Kirche, mit allen seinen Vollkom-

menheiten und Mängeln in selbiger aufgenommen wurde. Albert Julius war von der Vortreflichkeit dieses Systems ganz überzeugt und er würde es nie gegen ein anderes bekanntes System der christlichen Lehre vertauscht haben. Allein, ohne von den Streitigkeiten über Materien der Religion, welche zu unsern Tagen die Pressen so häufig beschäftigen, unterrichtet zu seyn, sah sein richtiges Auge des Verstandes doch sehr wohl, daß dieses System, bey aller Vortreflichkeit, doch gleichwohl, wie alle Dinge unserer sublunarischen Welt, nicht ganz von allen Mängeln frey sey, und er hielt es für Pflicht, diesen Mängeln, zum Besten seines Volks, so viel es in seinen Kräften stand, abzuhelfen. Nie fiel ihm der undankbare Gedanke des Eigendünkels ein, daß er weiter und heller sähe, als unsere ersten Glaubensverbeßerer. Ihr Nahme und ihr Gedächtniß war ihm so ehrwürdig, als es noch allen Jahrhunderten oder Tausenden, welche unsere alternde Erde noch ausleben soll, seyn wird. Er war sich bewust, daß er auf ihren Schultern stand, und daß es ihm nun leichter ward, in die Ferne zu sehen, als ihnen. Ueberdieß hatte nicht jeder ihrer Nachfolger es für Pflicht gehalten zu dem Kleide des ehrlichen Johann *) nach seiner eignen guten oder schlechten Erfindung einen eignen Lappen hinzuzufügen? Jedes künftige Jahrhundert wird aufgeklärter, weiser, Einsichtsvoller, selbst ohnfehlbar, trotz alles anscheinenden Widerspruchs, sittlicher und christlicher seyn, als das vergangene. Was würde uns

*) S. Schwifts Mährchen von der Tonne.

uns alles Wachsthum der Künste und Wissenschaften helfen, wenn richtige und wahre Känntniß der Religion nicht zugleich mit ihnen wachsen soll? Ist sie nicht von dem ersten Tage der ganzen Schöpfung, biß auf den Tag, der heute ist, von Jahrhunderten zu Jahrhunderten gewachsen? Alles dieß sey Apologie meines ehrlichen Altvaters, im Fall wider alles Vermuthen, ein wachsamer Inqvisitor oder ein anderes Mitglied der heiligen Hermandes über diese Schrift gerathen, und mit der Fackel in der Hand, meinen Helden auf dem papiernen Scheiterhaufen zu verbrennen für Pflicht erachten sollte.

Der Hauptgrundsatz, nach welchem dieser für die Ausbreitung einer auf ächte Gottes- und Menschenliebe gegründeten Religion eifernde Regent, alle seine projectirten Verbesserungen beurtheilte, war dieser: Daß ein reines unverfälschtes System der christlichen Lehre bloß auf den ausdrücklichen deutlichen Buchstaben der H. Schrift gegründet, von allem menschlichen Zusatz frey, an Glaubenslehren arm, an Liebe zu Gott und Menschen reich, und dem Einfältigsten eben so deutlich und begreiflich seyn müsse, als dem Weisesten.

Nach diesem als unumstößlich angenommenen Grundsatz suchte er sorgfältig alle unnatürliche Auswüchse abzuschneiden, wodurch Trübsinn, Schwärmerey, Menschenhaß, oder eine andere menschliche Einbildung dieses heiligste und vortreflichste Geschenk Gottes verunstaltet hatte. Religion sollte

nach seiner Idee nicht kalte speculativische Betrachtung, nicht bloße höfliche Cerimonie, nicht gangbares Maschinenwerk, sie sollte warme, dem göttlichen Gesetz gemäße Handlung seyn. Durch öftere beständige Uebung sollte sie dem vernünftigen gutgesinnten Menschen von den ersten Jahren der Kindheit an eben so nothwendig als ein jedes anderes Bedürfniß der menschlichen Natur werden. Aller Zwang, alle Strafe, alle Verbindung mit dem bürgerlichen Leben und den davon abhängenden Vortheilen oder Beschwerden, sollten soviel möglich davon ganz getrennt seyn. Innre wahre Christus-Religion, sollte bloß das dringendste eigene Geschäfte eines jeden vernünftigen Menschens bleiben, welcher einsehen und fühlen muß, daß sein gegenwärtiges Leben nicht seine einzige und hauptsächlichste Bestimmung seyn kann. Aber sie sollte nie einem Bürger Vorzüge vor dem andern ertheilen, nie einen Gegenstand der Politick und der Staatskunst abgeben. Es muste daher jedem hell und freydenkenden Kopf die ungekränkte Wahl freystehen, ob er zu mehrerer Sicherheit seinen Schritt durch den kurzen Weg seiner moralischen Kindheit sich auf den zum Nutzen der Schwachen allgemein angepriesnen Stab stützen, oder seine Tritte ohne diesen Stab fortsetzen wollte. Da nichts so leicht geschieht, als daß jede sinnliche und äußerliche Gottesverehrung bey dem gemeinen Haufen den innerlichen Gottesdienst verdrängt, so sah er ein, daß jede in einer christlichen Versammlung festzusetzende Liturgie, nicht blendend für das Auge, und leer vor den Verstand, sondern

ein-

einfach, der Hoheit des Gottes, zu dessen Verehrung sie gewidmet ist, gemäß, und stets der Leitfaden seyn müsse, welcher jederzeit Herz und Verstand zu demjenigen, was eigentlich den wahren innern Gottesdienst der Seele ausmacht, zurück bringt. Alle müßige, leere, abgeschmackte, lächerliche, ermüdende, biß zum Eckel wiederhohlte Cerimonien, bey denen das Herz kalt und der Verstand gedankenlos bleibt, wurden dahero von ihm aus seinen liturgischen Entwürfen ganz verbannt. Auch diese Entwürfe selbst hielt er nicht für unverbeßerlich. Er glaubte vielmehr, daß, so wie sich die menschlichen Känntnisse selbst in Sachen der Religion von Jahrzehend zu Jahrzehend mehr aufklären und höher steigen, selbst alle äußerliche Form des Gottesdiensts sich nach dem höhern Grade dieser Känntnisse ja sogar nach dem verschiedenen moralischen Geschmack eines jeden Zeitalters abändern müsse, und daß ein Religionsgebrauch, der bey seiner Entstehung fürtreflich, und der Würde seines Gegenstandes angemessen war, nach einem Zeitlauf von funfzig Jahren unnütz werden, ja biß zum lächerlichen und verwerflichen herabsinken könne. Aus allen diesen angeführten Umständen läßt sich leicht schließen, daß Albert Julius in der Unterweisungsform der Jugend in der Religion, in der Einrichtung des äußerlichen Gottesdienstes, in den kirchlichen Handlungen, der Taufe, der Trauung, des Abendmahls, in der Verfassung des geistlichen Standes und seiner Verpflegung und Bestimmung erhebliche Abänderungen, die von den bey andern

Völkern gewöhnlichen Einrichtungen ganz abgehen, werde gemacht haben.

Alle diese wichtigen Veränderungen, welche grösstentheils die Vorurtheile des großen unaufgeklärten Haufens angriffen, waren nicht das Werk einiger wenigen Augenblicke. Der weise Altvater beschäftigte sich mit den mühsamsten Vorbereitungen, ehe er an die völlige Ausführung seines Entwurfs die letzte Hand legte, und nur erst nach einer langen Reihe von Jahren gelang es ihm, die Früchte seiner Mühe und seiner löblichen Absichten zu genüßen. Das erste und sehr nützliche Hülfsmittel worauf er bey seiner Unternehmung rechnen konnte, war das günstige Vorurtheil, von seinen ausgebreiteten Einsichten, welches er sich bey der Colonie zu erwerben gewußt hatte, die allgemeine Achtung und Liebe, die er genoß, und die eingepflanzte Ehrfurcht, die diese Insulaner ihrem Altvater, zu erweisen, von Jugend auf angewöhnt waren. Selbst die verschiedenen Religionsmeynungen, welche sich durch die Europäischen Einkömmlinge auf der Insel verbreitet hatten, waren zu Erreichung des großen Endzwecks einer zu unternehmenden Verbeßrung, der bißher üblichen kirchlichen Verfassung beförderlich. Wenn jeder Schritt, der zu dieser Verbeßrung gethan ward, die strengsten Tadler fand, so fand er auch auf der andern Seite die wärmsten Vertheidiger. Dem ohnerachtet ward jeder dieser Schritte mit der größten Behutsamkeit unternommen, und jeder vermieden oder abgeändert, der

nur

nur einigen Anlaß zu innren Unruhen oder Zerrüttungen geben konnte. Der erste Versuch, welchen Albert Julius gleich nach dem Antritt seiner Regierung wagte, war eine uneingeschränkte Gewissensfreyheit, und daß Niemand, wegen einer besondern Religionsmeynung dem Staat eine Verantwortung schuldig oder deswegen zu einer Bedienung oder zu Treibung eines bürgerlichen Geschäftes unfähig seyn sollte. Es ward der Einsicht eines jeden geistlichen Lehrers überlassen, seine anvertraute Gemeinde, nach seinen besten Einsichten in den Religionspflichten zu unterrichten, wenn dieser Unterricht nichts enthielt, was der allgemeinen bürgerlichen Ruhe und Sicherheit entgegen war. Weder Eyd noch andere Vorschrift band den Lehrer an einen bestimmten unabänderlichen Leisten. Da der Gewissenszwang die vornehmste Ursache der letzten Unruhen gewesen war, welche die Colonie erschütterten, so fand diese verstattete Gewissensfreyheit desto mehr Beyfall, und die Stimme der alten strengen Theologen, welche dawider schrie, war zu schwach, als daß sie diesen allgemeinen Beyfall überschreyen konnte.

Albert Julius sah wohl ein, daß es vergeblich war, der Nation gesunde und richtige Begriffe in der Religion beyzubringen, so lange diese Begriffe, selbst denjenigen welche zu Lehrern des Volks bestimmt waren, mangelten. Er war so glücklich, verschiedene Einsichtsvolle Männer von gründlicher Gelehrsamkeit, frommen redlichem Herzen und unumwölktem Verstand, ausfindig zu machen, welche

an

an seinen entworfenen Verbeßerungen Antheil nahmen, und voll warmen Gefühls des allgemeinen Bestens solche auszuführen behülflich waren. Durch ihren Beystand wurden eine Menge junger verdienstvoller Lehrer des Volks zubereitet. Mit diesen wurden nach und nach die Stellen der alten Lehrer, die mit den neuen Einrichtungen nicht zufrieden waren, besetzt. Diese letztern ließ man ungestraft murren, schelten, verketzern, so viel sie wollten, wenn sie nur durch keine gewaltsame Handlungen, die öffentliche Ruhe stöhrten. Die Aufklärung der Lehrer, war das sicherste Mittel der Aufklärung der Zuhörer. Die Kanzel erscholl niemals mehr von Religionsstreitigkeiten, selten nur von geheimen nothwendigen Glaubenslehren, von welchen der bloße Buchstabe der Schrift den Christen lebendiger und stärker überzeugt, als alle weitläuftige Demonstration. Die unnöthigen, bloß speculativischen Lehren, waren von diesem Orte des Unterrichts ganz verbannt. Dieser Unterricht beschäftigte sich mehr mit dem was der Mensch thun, als was er glauben müsse. Von den ersten jugendlichen Jahren an, suchte man dem lehrbegierigen, aber noch schwachen Kinde, nicht einen dunkeln ihm unverständlichen Wust von Heilsordnung, Catechismus-Milch und unverdauten biblischen Sprüchen in den Kopf zu stopfen. Man lehrte zuerst ihm die Geschichte der Natur und der Religion, durch diese Geschichte suchte man ihm Empfindungen der Liebe zu Gott und dem Erlöser des ganzen menschlichen Geschlechts einzuflößen. Auf diese Liebe, verbunden

mit der allgemeinen Menschenliebe, gründete man die Pflichten des Christen und des guten Bürgers, lehrte ihn die Quelle derselben die heilige Schrift kennen, und suchte jede Pflicht dem jungen Lehrling nach der Reife seines Alters, wichtig und angenehm zu machen. Man schritt mit dem Wachsthum des Verstandes zu den in der Bibel enthaltenen Glaubenslehren fort, nahm aber keine derselben als Glaubenslehre an, welche nicht der deutliche klare Buchstabe der Bibel an unzählichen Stellen einprägte. Freylich waren dieser Glaubenslehren kaum vier oder fünfe, und der junge Mensch lernte aus diesem Unterricht nicht, ob er den Socrates im Himmel oder in der Hölle finden werde, ob sein Hang zum Bösen, den er fühlte, Erbsünde oder wirkliche Sünde sey? Ob der Teufel ein Geist, oder ein Ding der Einbildung sey? Allein, alles dieß bekümmerte ihn wenig. Er setzte den Weg seiner irrdischen Reise ruhig fort, und glaubte, daß er dieß alles noch zeitig genug erfahren werde.

Nach dieser Lehrmethode entwarfen denn die Einsichtsvollsten Männer die vortreflichsten Schriften zum Unterricht der Jugend in der Religion. Alles Ungereimte, Müßige, Unergründbare, war aus selbigen gänzlich ausgeschlossen, und nichts beybehalten, als was zum Wesentlichen der Religion gehörte. Mit diesem vernünftigen Unterricht, ward die vernünftigste Form des äußerlichen Gottesdienstes verbunden. Dieser Gottesdienst war kein leerer Frohndienst, durch welchen man Gott

das-

dasjenige bezahlte, was man ihm schuldig zu seyn glaubte. Er war dankbare Liebkosung der Kinder gegen ihren zärtlichen Vater, vereiniget mit Anstand und Würde, die seine Größe forderte. Kein Gebrauch ward bey selbigen beybehalten, welchen bloß das Alter der Zeit, nicht aber der innre Werth geheiliget hatte. Jede andere Liturgische Einrichtung, stimmte mit der Würde ihres Gegenstandes genau überein, war frey von allem Aberglauben, menschlichem Vorurtheil, mißgedeuteter Religion, und stolzer Hierarchie. Indessen wurden die Schwachen, bey allen diesen neuen Einrichtungen, nach aller Möglichkeit geschont. Es ward jedem Einwohner freygelassen, den alten Gebräuchen, bey den gottesdienstlichen Handlungen zu folgen, wenn er dieß als eine Gewissenssache ansah. So stand es ihm z. B. frey, sich der öffentlichen, oder Privatbeichte zu bedienen, seine Kinder mit oder ohne Exorcismen taufen zu lassen, und andere dergleichen willkührliche Handlungen vorzunehmen oder zu unterlassen. Nachdem die Gemüther auf diese Art, verschiedene Jahre lang, vorbereitet worden waren, wurde endlich ein gewisses Formular bekannt gemacht, welches eine Art von Glaubensbekenntniß der Colonie vorstellen sollte, allein mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß es jedem freystehen sollte, in wie weit er demselben beypflichten wollte. Die Abweichung von selbigem zog nicht den geringsten Verlust bürgerlicher Rechte nach sich. Mit diesem allgemeinen Glaubensbekänntniß ward zugleich eine genauere Instruction der geistlichen Lehrer entworfen,

wel-

welche sie zu Beobachtung der vorzüglichsten Pflichten ihres Amts anwieß. Außer diesen beyden Stücken, erschien in Sachen der Religion weiter kein ausdrückliches Gesetz, als dasjenige, welches alle Streitigkeiten in Schriften und auf der Kanzel über theologische Materien gänzlich verboth, und das andere, durch welches alle geistliche Gerichtsbarkeit gänzlich aufgehoben wurde. Durch die Aufhebung dieser Gerichtsbarkeit wurden die geistlichen Lehrer nicht weiter als ein besonderer Stand betrachtet, der von dem weltlichen Stand verschieden sey, und man nahm zum Grunde dieser Anordnung an, daß jeder Hausvater in seiner Familie dasjenige seyn müsse, was der Prediger in der Gemeinde sey. Die Abschaffung der noch übrigen aus Noth beybehaltenen unnützen Kirchengebräuche, überließ man der Sorgfalt aufgeklärter Prediger. Diesen stand frey, mit Einstimmung des grösten Theils ihrer Gemeinde den äußerlichen Gottesdienst ihres Districts nach ihren eigenen besten Einsichten einzurichten, und sie hatten hierzu nichts weiter als die Billigung des Regenten nöthig. Es geschah daher, daß man auf der Insel in verschiedenen Gemeinden, auch verschiedene liturgische Einrichtungen gewahr wurde. Zu Erhaltung aller dieser löblichen Anstalten wurde das schon ehemals von dem ersten Altvater Albert entworfene und nach dem Schicksal der meisten guten Stiftungen in Verfall gerathene Seminarium für junge Theologen wieder errichtet und auf einen festen Fuß gesetzt. Hier wurden fähige junge Leute, zu der Wichtigkeit ihres künftigen Amtes unter den

geschicktesten Aufsehern vorbereitet. Es ward hier nicht bloß allein auf Gelehrsamkeit und Ausbildung des Herzens gesehen, sondern sie wurden auch zugleich in der so nöthigen Pastoralklugheit unterwiesen, welche so manchen Geistlichen anderer Kirchen gänzlich mangelt.

Wenn der geistliche Stand, der Colonie mit allem Eifer nützlich zu seyn, sich bemühen sollte, so mußte er von allen niederschlagenden Sorgen der Nahrung gänzlich befreyt seyn. Dieser ehrwürdige Stand, der nützlichste für die menschliche Gesellschaft, mußte weder unter der Last der Reichthümer die ihn drückten, sich ganz der Schwelgerey und dem Müßiggang überlassen, noch mußte er ängstlich jeden Dreyer aufbewahren dürfen, um mit den Seinigen nicht Hunger zu sterben. Seine Einkünfte musten sicher, leicht zu erheben, und zu einem beguemen Auskommen hinreichend seyn. Der edelste Geist erstickt unter den Sorgen der Nahrung. Die Weißheit des Regenten Albert Julius sorgte auch für dieß Bedürfniß. Der Staat selbst gab ihnen reichlichen Unterhalt, welcher nach dem höhern oder niedrigern Grad ihrer Mühe abgemessen war. Kein unanständiger Ackerbau, keine entehrende Zusammenbettelung an Beichtgeld, Opferpfennigen, Tauf- und Begräbnißgebühren, war hier bekannt. Der Staat glaubte, daß er noch mehr Pflicht habe, sie ihrer Würde gemäß zu besolden, als einen Haufen müßiger und oft unnützer Soldaten.

Albert Julius genoß endlich nach vielen beschwerlichen Bemühungen das Vergnügen, diese Bemühungen durch einen guten Erfolg belohnt zu sehen. Wohlüberlegte Toleranz, allgemeine Menschen- und Bruderliebe, wahre stets thätige Religion wurden von Jahr zu Jahr auf der Insel ausgebreiteter, und die Einwohner sahen sich immer mehr als eine einzige große Familie in der großen Haushaltung Gottes an. Aus diesem Saamen entsproß eine der edelsten Pflanzen, ein ächter warmer Patriotismus, der sein Vaterland, nicht aus schwärmerischem, oft lächerlichem Nationalstolz, sondern aus Gefühl des innren Werthes und des alles beseeligenden Hauches der Freyheit und der Glückseeligkeit liebt und allen andern Ländern vorzieht.

Der zehnte Abschnitt.

Etwas über die Erziehung. Schulclassen auf der Insel. Von der Gelehrsamkeit des Landmanns. Von den felsenburgischen Universitäten. Erziehung des weiblichen Geschlechts auf der Insel. Etwas leyder sehr empfindsames über die Europäischen Schulanstalten.

Albert Julius III. als Kinderlehrer.

Sein Werk endlich ganz und so stark zu befestigen, daß nichts den Grund davon zu erschüttern vermögend seyn könnte, fügte Albert Julius noch die dauerhafteste Stütze hinzu, die Stütze der Erziehung. Diese entwarf er nach einem ihm ganz eignen Plan, und noch jetzt, zeichnet sich die Insel

hierinne vor allen andern Ländern aus. Die hauptsächlichste Absicht dieses Erziehungsplans war, Gottesfurcht und Menschenliebe von der zartesten Kindheit an zur Triebfeder aller Handlungen des künftigen Bürgers zu machen, ihm, in so fern es möglich, jede moralische und bürgerliche Tugend und Vollkommenheit durch Ausübung und Gewohnheit so mechanisch nothwendig zu machen, daß sie gleichsam natürliche Fertigkeit ward, und jeden Eindruck des Lasters von der zarten Seele so sorgfältig zu entfernen, daß dieß Laster nie Wurzel fassen, und bey reifern Jahren in der unverdorbenen Seele nichts als Abscheu erregen könne. Dieß alles zu bewerkstelligen verfuhr der Regent auf folgende Art.

Albert Julius setzte als wahr voraus, daß der aufwachsende Mensch mehr Fähigkeit des Thieres, als des Geistes zeige, daß also auch diese Fähigkeit mehr nach der Thier- als Geisterart müsse behandelt werden. So wie die Fähigkeit des Geistes von Jahr zu Jahr höher steigt, ändert sich die Art der Behandlung nach dem Grade des Wachsthums. Seine zweyte Voraussetzung war diese: daß schon die erste Anlage zum Guten und Bösen bey jedem Mensch gleich sey, keiner mehr böse oder gut als der andere geboren werde, daß also ihr künftiger moralischer Werth fast ganz von der Menge der ersten Eindrücke guter oder böser Art abhänge. Aus diesen beyden Voraussetzungen, wovon sich die zweyte durch Gründe und Schlüsse erweisen läßt,

die

die erste aber auf die Erfahrung ankommt, zog er den Schluß, daß der aufkeimende Mensch seine physischen und moralischen Kräfte bloß durch die Uebung erlangt, und daß sich diese Uebung seiner Kräfte eben so leicht auf gute, als auf schlimme Gegenstände lenken läßt. Die ganze Kunst der Erziehung, über die in unserer jetzigen litterarischen Periode so viele Lettern stumpf gedruckt werden, würde also bloß auf das goldne Sittensprüchlein der Alten ankommen: Jung gewohnt, alt gethan.

Mancher einsichtsvolle Leser wird mit einem spöttischen Lächeln einwerfen, daß er von dem ehrwürdigen Albert Julius hier eben nichts neues erfahre. Ich bin eben dieser Meynung, und Albert Julius würde hierbey keinen Vorwurf mehr verdienen, als die Stifter unserer Philantropine. Allein er würde auch gleich diesen völlig Recht haben, eben so wie Columbus zu fragen, wie der Tadler das Ey stehend machen will? oder wie er Gewohnheit und Uebung am vortheilhaftesten zu der Erziehung des jungen Menschen zu nutzen gedenke? Bey der Beantwortung dieser Frage, würden vielleicht Albert Julius und der Tadler sehr verschiedener Meynung seyn. Dem Geschichtschreiber liegt ob, bloß zu erzählen, auf was für Art der erstere hierbey am sichersten zu handeln glaubte.

Albert Julius sah ein, daß wenn einmal eine gewisse Erziehungsmethode als die beste und nützlichste angenommen, und festgesetzt würde, solche

nicht der Willkühr eines jeden Vaters oder Lehrers überlassen werden, sondern unter einer allgemeinen Direction und Aufsicht des Staats stehen müsse. Sobald also das Kind mit dem dritten Jahr so weit aufgewachsen war, daß es die allererſten Bedürfnisse des Lebens selbst fordern und suchen konnte, ward es aus den Händen der Eltern genommen, und nach Verschiedenheit des Geschlechts in besondere allgemeine Erziehungsanstalten gebracht, zu deren Unterhaltung, theils die Eltern einen bestimmten mäßigen Beytrag leisteten, theils das noch ermangelnde Bedürfniß aus dem Schatze des Staats zugeschossen wurde. Diese Erziehungsanstalt theilte sich in verschiedene Classen, nach dem Alter der Kinder und ihren Fähigkeiten ab. In der ersten Classe wurden bloß, unter der Leitung einsichtsvoller Aufseher von gelehrigen Wärterinnen die physicalischen Kräfte des Kindes geübt, und ausgebildet. Es ward mit der größten Sorgfalt verhütet, daß die wächserne Seele des Kindes durch die Personen, die mit seiner Pflege und Wartung beschäftigt waren, keine übeln Eindrücke es sey nun in Ansehung physicalischer Unvollkommenheiten, bäurischer oder niedriger Sitten, selbst der moralischen Fehler oder der der eigentlichen Laster erhielt. Aberglaube, Vorurtheil, fehlerhafte Aussprache, bäurische Sitte, falsche Behandlung des Körpers wurden mit aller möglichen Vorsicht verhütet. Die Wahl der Wärterinnen geschah also von den Aufsehern dieser Classe mit der äuſersten Behutsamkeit. Alles, was das Kind sah, und hörte hatte

einige

einige Beziehung auf eine physicalische oder moralische Vollkommenheit. Albert Julius behauptete schlechterdings, daß von dem Eindruck der Gegenstände, welche das Kind vom dritten biß zum siebenden Jahr erhält, sehr oft der gute oder schlimme Character des Mannes, abhänge.

Mit dem Anfang des sechsten Jahres trat das Kind in eine andere Classe. Hier wurden ihm die ersten Känntnisse beygebracht. Der Anfang ward mit der Erlernung seiner Mutterspracbe gemacht. Die hierzu gewählte Methode, war weder bloß Spielwerk, noch bloß Gedächtnißarbeit. Sie verband beydes mit der Uebung des Verstandes, und der junge Mensch ward von der Kindheit an, doch ohne den geringsten fürchterlichen Zwang, an die lehrreiche Wahrheit gewöhnt, daß er nichts ohne Fleiß und Mühe in der Welt zu erlangen hoffen dürfte. Das Gedächtniß des noch zarten Lehrlings, ward behutsam und mäßig geübt, aber nicht mit ihm unverständlichen Ideen überhäuft und gepeiniget. Jeder Begriff, der ihm beygebracht ward, mußte ihm deutlich seyn, sonst ward er ihm gar nicht gelehrt. Er ward gewöhnt, wegen desjenigen zu fragen was er nicht verstand, und seine öftern noch so kindischen Fragen ermüdeten den Lehrer nie. In dieser Classe erhielt er zugleich den ersten Unterricht in der Religion. Allein dieser Unterricht war bloß erzählend und seinem Fassungskreiß angemessen. Er bewunderte das bunte Blümchen, lobte den schmackhaften Apfel, hörte aufmerksam die Geschichte eines

schönen Vogels oder des liebkosenden häußlichen Thieres, erfuhr, daß alle diese Dinge, die theils seine Sinne erquickten, theils ihm lieb und werth waren, von einem Gott herrührten, der ihm dieß alles aus Wohlthat gegeben hat. Diesen Gott lernte er von keiner andern Seite als von der Seite eines liebreichen Vaters kennen, und er wurde gewöhnt, bloß unter diesem Bilde an ihn zu denken und ihm, nicht nach erlerntem Formular, sondern nach seinen kindischen Begriffen für das Gute zu danken, so er von ihm erhielt. Zugleich wurde er auf die Beschwerden des Lebens aufmerksam gemacht, und nach der Fähigkeit seines Alters unterrichtet, worzu sie nützlich wären. Von Jesu Christo, von der Bibel überhaupt, erfuhr er hier weiter nichts, als was ihm zur Belohnung seines Fleißes und guten Verhaltens, gleich einer andern merkwürdigen Erzählung aus der Geschichte, doch ohne die geringste Rücksicht auf die Religion erzählt wurde. Er ward weder mit Auswendiglernung ihm dunkler Sprüche oder mit Erklärung ihm unbegreiflicher Religionswahrheiten gemartert. Er ward weder mit Ohrfeigen den Himmelsweg geführt, noch zum Christen geprügelt. Hingegen lernte er seinen Körper üben, lernte tanzen, lernte Musick, lernte bey dem Spatziergehn, Kräuter, und bey einem heitern Winterabend den großen und kleinen Bär kennen. Er durchreiste mit seinem Lehrer die Welt, ward in jedem Winkel dieser Welt auf Weißheit, Güte, Größe ihres Schöpfers und Erhalters geführt, lernte die Vorzüge seines Vaterlandes für

andern Ländern, die physicalische Einrichtung der Welt, so weit es sein Alter erlaubte, kennen. Er folgte mit lehrbegierigem Erstaunen, wenn sich sein Lehrer biß zur Sonne, und den Planeten empor schwang. Allein er lernte nicht bloß die Dinge kennen, die außer ihm waren. Selbst seine eigne Natur, der wunderbare Bau seines Körpers, die unendliche Weißheit, mit welcher die verschiedenen Theile desselben eingerichtet und zusammengesetzt sind, ward ihm nach dem Maaß seiner Begriffe erklärt. Selbst das Geheimniß der Fortpflanzung, dieses Meisterstück der göttlichen Macht und Güte, blieb ihm nicht verschlossen, wenn ihm auch gleich seine Lehrer nicht alle Umstände dieses Geschäfts biß auf das Band und die Schere mit Basedow zu erklären bemüht waren. Zugleich ward an der Ausbildung seiner Sitten gearbeitet. Er ward vorzüglich, zur Menschenliebe, zur Dienstfertigkeit, zur Höflichkeit und guten Sitten, zum Mitleid, zur Aufrichtigkeit, zur Ordnung, und vor allen zur Thätigkeit angewöhnt. Man war streng gegen ihn, wenn er Fehler des Herzens begieng, aber Fehler des Verstandes ahndete man gar nicht, oder sehr gelinde. Die Sorge für die Gesundheit und Festigkeit des Körpers war auch in dieser Classe, so wie in allen übrigen, eines der wichtigsten Geschäfte der Aufseher und Lehrer. In einem siechen Körper kann nie eine ganz gesunde Seele wohnen.

Mit dem zehnten Jahr ward der Zögling in eine neue Classe versetzt, wenn es seine Fähigkeiten nicht

ganz hinderten. Durch die Religion der Natur war er nunmehr auf die Religion der Offenbarung vorbereitet worden. Man legte ihm Auszüge der Bibel vor, die sich für sein Alter und seine Fähigkeit schickten. Er ward von den vortreflichen Lehren dieses Buches unterrichtet und auf eine geschickte Art gelehrt, dieses unschätzbare Buch, mit Verstand zu lesen, und zu nutzen. Die Geschichte des liebenswürdigsten Stifters der christlichen Religion ward ihm theils Erzählungsweise, theils durch Unterricht aus der h. Schrift weitläuftiger vorgetragen. Das unzähliche Gute, das dieser unermüdete Freund der Menschen während seines Aufenthalts auf der Welt verrichtet hatte, mußte nothwendig die Liebe des jungen Zöglings zu ihm rege machen. Von der geheimnißvollen Natur dieses Mannes erfuhr er weiter nichts, als daß ihn die Bibel den eingebornen Sohn Gottes nenne, daß er also mehr als ein Mensch sey, ohne daß ihm dieser Ausdruck weiter erklärt ward. Er lernte die Pflichten des Christen genauer kennen, aber lernte das Verzeichniß dieser Pflichten nicht bloß auswendig, sondern man bemühte sich, die Ausübung dieser Pflichten ihm so nothwendig, so leicht zu machen, als es möglich war. Von Jugend an, ward er gelehrt, daß er eigentlich nicht für diese Welt geschaffen sey, sondern daß er durch den Tod erst glücklich werden müsse. Er ward daher gewöhnt, sein gegenwärtiges Leben, als einen bloßen Vorbereitungsstand zu einem künftigen und bessern Leben zu betrachten und er lernte, daß der richtigste und beste Weg zu

diesem künftigen Leben, nicht durch Krümmen und Labyrinthe eines dunkeln Glaubenssystems und der Selbstpeinigung führe, sondern durch die freyen und blumenreichen Pfade der Liebe zu Gott und seinen Menschen und des Gehorsams gegen seine Gebote. Dieß war der Religionsunterricht in dieser Classe, und mit diesem, ward ein mit dem Alter des Lehrlings in Verhältniß stehender Unterricht in den nöthigsten Wissenschaften verbunden. Er lernte ohne Unterschied seiner künftigen Bestimmung, diese mochte nun auf den Pflug, oder auf die Regierung des Landes gerichtet seyn, Schreibe- und Rechenkunst, die Kunst Briefe zu schreiben und kleine nützliche Aufsätze mit Verstand zu entwerfen. Man brachte ihm durch Spielwerk die ersten Anfangsgründe der Mathematik, der Zeichnungskunst, der Baukunst, der Mechanik, bey. Man setzte den Unterricht in der Naturkunde, der Erdbeschreibung, der Geschichte fort; Letzterer war nicht ein dürres Verzeichniß von Königen, die gemordet, und die Welt geplündert hatten. Er enthielt nichts, als was den jungen Menschen auf Selbstkänntniß und Känntniß seiner Mitmenschen leiten konnte. Die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, die Socrates, die Numa Pompilius, die Titus, die Antonins, die Mango Cepacs, die Luthers, die Calvin, lernte er eher kennen, als die Nebucadnezars, die Alexanders, die Nerone, und übrige Scheusale des menschlichen Geschlechts. Auch die nöthigsten und vorzüglichsten Gesetze seines Vaterlandes wurden ihm schon in dieser Classe einzuprägen gesucht.

Er lernte die Vorsichtigkeitsregeln, die er bey künftigen vorfallenden bürgerlichen Handlungen zu beobachten habe, durch erdichtete Fälle, welche ihm im Spiel oder durch Erzählung vorgelegt wurden, und er ward angeführt, sie zu prüfen, und sein Urtheil darüber zu fällen. Nach seiner Neigung, und nach der Fähigkeit, die man etwan zu einer künftigen Lebensart bey ihm bemerkte, erhielt er auch Unterricht, in den so genannten gelehrten oder neuern Sprachen. Dieser Unterricht in den Sprachen ward ihm nicht durch bloßes Spielwerk oder Uebung nur halb, sondern nach guten Regeln durch Fleiß und Arbeit gründlich beygebracht; Hierzu ward in dieser Classe blos der Anfang durch Erlernung der Worte und Zusammensetzung der Redensarten gemacht. Die Cultur der Sitten und Pflege des Körpers schritt mit dem Unterricht in den Wissenschaften zugleich fort.

So zubereitet erhielt der Zögling mit dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahr, so wie sein eigner Fleiß ihn darzu würdig machte, als Belohnung, die Erlaubniß, den Unterricht der vierten Classe zu genießen, in welchem er biß nach geendigtem sechzehnten Jahr verblieb. Hier ward seine Unterweisung in der Religion mit der vorzüglichsten Sorgfalt getrieben. Er ward gegen seinen eignen Hang zum Bösen erinnert, und wachsam gemacht; Die Waffen wider seine aufwachenden Begierden wurden ihm an die Hand gegeben. Er lernte die christliche Religion in ihrem ganzen Umfang kennen. Allein

er

er lernte sie nicht als Joch, sondern als Quelle seiner wahren Glückseeligkeit, des Trostes und der Beruhigung kennen. Keine einzige wesentliche Lehre dieser Religion blieb ihm fremd, aber keine einzige, die sich bloß auf müßige Speculation, oder Menschentand gründete, ward ihm bekannt gemacht. Der Mittelpunct, worauf sich am Ende dieser ganze Religionsunterricht concentrirte, war dieser: „Daß nach dem klaren, deutlichen Buchstaben der „h. Schrift, ihn nie seine eigne Vollkommenheit, „Reinigkeit und Tugend, zur Vereinigung mit Gott, „und also zu der Glückseeligkeit des künftigen Le„bens fähig machen könne, sondern daß diese Glück„seeligkeit, das freye Geschenk der Gnade und Barm„herzigkeit Gottes durch den Tod Jesu Christi sey, „welches Geschenk er durch Glauben an die göttli„chen Aussprüche und Verheißungen und durch un„begränzte Gottes und Menschenliebe zu erwerben „suchen müsse.„

Da der Lehrling schon seit verschiedenen Jahren zur Liebe gegen Gott und Jesu Christo, zum Gehorsam gegen die göttlichen Gebote, zur Verehrung und Schätzung der h. Schrift angewöhnt worden war, so ward es nunmehr leichter, ihm diese schwere hauptsächlichste Lehre der christlichen Religion, gegen welche sich die menschliche Vernunft so gern empört, faßlicher und unter einen höhern Beystand für ihn wirksamer zu machen. Er lernte diese grosse Wahrheit nicht bloß, Papagayenmäßig, nach den todten Buchstaben, in der zartesten Kindheit aus-

auswendig, und warf sie in spätern Jahren als ein unnützes Hausgeräth von sich. Mit den Jahren reifte seine Einsicht in die Geheimnisse der Religion und seine Ehrfurcht für diese Geheimnisse, der kleinste Lichtstrahl, den seine schwache Vernunft davon auffangen konnte, war hinreichend genug, ihn von dem Werth dieser Geheimnisse zu überzeugen. Er trat sie nicht undankbar unter die Füße, weil er sie gar nicht verstand, und sie nie anders, als den Popanz eines einfältigen Kindes angesehen hatte. Konnte sein stolzes Herz und sein eingebildeter Verstand sich nicht ganz von allen Zweifeln gegen diese große Wahrheit befreyen, so ward er deswegen nicht gleich als Irrgläubiger zur Hölle verdammt, sondern es ward ihm vorsichtig, der richtige Weg gewiesen, den Grund oder Ungrund seiner Zweifel zu beurtheilen.

Bey diesem klaren, deutlichen, unverfälschten Begriff, den man ihm von dem einzigen Grund der ganzen christlichen Religion beyzubringen suchte, hütete man sich sorgfältig, ihm ungünstige Meinungen von denenjenigen, die anders von der Religion dachten, beyzubringen. Aller Secten-Haß, alle Verketzerung, alle Verdammung des irrenden Bruders, wurden ihm als die abscheulichsten, Menschenfeindlichsten Laster, welche in die Majestätsrechte Gottes, der allein den innern menschlichen Werth kennt, eingreifen, abgeschildert. Er ward früh gewöhnt, den ehrbaren Heyden, den redlichen Muselmann, jeden Christen, ohne Rücksicht auf

den

den Namen seiner Kirche, selbst den irrenden rechtschaffenen Juden, als seinen Bruder und alle als Kinder eines Gottes und Vaters anzusehen. Er ward gelehrt, daß wahre, ächte, evangelische Toleranz, dieß in unserm Zeitalter so gemishandelte Wort, nicht in kalter Voltairischer Religionsgleichgültigkeit, sondern in menschenfreundlicher Nachsicht gegen die Irrthümer des Verstandes und Schwachheiten des Herzens bestehe. So ward der theoretische Religionsunterricht des jungen Insulaners beschlossen, und ihm nunmehr die Ausübung der eingeprägten Lehren überlassen.

Auch in dieser Classe, wurde die Unterweisung, in den Künsten, Wissenschaften und Sprachen, zu welcher in der vorhergehenden Classe der Anfang gemacht worden war, fortgesetzt und nach der verschiedenen Fähigkeit der Lernenden höher getrieben. In Ansehung der Methode, ward alle unnütze Speculation, Anstrengung des Gedächtniß und einschläfernde Einförmigkeit behutsam vermieden. Der Lehrer bemühte sich, so viel es nur in seinen Kräften war, durch verschiedene Kunstgriffe, Belohnungen, und Ermunterungen die Aufmerksamkeit seines Zuhörers stets rege zu erhalten, und ihn nichts zu lehren, was nicht einen Nutzen für dessen künftiges Leben enthielt. Alle Lehren, die ihm vorgetragen wurden, machte er ihm, in so fern es möglich war, durch anschauende Känntniß deutlicher und begreiflich. Alle steife Pedanterey war ganz verbannt. Statt unnützer deutscher und lateinischer

Ver-

Verse, fehlerhafter griechischer Ausarbeitungen, unreifer Logick und verpfuschter Anfangsgründe der so genannten höhern Wissenschaften, erhielt der Lehrling Begriffe von den verschiedenen Profeßionen und Handwerken, von der Beschaffenheit der darzu erforderlichen Producte, von einer vernünftigen Anleitung zum Ackerbau, und einer allen Menschen unentbehrlichen Diätetick. Die Richtigkeit dieser ihm mitgetheilten Regeln der verschiedenen Profeßionen und des Ackerbaues, wurden ihm sodann in den Werkstädten des Handwerkers und an der Arbeit des Landmannes durch die Erfahrung bestätiget, und so ward er denn, wenn zuvor seine erlangten Känntnisse hinlänglich geprüft worden waren, aus dieser Classe, nach Abfluß des funfzehnten oder sechzehnten Jahres entlassen, um sich nunmehr demjenigen Gewerbe zu widmen, zu welchem er die vorzüglichste Neigung bezeigte. Zu Erlernung dieses Gewerbes, ward er nicht eher zugelassen, als biß von denen darzu verordneten Aufsehern seine Fähigkeiten gehörig waren untersucht und gebilliget worden.

Diese vier Classen gieng die ganze männliche Jugend der Insel, ohne Rücksicht auf den Stand ihrer Aeltern oder ihrer eignen künftigen Bestimmung durch. Alle wurden in diesen Classen auf eine gleiche Art unterwiesen, alle ohne Unterschied zu gleicher Cultur und Feinheit der Sitten angeführt. Jeder Landmann und Bearbeiter des Feldes, war daher auf dieser glücklichen Insel eben so gesittet,

eben

eben so reich an edlen und großen Empfindungen der Seele, als der Gelehrte und der Künstler, hingegen genoß er auch eben den Grad der Achtung als diese. Es versteht sich von selbst, daß kein einziger dieser gesitteten Insulaner den Ton des franzöſirenden Hofmanns verstand. Höflichkeit, vorkommende Gefälligkeit, unermüdete Dienstgefließenheit, vereiniget mit nunmehr veralterter deutscher Treu und Aufrichtigkeit, waren die vornehmsten Bestandtheile seiner Sittenverfeinerung.

Wenn der, nach unserm gewöhnlichen Begriff so genannte niedrige Theil der Landesbewohner, welcher mit dem verächtlichen Namen Bauer, bezeichnet wird, eine dergleichen Unterweisung, nach unserer Verfassung genüßen, und biß zum angegebenen Grad, aufgeklärt werden könnte, so würde er sich bedenken, zu seinem Pflug zurück zu kehren, und den väterlichen Acker mit den ererbten Stieren zu pflügen. „Es mag also wohl bloß Chimäre des „Geschichtschreibers seyn, wird der Tadler sprechen, „wenn er seinen Felsenburgischen Bauer, so frenge„big baronisirt, und diese mislungenen Halbge„schöpfe von Bauer und Edelmann, würden auch „eine wahre Pest des Staats seyn. Der Bauer „muß dumm bleiben, wenn er dem Staat nützlich „seyn soll.„ Ich schweige, von dem Schauer, welcher die Menschheit bey dem letzten Axiom dieser ungesunden Politick ergreifen muß. Allein wird es denn also auch wohl bloß Chimäre des Geschichtschreibers seyn, wenn er den Cincius Cincinnatus

von

von seiner Dictatur ruhig zu seinem mühsamen Pflug zurückkehren läßt? Freund, laß dein eignes Maulwurfsauge, nicht immer das Fernglas seyn, mit welchem du alle und jede Gegenstände untersuchst. Wisse, tausend Dinge geschehen täglich in der Welt, die ich und du für unmöglich halten würden, wenn wir sie nicht mit Augen sähen, und mit Händen griffen. Wenn es möglich wäre, daß der Landmann bey dem armseeligen, mangelhaften Unterricht, welchen er in unsern Ländern genüßt, bey dem Drucke der Last, unter welcher er sein Leben verseufzt, bey der Verachtung, die ihn auf jedem Tritte verfolgt einer Aufklärung des Geistes und Veredlung der Seele theilhaftig werden könnte, so würden wir ihn eben so gesittet, eben so edelmüthig, eben so weise finden, als ich ihn auf der Insel Felsenburg gefunden habe, und er würde hier eben so ein guter und nützlicher Unterthan seines Fürsten seyn, als er es dort war. Allein kein rohes Product der Natur, kann ohne die gehörige Bearbeitung zu einiger Vollkommenheit gebracht werden. Hat ferner Ausbreitung der Künste und Wissenschaften, Cultur der Sitten, für den zahlreichsten und nützlichsten Theil der Nation gefährliche Folgen, o so war Roußeau der größte Weltweise und der vernünftigste Lehrer des Menschen, wenn er ihn in den Stand des Thieres unter den nährenden Eichbaum zurück wünscht.

Ich kehre zu dem entworfenen Erziehungsplan des Regenten zurück. Unter den Lehrlingen der

vierten

vierten Classe, wurden diejenigen besonders ausgezogen, an welchen man vorzügliche Gaben des Geistes bemerkte. Diese wurden den so genannten höhern Wissenschaften, nach dem Maaß ihrer Kräfte, und ihren eigenen Neigungen gewidmet. Zu Erlernung dieser höhern Wissenschaften wurden nach und nach bey der Albertsburg, der Residenz des Regenten, fünf verschiedene Seminaria, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit unsern Universitäten hatten, errichtet. Das erste war der Theologie, das andere der Rechtsgelahrheit, das dritte der Arzeneykunde und Chirurgie, das vierte der Erziehungskunst, das fünfte speculativischen Wissenschaften von verschiedener Gattung gewidmet. Zu Lehrern an diesen Pflanzschulen künftiger Prediger, Obrigkeitlicher Personen, Aerzte, Schullehrer, und nützlicher Künstler wurden die geschicktesten, Einsichtsvollsten Männer, die man auf der Insel ausfindig machen konnte, verordnet und auf Kosten des Staats unterhalten. Die Seminaristen theilten sich auch hier wieder in drey verschiedene Classen, in Lernende, Ausgebildete und Repetenten. Die erste Classe beschäftigte sich bloß mit Erlernung der Grundsätze ihrer Lieblingswissenschaft, unter der Anführung ihrer Lehrer, die andere bemühte sich mit der Anwendung der Grundsätze auf den practischen Theil dieser Wissenschaft, die dritte Classe half theils den Lehrern, bey dem Unterrichte der ersten Classe, theils übte sie sich in leichten practischen Arbeiten ihres künftigen Berufs, allein so wohl diese letztere als die andere Classe stand immer noch unter eben der

genauen Aufsicht ihrer Lehrer als die erstere Classe und handelte in allem nach der erhaltenen Vorschrift derselben.

Der Vortrag der Wissenschaften in allen diesen Seminarien war zweckmäßig, practisch und mit so wenig müßigen Speculationen vermischt als es möglich war. Es kam hier nicht auf den Ruhm eines seltnen, tiefforschenden Gelehrten an. Dieser Ruhm wäre hier vergeblich gewesen, Trotz des hohen Fluges, den er hätte nehmen können, würde er doch nie die Felsenburgischen Felsenspitzen überflogen haben; Auf dieser sonderbaren Insel hatte kein Mensch einigen Werth, als bloß nach dem Grade, nach welchem er seinen übrigen Nebenmenschen nützlich, und ihnen entweder Vortheile des Körpers oder des Geistes zu verschaffen fähig war. Die Gelehrten, die man bildete, mußten für das gemeine Wesen brauchbar seyn. Sie mußten an dem allgemeinen Besten desselben mit arbeiten helfen. Waren sie bloß seltne Cabinetsstücke der gelehrten Republick, so wurden sie hier wenig geachtet, nicht vielmehr als ein Mensch, der etwan mit den Füßen schreiben könnte. Da keinem Jüngling verstattet wurde, sich bloß mit den Wissenschaften zu beschäftigen, wenn er nicht die nöthigen Fähigkeiten darzu hatte, und da man bey einer klugen Auswahl der besten Köpfe, zugleich auf die Anzahl der Bedienungen auf der Insel, zu welchen Gelehrte von Profeßion nöthig waren, sehr weißlich zurücksah, so hatte freylich die Insel den großen Vortheil

davon,

davon, daß sie nicht von einem unmäßigen Schwarm hungriger Gelehrten von falschem Gepräge, überschwemmt wurde. Auch das schädliche Insect der Papiermotten, die schriftstellerische Zunft der Scribler, Schöndenker, Empfindler ꝛc. ward durch diese weise Einrichtung aus der Insel gänzlich verbannt, und man hielt sich dadurch für die üble Nachrede, daß die Felsenburgische Litteratur keine sonderliche Epoche in der Republick der Gelehrten machen wird, reichlich entschädiget.

Bey allen den vielen Känntnissen, mit welchen man die studirende Jugend der Insel zu bereichern, und sie zu nützlichen Gliedern des Staats zu bilden suchte, vergaß man nie für die Ausbildung ihres Herzens und ihrer Sitten zugleich Sorge zu tragen. Man prägte ihr jederzeit die Lehre ein, daß die weitläuftigste Gelehrsamkeit ohne Rechtschaffenheit des Herzens, und befleckt mit Ungesittheit, ein unnützer und nicht selten ein gefährlicher Vorzug sey. So wurde der junge Mann durch weisen Unterricht immer weiter geleitet, biß sein Verstand und Character den gehörigen Grad der Reife erreicht hatte, und er nunmehr seinen jüngern Mitbürgern eben das vortrefliche Muster der Nachahmung seyn konnte, welches seine Lehrer für ihn gewesen waren.

Alle diese nützlichen Anstalten kamen freylich nicht in wenigen Jahren zu ihrer Vollkommenheit. Selbst zur Zeit meines Aufenthaltes auf der Insel wur-

wurden sie immer noch gemeinnützger zu machen gesucht, und da man sie mit Recht als die ganze Grundlage von der Einrichtung der Colonie ansah, so wurde unermüdet an ihrer größern Vollkommenheit gearbeitet. Eines der wichtigsten Hindernisse, das sich gleich Anfangs fand, war der Mangel an Lehrern, welche Willen und Fähigkeit genug hatten, an dem von dem Regenten entworfenen Erziehungsplan Antheil zu nehmen und solchen nach seinen angenommenen Grundsätzen auszuführen. Da sich in der Colonie selbst nicht Männer genug fanden, welche die hierzu nöthige Geschicklichkeit besaßen, so musten diese, mit außerordentlichem Aufwand an Kosten, Mühe und Behutsamkeit aus den cultivirtesten Europäischen Ländern, gesammelt und auf die Insel gelockt werden. Auch so dann wenn sie alle mögliche Gaben versprachen, die das ihnen aufzutragende Erziehungsgeschäfte erfordern konnte, waren noch eine Menge Vorurtheile, die sie durch ihre eigene Erziehung eingesogen hatten, aus dem Wege zu räumen, ehe sie ganz den Absichten des Regenten beytraten. Man mußte nothwendig seinen einschmeichelnden, gefälligen Character, seine außerordentliche Ueberredungskunst, seine Biegsamkeit den Grillen Anderer zu rechter Zeit nachzugeben, und seine nicht zu ermüdende Gedult und Standhaftigkeit, sich durch keine Schwierigkeit von einer Unternehmung, die man einmal als nützlich erkannt hat, abschrecken zu lassen, besitzen, wenn man seinen gemachten Entwurf eben so glücklich als er, hinausführen wollte.

Wenn

Wenn übrigens seine errichteten höhern Seminarien vielleicht verschiedene Vorzüge entbehren mußten, welche unsern Universitäten eigen sind, so mangelten ihnen dagegen auch eine Menge übele und für den Staat nachtheilige Einrichtungen, die sich unmöglich von unsern so genannten Universitäten trennen lassen. Es ist wahr, die ungebundene Academische Freyheit mangelte erstlich diesen Seminarien ganz. Lehrer und Lernende waren an gewisse Regeln gebunden, und trägt der Geist des Gelehrten wohl gern andere Fesseln, als die ihm die Ruhmsucht und der Eigennutz anlegen? Der tiefsinnige Forscher der Wissenschaften hatte ferner hier nicht Muße genug zu seinen Speculationen; Er war zu sehr an Geschäfte gebunden. Ein Newton, ein Euler, ein Lambert, jeder große Geist seines Jahrhundertes würden in diesem Erdreich schwerlich gedeyhen. Diese Wohlthäter des ganzen menschlichen Geschlechts sind für eine einzelne Nation zu groß. Sie scheinen für die ganze Welt geschaffen zu seyn. Endlich mußte bey diesen Seminarien, auch der äußerliche litterarische Pomp und die Posaune des gelehrten Ruhms, der den Glanz und die Würde unserer Universitäten ankündiget, ganz verloren gehen, da hier bloß auf das nützliche und brauchbare gesehen ward. Ein Verlust, den der Gelehrte von Profeßion nicht gern ertragen würde. Die Secten der Philosophen, die bloß auf ihren Mantel stolz waren, sind ausgestorben, und der Gelehrte unsers Zeitalters, läßt sich seinen ächten

oder unächten Putz eben so ungern nehmen als ein Frauenzimmer den ihrigen.

Auf der andern Seite fand sich hier die rasche Jugend, in dem Zeitpunct, da sich ihre Begierden wider die schwache Vernunft, am öftersten aufzulehnen pflegen, immer noch einer weisen Leitung unterworfen, und ward durch keine zügellose Academische Freiheit zu Grunde gerichtet. Die Erlernung der Wissenschaften, mußten den Liebhabern leicht werden, da sie zweckmäßig eingerichtet war, und sie darzu den kürzesten und vortheilhaftesten Weg geführt wurden. Alle unnütze und schädliche Auswüchse des jungen Gelehrten konnten von den bestimmten Aufsehern mit weniger Mühe und mit größerm Nutzen abgeschnitten werden. Kein einziges fähiges Subject gieng hier für das Vaterland durch Mangel, durch Verborgenheit, durch Verirrung seiner eignen Phantasie, durch Druck des Kummers und der Noth verloren; der Staat übersah sie hier auf einmal, und keiner, der nicht ganz unfähig war, blieb ungebraucht. Da der Felsenburgische Gelehrte keinen andern Ehrgeiz kannte, als ein nützlicher Mann für sein Vaterland zu werden, seine Mitbürger nach dem Maaß seiner Kräfte glücklich zu machen, und sich selbst zu einem höhern Stand seines künftigen Lebens vorzubereiten, so behieng er sich nie mit den leeren Schellen eines eitlen Ruhms, lernte also bey dieser Art des Unterrichts nie glänzen, sondern stets nützlich seyn. Uebrigens waren diese Seminarien noch zu sehr in ih-

rem

rem ersten Keim, als daß sie eine vollständige Vergleichung mit unsern gewöhnlichen Universitäten litten, und daß der unpartheyische Beurtheiler genau übersehen könnte, welche Einrichtung das mehreste Gewicht in der Wagschale habe.

Aus diesen verschiedenen Seminarien wurden denn die Bedienungen des Landes, welche erlediget waren, nach ihren mancherley Gattungen besetzt. Es ward bey dieser Besetzung der Aemter bloß auf Verdienst und Fähigkeit gesehen, und man hat fast kein einziges Beyspiel, daß diese so wichtige Regel übertreten worden wäre. Gunst, Verwandschaft, Geburt, Bestechung, Heyrath, waren hier vergebliche Hülfsmittel zu einem Amte zu gelangen, und wahrscheinlicherweise werden sie dieß so lange bleiben, als Gottesfurcht, Rechtschaffenheit und Tugend die vornehmsten Bestandtheile eines Felsenburgischen Insulaners ausmachen werden. Der bescheidene fähige Mann, der es nicht gewohnt ist, der Herold seiner eignen Verdienste zu seyn, ward also hier nie vergessen. Er brauchte sich nicht durch niederträchtige Schmeicheleyen, durch marktschreyerische Anpreisung seines eignen Werthes, selbst anzubiethen, und lief eben so wenig, als der arme, brauchbare, aber furchtsame Gelehrte Gefahr, zu verhungern.

Ich muß hier noch einige Umstände von der Erziehungsart des weiblichen Geschlechts hinzufügen. Auch dieses ward in besondere Erziehungshäuser

von dem vierten Jahr seines Alters an aufgenommen, und in verschiedenen Classen nach einem allgemeinen Plan erzogen. Die Regeln dieses Plans waren grösstentheils mit denjenigen, die zu Erziehung der Knaben festgesetzt worden waren, einerley, in so fern der Unterschied des Geschlechts nicht eine Abänderung erforderte. Die erste Classe vom vierten biß zum achten Jahr war bloß der Ausbildung des Körpers und den Anfangsgründen des Religionsunterrichts, der Erlernung der Muttersprache, dem Rechnen, dem Schreiben, gewidmet. Auch schon in dieser Classe wurden die Mädchen, Kinder von dem zartesten Alter, so bald nur ihr Verstand Begriffe anzunehmen fähig war, außer den Uebungen, so ihnen mit dem andern Geschlecht gemein waren, zur Bescheidenheit, Sanftmuth, Sittsamkeit, einnehmenden Gefälligkeit, Tugenden, welche dem weiblichen Geschlecht einen so vorzüglichen Reitz mittheilen, und ihm die Herrschaft über das männliche erzwingen, angewöhnt. Man entfernte alles von ihnen, was sie zur Eitelkeit, zum Leichtsinn, zur Tändeley, den gewöhnlichen Fehlern dieses Geschlechts verleiten konnte. In der andern Classe vom achten biß zum zwölften Jahr ward der Unterricht in der Religion und den übrigen Känntnissen, deren Anfangsgründe man ihnen beygebracht hatte, nach der Fähigkeit ihres Alters fortgesetzt, und jederzeit mit der Absicht verbunden, daß sie von jeder Sache, die ihnen vorkam, richtig urtheilen lernten. Selbst die Erdbeschreibung und die Geschichte in ihren verschiedenen Theilen blieb ihnen

nicht

nicht verborgen. Aller Unterricht aber, der ihnen hierinne ertheilt wurde, zielte nicht auf einen lächerlichen Putz, von entbehrlicher Gelehrsamkeit ab, mit der sie prahlen sollten, sondern er sollte sie bloß die Welt, in der sie lebten, und den Menschen, der mit ihnen lebt, kennen lernen, sie für Fehltritten und Schwachheiten, durch fremde Beyspiele bewahren, und ihre Liebe zur Tugend, durch die Muster der Nachahmung, die ihnen vorgelegt wurden, vermehren und stärken. In die übrigen Gefilde der Wissenschaften, die für sie von keinem Nutzen seyn konnten, wurden sie nie geführt. Dagegen wurden sie frühzeitig zu denjenigen Beschäftigungen, welche dem weiblichen Geschlecht eigen, und zu Bildung einer nützlichen Hauswirthin unentbehrlich sind, angehalten. Gesang, Tanz und Musick waren auch hier für sie Mittel der Erholung und der Veredlung ihrer Empfindungen. Die dritte und letzte Classe vom zwölften biß zum sechzehnten Jahr, war zur ausführlichen Unterweisung in den großen Wahrheiten der Religion bestimmt, und zugleich zur Erlernung verschiedener nützlicher Frauenzimmerarbeiten, eingerichtet. Außer der Koch- und Haushaltungskunst, in welcher jedes Mädchen dieser Classe, ohne Unterschied geübt wurde, hatte jede Schülerin Gelegenheit, nach ihrer Neigung, sich im Sticken, Bandweben, Verfertigung feiner baumwollener Zeuge, im Zeichnen, im Mahlen, zu unterrichten. An der Verfeinerung ihres moralischen Characters ward nichts vergessen, was darzu dienen konnte, sie zu einer vortreflichen Gattin und

Mutter zu machen. Sie genossen überdieß in dem letzten Jahre ihres Aufenthaltes in der Classe noch eine besondere Art des Unterrichts. Außer den Gesundheitsregeln, die man ihnen zur Erhaltung ihrer Gesundheit von den Jahren an, da sie darauf zu merken fähig waren, einprägte, unterrichtete man sie selbst in den Pflichten des Ehestandes, als ihrer künftigen Bestimmung. Sie erhielten Anweisung, gute Gattinnen zu werden, und sich und ihre Ehemänner glücklich zu machen. Sie lernten die Vorsichtsregeln kennen, die ein verheyrathetes Frauenzimmer in jeder Situation, in die es kommen kann, zu Erhaltung der Gesundheit ihres Kindes und ihrer eigenen zu beobachten schuldig ist. Sie erhielten den sorgfältigsten Unterricht, zu Erziehung junger Personen ihres Geschlechts; da es mit der Zeit ihre Bestimmung seyn konnte, an dieser Erziehung Antheil zu nehmen. Ueberhaupt war der vorzüglichste Endzweck der weiblichen Erziehung, eine festgewurzelte, nicht auszurottende Einpflanzung der Keuschheit, schaamvoller Unschuld und weiblicher Würde, frey von alberner Blödigkeit und gezierter Sprödigkeit. Die Vorstellung der Reinigkeit und Unschuld der Sitten, die Gott, das reinste und heiligste Wesen von ihnen fordere, ward zum herrschenden Gedanken eines Felsenburgischen Mädchens gemacht und er war der sicherste Wächter ihrer Tugend. Kein giftiger Hauch böser Gesellschaft, keine weichlichen, verdorbenen Sitten, keine Schriften voll wollüstigen Witz, welche die thierischen Triebe rege machen, keine sie umgaukelnde Bösewichte

und

und Thoren des andern Geschlechts, schwächten diesen Gedanken, und entzündeten in den Adern des unvorsichtigen Mädchens ein Feuer, welches keine weibliche Tugend, ohne höhern Beystand zu dämpfen vermögend ist. Der Umgang mit dem männlichen Geschlecht, war ihnen indessen selbst in den Erziehungshäusern nicht verwehrt. Man glaubte, daß selbst dieser Umgang für beyde Geschlechter nützlich seyn könnte. Allein er war nie erlaubt, als unter den Augen der Aufseherinnen und mit vorsichtigen Einschränkungen. Die Mannspersonen, mit denen sie umgiengen, waren keine lächerlichen Empfindler unsers gegenwärtigen Zeitalters. Es waren Jünglinge und Männer von ächtem warmem Gefühl der Ehre und Tugend, welchen unbefleckte Reinigkeit der weiblichen Seele das heiligste unverletzlichste Kleinod war. Empfindsame Schriften von unglücklichen und sich todt gehärmten Liebhabern und Liebhaberinnen gab es gar nicht auf der Insel. Folglich lasen sich die Mädchen daselbst nicht zu weiblichen Don Quischotts, und der Umgang mit dem männlichen Geschlecht gab ihnen eine gewisse Würde und Festigkeit des Characters, die sie ohne diesen Umgang nicht leicht erhalten. Da also das eine Geschlecht auf der Insel eben so gesittet erzogen war, als das andere, so wurde hierdurch die Gefahr vermindert, die aus dieser Freyheit erwachsen konnte. Ich mag dem ohnerachtet nicht behaupten, daß die weibliche Tugend auf der Insel Felsenburg nie versucht, und nie überwunden worden sey. Ihr Ruhm bleibt noch jederzeit groß,

wenn sie daselbst öfterer gesiegt hat, als in jedem andern Lande.

Die Schülerinnen aller dieser Classen standen unter Aufseherinnen ihres eigenen Geschlechtes. Selbst den größten Theil des Unterrichts erhielten sie von diesen, und nur alsdann hatten sie männliche Lehrmeister, wenn es in einer oder der andern Art ihrer Beschäftigung an Lehrmeisterinnen mangelte. Es wurden nach und nach in diesen Erziehungsanstalten so viele geschickte Frauenzimmer gezogen, daß bey meiner Anwesenheit auf der Insel fast die meisten Stellen der Lehrer in den weiblichen Erziehungshäusern mit Personen des weiblichen Geschlechts besetzt waren. Es gab Frauenzimmer daselbst, welche fähig genug waren, im Schreiben, im Rechnen, in der Erdbeschreibung, in der Geschichtskunde, selbst in der Naturgeschichte ihre jüngere Mitbürgerinnen zu unterrichten. Nur der Unterricht in der Religion blieb dem männlichen Geschlechte allein vorbehalten.

Nach geendigtem sechzehnten Jahre stand es jedem Frauenzimmer und ihren Eltern frey, aus dem Erziehungshause in das Haus ihrer Eltern oder ihrer Anverwandten zurückzukehren. Es war ihr aber auch freygelassen, gegen Erlegung einer mässigen Summe, biß zu ihrer Verheyrathung, oder so lang es ihr sonst gefällig war, als Kostgängerin in der Erziehungsanstalt zu verbleiben.

Den auf diese Art erzogenen Frauenzimmern mangelte übrigens ein Fehler, welcher der klösterlichen Erziehung und der Erziehung der Mährischen Brüder, welche mit der Felsenburgischen Erziehungsart sehr viel übereinstimmendes hat, eigen zu seyn pflegt. Sie waren weder Kopfhängerinnen, noch schüchterne, einfältige Seelen, welche vor dem Anblick einer Mannsperson, oder dem Genuß eines unschuldigen Vergnügens, wie vor dem Anblick einer Schlange, oft nur zum Schein zurückfuhren. Man hatte ihnen die Welt nie als ein Cloac aller Laster und Unreinigkeiten, sondern als einen Schauplatz der Liebe und Güte unsers Gottes abgeschildert. Man hatte sie gelehrt, daß nicht die Runzel der trüben Stirne, das halb geschloßne schielende Auge, der oft heuchlerische Seufzer, die hohle Stimme, sondern Heiterkeit, Munterkeit, eine dankbare gefühlvolle Seele, welche keine einzige Wohlthat Gottes unbemerkt und ungenossen läßt, den wahren Christen anzeige. Sie besaßen genug Anstand der Sitten, genug ausgebildeten Verstand und Geist, daß sie die Würde und die Vorzüge ihres Geschlechts in jeder Unterredung zu behaupten, fähig waren. Bey aller Unschuld und Einfalt der Sitten vergassen sie die Liebe zum Putz nie, und diese Lieblingsneigung ward ihnen nie als Fehler angerechnet, vielleicht, weil sie unter weiblicher Aufsicht erzogen worden waren. Es scheint auch diese Neigung wirklich ein nothwendiger Bestandtheil des weiblichen Characters zu seyn, und der Trieb zu gefallen, mußte unumgänglich aus vielerley Gründen, so

tief

tief in die weibliche Seele eingewebt werden, daß ein Frauenzimmer, welches diesen Trieb nicht besäße, in aller Betrachtung eine sehr mittelmäßige Gattin und Mutter seyn würde. Dieser Putz war indessen so einfach als möglich, aber die Felsenburgerinnen verstanden so gut als die Europäerinnen die Kunst, die unbedeutendste Sache, eine Blume, ein Band, eine so oder so geschlagene Locke, zu Erhöhung ihrer Reitze geltend zu machen. Da jedoch meine Felsenburgerinnen, weder Medisance, noch Vapeurs, noch Coqveterie, noch Cacqvet, noch Esprit, noch Gout, noch Spiel, noch Eitelkeit kannten, sondern sich in ihren kleinen freundschaftlichen Cirkeln mit demjenigen unterhielten, was sie gelernt, oder gelesen hatten, so würde die große Dame sie freylich lange noch nicht zu ihrer Kammerjungfer tüchtig gefunden haben. Auf dieser Insel hatte man aber auch gar keine Begriffe von großen Damen und Kammerjungfern.

Diese Nationalerziehung beyder Geschlechter muß nothwendig diesen Insulanern einen eignen und von andern Völkern ganz verschiedenen Character geben. Hauptsächlich muß sich dieser Unterschied von andern Völkern bey dem Landmann und dem Handwerker äußern; Gesetzt, daß auch nicht bey jedem Einzelnen dieser Personen die Absicht der eingeführten Erziehungsart ganz erreicht werden sollte, (denn welches menschliche Institut kann sich dieser Vollkommenheit rühmen?) so wird doch diese Absicht ganz zuverläßig bey dem größten Theil erreicht wer-

den.

den, und Gottesfurcht, Menschenliebe und Rechtschaffenheit wird auf der ganzen Insel allemal der herrschende Ton bleiben. Und was für ein glückseeliges Land, was für ein wahres irrdisches Paradies müßte der Winkel des Erdbodens seyn, wo ein ganzes Volk, oder wenigstens dessen größter Theil edel, menschenfreundlich, rechtschaffen und fromm ist, man müßte denn den von einigen Klüglingen unter den Weltweisen behaupteten paradoxen Satz, daß ein ganz christliches Volk ein armseeliges Volk seyn würde, als wahr annehmen? Allein wird der Tadler einwenden, gesetzt, daß man auch zugäbe, daß eine dergleichen Erziehungsart nicht bloß Einbildung sey, daß sie sogar von ausgebreitetem Nutzen seyn würde, wird denn das natürliche Verderben des Menschen ihr nicht ganz entgegen arbeiten? Und würde sie nicht wenigstens für unsere Europäischen Länder nach den Sitten und der politischen Lage genommen, in der sie sich befinden, und aus welcher sie unmöglich herausgerissen werden können, bloß Traum seyn?

Was das erste Hinderniß, welches aus dem natürlichen Verderben des Menschen entstehen könnte, anbelangt, so ist vielleicht kein Ding in der ganzen Natur, von welchem mehr geschwatzt, und welches weniger geprüft worden ist, als dies natürliche Verderben, welches man Erbsünde unschicklich genug zu nennen pflegt. Daß der Mensch einen überall hervorstechenden, ausgezeichneten Hang zum Bösen hat, er komme her, wovon er wolle, dieß

ist

ist ein durch die richtigsten Schlußfolgen und die Erfahrung so oft bestätigter Satz, daß man ohne den äußersten Grad der Selbstliebe oder der moralischen Blindheit, nie daran zweifeln kann, trotz aller Entdeckungen, die einige neuere Weltweise von der natürlichen Güte des Menschen gemacht haben wollen. Allein hier kommt nichts auf den höhern oder geringern Grad dieses Verderbens an, sondern darauf, ob seine Wirkung so stark, so überwiegend ist, daß alle Gegenwirkung, welche Cultur, Erziehung, eignes Bestreben, zu Beförderung des Guten anwenden können, vergeblich sey? Und hier muß der Teufel, sehr viel auf seine Rechnung schreiben lassen, was sehr oft bloß auf die Rechnung unserer eignen Trägheit, unserer verkehrten Anstalt, unserer Vorurtheile, unserer Unwissenheit gesetzt werden muß. Der Mensch, das mit Vernunft begabte Werk Gottes, sey es auch so unvollkommen als es wolle, muß der Cultur und des Wachsthums seiner Vollkommenheiten biß in das Unendliche fähig seyn, wenn die Absicht erreicht werden soll, aus welcher er erschaffen ward. Ob dieß Wachsthum aus bloßen natürlichen Kräften oder unter Mitwürkung eines übernatürlichen Beystandes befördert wird, ob Cultur der Sitten, Erziehung, eignes Bestreben, hierzu Hülfsmittel sind, worauf er selbst verfällt, oder ob er durch göttliche Inspiration darauf geleitet wird, dieß thut wieder nichts zur Sache. Genug, daß der übernatürliche Beystand nie wirken kann, so lange die natürlichen Kräfte unthätig bleiben. Was ist das Resultat

aller

aller dieser Reflexionen. Dieses, daß man nie behaupten könne, daß das natürliche Verderben des Menschen eine oder die andere Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts hindere, so lange wir nichts gethan haben, dieß Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und daß dieß letztere eben der Fall bey unserer gewöhnlichen Erziehung sey, daß also die meisten Laster und Boßheiten der Menschen, nicht allein von dem natürlichen Hang zum Bösen, sondern mehr noch von der Nachläßigkeit den natürlichen Hang des Menschen zum Guten zu nutzen, herrühren. Ihr alle, die ihr berufen seyd, aus dem ersten rohen Teig der Menschheit, christliche gute Bürger zu bilden, klagt nicht immer bey euren mislungenen Versuchen, über die natürliche Boßheit des muthwilligen Knaben, die alle eure angewandte Bemühungen vernichtet. Klagt vielmehr öfterer über eure eigne Unfähigkeit, über eure mangelhafte Känntniß, mit welcher ihr euch einem Geschäft unterzieht, dessen Natur, Beschaffenheit und Ausübungsregeln euch ganz unbekannt sind.

Der andere Einwurf ist scheinbarer. Laßt auch das Felsenburgische Erziehungssystem, hauptsächlich in so weit es die niedern Classen des Volks angeht, gut und nützlich seyn, wie würde es jemals der Verfassung unserer Europäischen Staaten angepaßt werden können? Gewiß ist es, so lange die Erziehung nicht ganz aus den Händen der Eltern von den ersten Jahren des Kindes an, genommen, nach einerley Methode ausgeführt, und also gleich-

sam das Werk des Staats wird, so lange wird sie nie eine besondere ausgezeichnete Nationalerziehung werden, und das Gute daraus erwachsen, welches dadurch erwachsen kann. Die Bedürfnisse unserer Staaten sind zu hoch gestiegen, als daß auf das sehr entbehrliche Bedürfniß, gute Bürger zu ziehen, bey den öffentlichen Landesausgaben Rücksicht genommen werden könnte. Sollten auch bißweilen zwey Drittheile der treugehorsamsten Unterthanen einen Tag in der Woche hungern, so muß doch wenigstens die Gräfliche Leibguarde, die Fürstliche Hund- und Parforcejagd, die Capelle und Schauspieler Standesmäßig unterhalten werden. Auch der Hochwohlgebohrne Gerichtsherr, (denn wie viel giebt es Rochow?) hat von dem Ueberfluß seiner Revenüen so viel an Hunden, Bedienten, Equipage, Spiel, Putz und Maitressen zu verwenden, daß für die armseelig unterrichtete Schuljugend seines Ortes nichts übrig bleibt, und die schlauen Magistratspersonen der Städte wissen ihre Commungüter klüger als zu Schulanstalten zu verwenden. Daß es Ausnahmen von dieser Regel giebt, wird kein Vernünftiger leugnen. Aber die Regel macht allemal den großen, und die Ausnahme den kleinen Theil aus. Gesetzt aber, daß auch eine eigene Nationalerziehung ohne Concurrenz der höchsten Gewalt, und der Landesherrlichen Milde nicht möglich ist, so werden sich doch auch in dem dürftigsten Lande, ohne beträchtlichen Kostenaufwand, die nützlichsten Verbesserungen bey den so sehr vernachlässigten niedrigen Schulen für das Landvolk machen

las-

lassen. Haben sich nicht Marie Theresie und Friedrich durch diese Verbesserung ein unvergeßliches Recht auf den Dank der Nachwelt erworben? Und wie viele gute Fürsten, kann unser Zeitalter noch nennen, die diesem großen Beyspiel nacheifern? Würde sich aber auch wohl ein Menschenfreund, vielweniger ein guter Fürst, der Vater seines Volks, der Zähren enthalten, wenn er Zeuge von dem elenden armseeligen Unterricht seyn könnte, durch welchen die große Hälfte seiner jungen Unterthanen auf den Weg der Religion und Tugend geführt werden soll. Laß mich, mitleidiger Leser, der du vielleicht Gelegenheit gehabt hast, diese traurige Scene aus der Erfahrung kennen zu lernen, laß mich sie dir mit keinen übertriebenen Pinselstrichen, sondern mit den reinen ächten Farben der Wahrheit entwerfen.

In einer armseeligen Hütte sitzt der furchtbare Lehrer mit aufgehobenem Stabe unter einem Schwarm von 50. 100. biß zu 150. ungesitteten Knaben und Mädchen, und erstickt halb nebst seinen Lehrlingen unter dem Qualm ihrer Ausdünstungen. In einer Zeit von fünf Stunden des Tages soll er erstlich diesen rohen Haufen lesen lernen und mehr als zu oft kann er selbst nicht recht lesen. Er soll sie ferner zu guten Christen bilden, und er ist oft der gröbste Bösewicht oder wenigstens der einfältigste Tropf, der nichts von demjenigen versteht, was das Wesen der Religion ausmacht. Die Hälfte dieser fünf Stunden verprügelt er bey Bestrafung der Verbrechen seines Staats, die andere

Hälfte bringt er damit zu, daß er seine Schaar, so weit die Zeit reicht, einige übelarticulirte Töne herschreyen, einige herausgerissene Sprüche der Bibel, deren wahrer Verstand und Zusammenhang dem lehrenden Meister eben so dunkel ist, als die Algebra, herstottern läßt, und ihnen aus einem mittelmäßigen übelentworfenen, aber durch Vorschrift der Obern eingeführten Religionsunterricht einige seiner Jugen ganz unverständliche Fragen und Antworten in den Kopf stopft. Von Aufklärung des Verstandes, von den Dingen, die den Landmann tagtäglich umgeben, und die er mit dummen Kaltsinn angaft, den so herrlichen Werken der Natur, von Bildung der Sitten, von den Pflichten des geselligen Lebens, erfährt der unglückliche Lehrling kein Wort. Und wie könnte er sie erfahren, da sein Lehrer von allen diesen Dingen selbst nichts weiß? In einem Zeitraum von Acht Jahren, wovon die Hälfte an Erndte und andern Ferien abgerechnet werden muß, ist dieser vortrefliche Unterricht, bey welchem der dürftige Lehrer, der freylich auch nicht viel mehr werth ist, Galeerenkost, für Galeerenarbeit empfängt, geendiget, und der gute Christ und der gute Unterthan fertig. Der sorgfältige Herr Pastor, der gemeiniglich die Schule nicht eher besucht, als biß er Lust hat, den Schulmeister, wegen ermangelten Respects, bey Ihr. Hochwürden, dem Herrn Superintendenten zu verklagen, legt sodann die letzte Hand an das große Werk der Erziehung, und jagt die hofnungsvolle Jugend in den Catechisationen durch die sechs Hauptstücke, und die

wür-

würdigen Candidaten werden sodann zu den ehrwürdigen Geheimnissen der Religion hinzugelassen. Froh schüttelt der junge Landmann in dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahr, wo kaum die erste Knospe des Verstandes treibt, den Schulstaub ab, und wandelt hinter dem väterlichen Pflug eben so unwissend und dumm als der Ochse, der vor selbigen gespannt ist.

Dieß ist kein Gemählde der Phantasie, keine Schilderung der Erziehung bey einem rohen uncultivirten Volk. Es ist das unverfälschte Bild der Erziehung des Landvolks in Ländern, deren Einwohner sich klüger und aufgeklärter als andere dünken. Die Ursachen dieser so vernachläßigten höchstelenden Erziehung des Landmanns sind in unsern zahlreichen Pädagogischen Schriften, oft genug, doch immer ohne nützlichen Erfolg angegeben worden. Es sind hauptsächlich folgende: Der Mangel an guten fähigen Lehrern für die Landschulen, und die Nachläßigkeit der Obern für Zubereitung tüchtiger Lehrer zu sorgen. Der elende Gehalt dieser Lehrer, der so beschaffen ist, daß kein ehrlicher Mann, der nur einige Fähigkeit hat, sich mit ihrem Amte belästigen wird. Ich kenne eine ansehnliche Dorfgemeinde, wo der Schullehrer täglich wenigstens 150 Kinder beyderley Geschlechts zu unterrichten hat. Für jedes Kind erhält er das Quartal zwey Pfennige. Eben diese Gemeinde verschwendet jedes Jahr wenigstens 200. Thlr. in Processen mit ihrem Gerichtsherrn und Mitnachbarn und zahlt für je-

des Schwein, das vor dem Hirten getrieben wird, das Quartal drey Pfennige. Es ist ganz zuverläßig, daß, wenn die Obrigkeit sie nöthigen wollte, dem Schulmeister für ein Kind gleichfalls drey Pfennige zu geben, sie deswegen lieber den kostbarsten und weitläuftigsten Rechtsstreit anfangen würde. Sachwalter würden diese wohlerworbene Possess der Gemeinde, den Schulmeister halb verhungern zu lassen, nach allen rechtlichen Formalitäten vertheidigen, und die Gerichtshöfe würden sie dabey schützen. Diese Widerspänstigkeit und Hartnäckigkeit der Eltern, den Unterricht ihrer Kinder befördern zu helfen, die mangelhaften Bücher, welche zu dem Unterricht der Landjugend öffentlich vorgeschrieben werden, die mittelmäßigen Schulordnungen vieler Länder, welche das gar nicht enthalten, was sie enthalten sollten, der gänzliche Mangel der Direction und Oberaufsicht über das niedre Schulwesen, welche nicht jedem oft der Sache gar nicht fähigen Landgeistlichen, sondern Männern von größerm Geist und Einsichten überlassen werden muß, kommen noch zu den bereits angeführten Ursachen hinzu, den Verfall der niedern Schulen in einem Jahrhundert zu erhalten, welches sich des Zunamens des aufgeklärten anmaßt, ob es gleich in vielen Theilen löblicher und nützlicher Einrichtungen noch in einem sehr dicken Nebel eingehüllt ist.

Man vergebe mir diese Ausschweifung, zu welcher mich der Eifer wider die so vernachläßigte Erziehung des Landvolks, welche keinem Patrioten

und

und rechtschaffenen Mann gleichgültig seyn kann, hingerissen hat. Ich kehre zu meiner glücklichen Insel zurück, welche von allen diesen Mängeln befreyt ist. Freylich verursachte die daselbst festgesetzte Erziehungsart der Colonie einen sehr wichtigen Aufwand. Die angestellten Lehrer, sowohl diejenigen, welche der Jugend die ersten Känntnisse beybringen, als die, denen die Unterweisung in den höhern Künsten und Wissenschaften aufgetragen ist, werden nebst den verordneten Aufsehern und Aufseherinnen, nach dem verschiedenen Grad ihrer Verdienste und ihrer Geschicklichkeit reichlich besoldet. Die Kosten, welche auf Reinlichkeit, Ordnung, Gesundheitspflege und übrige Bedürfnisse in den verschiedenen Erziehungsanstalten verwendet werden, sind sehr beträchtlich, und da die ganze Jugend der Insel ohne Unterschied des Standes und des Vermögens ihrer Eltern, eine gleiche Erziehung genießt, so ist es ganz natürlich, daß die weniger begüterten Eltern der Kinder ohne Unterstützung des Staats ohnmöglich den Aufwand dieser Erziehung würden bestreiten können. In der That machen auch diese Erziehungskosten, in dem Verzeichniß der öffentlichen Ausgaben des Staats einen sehr wichtigen Artickel aus, und die Eltern leisten darzu nichts weiter, als einen nach der Größe ihres Vermögens abgemessenen, und von dem zu dem allgemeinen Erziehungsgeschäft niedergesetzten Rath ausdrücklich bestimmten Beytrag. Man hat nun einmal auf der Insel den unsern Europäischen Cameralisten sehr sonderbaren Grundsatz angenom-

men, daß man gute, wohlgesittete, nützliche Bürger, durch keine auf ihre Erziehung verwandte Kosten, und wenn sie auch noch so hoch steigen sollten, zu theuer erkaufen könnte, und daß keine einzige Ausgabe des Staats, von welcherley Gattung sie auch sey, so nöthig und nützlich sey, als diese. Vielleicht würde auch dieser außerordentliche Aufwand der Insel weit beschwerlicher fallen, als er ihr wirklich fällt, wenn von den Landeseinkünften, so vielerley Arten der Ausgaben bestritten werden müßten, als in unsern Europäischen Staaten gewöhnlich sind. Da aber bey der einfachen Lebensart der Insel, vom Regenten bis zum geringsten Unterthan, bey der eingeführten weisen Oeconomie und der glücklichen Lage des Landes jede Ausgabe, welche bloß Pracht, Schwelgerey, Eitelkeit und Eigensinn des Fürsten, unnütze Verschwendung, und Veruntreuung des öffentlichen Schatzes, selbst nöthige Landesvertheidigung verursachen kann, hier ganz entbehrlich ist, so wird auf der Insel Felsenburg viel möglich seyn, was in einem andern Lande unmöglich bleibt.

Unter allen löblichen Einrichtungen, durch welche Albert Julius seinen kleinen Staat zu verbessern suchte, hat ihm indessen keine mehr Verdruß und mehr Arbeit verursacht, als die allgemeine Nationalerziehung, die er einzuführen bemüht war. Er hatte Vorurtheile der Lehrer, Vorurtheile der Eltern, Hinderniße von allen Seiten zu bestreiten, ehe er seinen Entwurf durchsetzte. Allein er war

der

der Mann nicht, der die Ausführung eines Entwurfs, von dessen ausgebreitetem Nutzen er überzeugt war, aufgab, so lange nur noch eine anscheinende Möglichkeit war, ihn auszuführen. Mehr als Sechs allgemeine Versammlungen des Volks zerschlugen sich, ehe sein Plan nach den Grundgesetzen des Landes völlig gebilliget wurde. Er bestund endlich darauf, daß man diesen Plan annehmen, oder ihm die Würde des Regenten ganz abnehmen müsse, weil auf der Vollziehung dieses Erziehungsplans sein ganzes Regierungssystem der Insel sich gründe. Man mußte so allgemein geliebt seyn, wie er war, wenn dieses letzte Mittel, welches er wählte, die abgezielte Wirkung thun sollte.

Nachdem es endlich der Regent so weit gebracht hatte, daß sein Vorschlag wegen künftiger Erziehung der Jugend, durchgängig gebilliget worden war, so fehlte es, hauptsächlich in Ansehung der niedern Schulen, an dem wichtigsten Stücke, welches zu Ausführung des gebilligten Erziehungsplans nöthig war, an tüchtigen Schullehrern, welche die Mängel derjenigen Methode, nach welcher sie den ersten Unterricht des Kindes einzurichten gewohnt waren, einsahen, und die Vorzüge der von dem Regenten entworfenen Lehrart durch Ausübung geltend zu machen, Fähigkeit genug besaßen. Dieser große Regent wußte auch hier Rath zu schaffen. Er legte bey der Albertusburg das erste Erziehungshaus für Knaben an, suchte unter den vorhandenen Lehrern der niedrigen Schulen einige der fähig-

sten aus, übergab ihnen die Aufsicht über zwölf muntre Knaben, und übte in seinen Erholungsstunden von andern wichtigen Geschäften, Lehrer und Schüler in den ersten Anfangsgründen des Lesens und Buchstabirens, und in der Unterweisungskunst derer für das erste Alter des Kindes gehörigen Känntnisse, nach seiner vorgeschlagenen Methode. Gleich als ein anderer Dionysius führte er mit der Hand, mit der er den Regentenstab zu führen gewohnt war den Griffel des lernenden Knabens. Vielleicht wird er bey dieser Beschäftigung dem Afterpolitiker klein und lächerlich genug vorkommen. Dem Freund großer und edelmüthiger Handlungen, wird er auch hier so ehrwürdig seyn, als es Peter der Große war, der die Zimmeraxt in die Hand nahm, um seine Nation Liebe zur Schifsbaukunst zu lehren, oder der edle Geschmackvolle Fürst Carl Willhelm, der, um seinem Lande ein gutes Gesangbuch zu verschaffen, die Revision der Lieder selbst übernimmt.*) Seine Bemühungen und der Beystand, den er dabey von einigen verdienstvollen Männern der Colonie genoß, erwarben ihm auch wirklich den Vortheil, daß er sich bald eine Anzahl tüchtiger Schullehrer verschafte, durch deren Beyspiel und Unterricht mehrere gebildet wurden, und er hatte noch vor dem Ende seiner Regierung das ihm so süße Vergnügen, seine entworfene Erziehungsmethode auf der ganzen Insel eingeführt und von einem guten Erfolg gekrönt zu sehen. In allen Pflanz-

*) S. Schlözers Hefte 33. 34. p. 212.

Pflanzstädten waren die nöthigen Erziehungshäuser für beyde Geschlechter errichtet, und mit den nothwendigen Einkünften zu ihrer Unterhaltung versehen.

Der eilfte Abschnitt.

Finanzeinrichtung. Physiokratisches System. Münze. Bestimmung der Frage: was ein großer Regent sey? Geschichte einiger Gentovs. Besondere Wahl eines neuen Fürsten. Tod eines guten Regenten.

Die Verbesserung der Justitzpflege, der kirchlichen Verfassung, und des Erziehungswesens beschäftigten den Regenten zu sehr, als daß er auf die übrigen Theile der politischen Verfassung eine eben so genaue und thätige Sorgfalt wenden konnte. Kaum war er vermögend, nur die ersten Grundlinien zu zeichnen, nach welchen die Entwürfe, welche diese verschiedenen Theile der Staatsverfassung erforderten, vollendet werden sollten. Die Finanzeinrichtung der Colonie beschäftigte ihn noch am meisten. Da er in allen seinen Unternehmungen gewohnt war, den einfachsten Grundsätzen zu folgen, so that er es auch hier. Diese Grundsätze waren fast ebendiejenigen, welche das so genannte Physiokratische System zu unsern Zeiten angenommen hat. Alle und jede Abgaben, welche der Colonist dem Staat zu leisten hatte, bestanden, in dem zehnten Theil des reinen Ertrags der rohen Lan-

des-

desproducte. Auf der Insel konnte dieß System am leichtesten ohne Nachtheil des Ackerbaues angenommen und ausgeführt werden, da es fast keinen Einwohner der Insel gab, von dem Regenten an biß zum Aermsten, der nicht sehr oder wenig begüterter Landeigenthümer war. Leute, die von ihren Renten lebten, gab es ferner daselbst gar nicht. Manufacturen von Wichtigkeit wurden bloß auf Speculation des Staats, und also bloß mit Gewinn oder Nachtheil für diesen getrieben, Künstler und Gelehrte, die sich auf eigene Rechnung mit dem Betrieb ihrer Kunst und Wissenschaft beschäftigten, ohne dabey Unterstützung vom Ackerbau zu genießen, waren zu wenig, als daß eine zu schwere Last auf den Landmann zurückfallen mußte, wenn diese wenige Personen unsteuerbar zu den Bedürfnissen des Staats blieben. Ohnerachtet dieser augenscheinlichen Vorzüge, welche die Einführung des Physiokratischen Systems auf der Insel vor andern Ländern begünstigten, entstanden doch verschiedene Unbequemlichkeiten, aus der allzuschweren Calculation des Verhältnisses, zwischen dem Theil, welchen der reine Ertrag, ohne Ruin des Contribuenten, ablassen kann, und der ganzen Summe, den die wahren Bedürfnisse des Staats erfordern. Zum Glück waren diese Bedürfnisse auf der Insel nicht sehr zahlreich. Es war kein glänzender Hofstaat, kein kostbares Militär zu unterhalten. Der Glanz der Würde des Regenten war sein persönliches Verdienst, und die glückliche Lage der Insel, das Mittel ihrer Sicherheit. Im Fall der Noth war jeder

Ein-

Einwohner Vertheidiger seines Vaterlandes. Unterhaltung der Prediger, Schullehrer, Richter, Unterstützung des verarmten Theils der Colonisten, Aufwand auf die immer höher zu treibende Cultur der Insel, Vorschuß zu nützlichen Manufacturen und Unternehmungen waren die vornehmsten Zweige der öffentlichen Ausgaben des Staats. Bey zahlreichern und kostbarern Bedürfnissen desselben würde dieses System sehr unzulänglich befunden worden seyn, so sehr es auch wegen seiner Simplicität das natürlichste seyn mag.

Es ist schon oben gesagt worden, daß sogleich bey der ersten Einrichtung der Colonie, allem Verkehr und Umgang derselben mit den benachbarten Pflanzorten der Europäischen Völker vorgebeugt worden, und daß also aller ausländischer Handel von keiner Wichtigkeit seyn, auch nur unter besonderer Aufsicht und Concession der Regierung der Insel geführt werden konnte. Um diesen Umgang mit den Ausländern, noch mehr abzuschneiden, war bereits nach aufgehobener Allgemeinheit der Güter und der Verpflegung der Colonisten aus den allgemeinen Magazinen der Colonie, bloß Kupfermünze, die weit über ihren wahren Werth erhöht war, in Gang gebracht worden. In den Gränzen der Colonie selbst litt der Einwohner nicht den geringsten Schaden, da ihm der innerliche Werth des Zeichens gleichgültig seyn konnte, wenn die Menge dieser Zeichen, die er für seine Arbeit oder seine Producte erhielt, mit der Menge seiner Bedürfnisse in

genau

genau abgemessenem Verhältniß stand, und der Staat ihm diese Zeichen nach dem eingebildeten Werth, nach welchem er sie an ihn ausgegeben hatte, hinwiederum abnahm. In denjenigen Fällen, da der einzelne Mann, entweder durch seine gebilligte Auswanderung aus der Insel, oder durch den ihm verstatteten Handel mit den Ausländern, durch den geringen Gehalt der Landesmünze allzugroßen Verlust erlitten haben würde, war der Staat verbunden ihm solchen zu vergüten. Der Fond, der darzu bestimmt war, bestand hauptsächlich, aus denjenigen Gütern, welche von verunglückten Schiffen gerettet worden waren, und dem wenigen Silber, was aus den Kupferbergwerken gewonnen wurde.

Ich habe die vornehmsten und wichtigsten Handlungen, mit welchen sich Albert Julius III. während der Regierung seines Volks beschäftigte, aufrichtig erzählt. Sie sind sehr von den Geräuschvollen schimmernden Thaten verschieden, mit welchen die Geschichte ihre Lieblingshelden zu verewigen pflegt. Ein Mann, der sein ganzes Leben, das Leben eines Regenten, mit Bildung der Prediger, und Schulmeister seines Landes, mit Erziehung einer rohen Jugend zubringt! Was für ein klägliches Bild eines Fürsten! Aber ein Fürst, der unermüdet arbeitet, jedem seiner Unterthanen, Tugend, Sicherheit und Ueberfluß zu verschaffen, und sie dadurch für mehr als eine Welt glücklich zu machen, sollte der wohl nichtsbedeutender seyn, als ein Fürst, der Millionen Menschen unglücklich gemacht,

macht, und seinem Stolz, seiner Ueppigkeit geopfert hat? Wollen wir denn ewig wahre Größe des Menschen verkennen? Wollen wir nie einsehen, daß Adel der Seele, der einzige wahre Adel ist, daß der Knecht eben sowohl als sein Herr sich ihn zu erwerben fähig ist, daß Liebe zu Gott und Menschen die einzige reine Quelle bleibt, aus welcher er herfließt, und daß nur er allein, wahre, große, und edle Handlungen erzeugt, wenn von ihm der Mann nach der Welt, wie Miltons Satan von den Gefährten des Ithuriel, einen falschen Schimmer entlehnt, und dadurch das Auge des Blödsichtigen blendet?

Ich habe edle Handlungen genug von meinem Helden erzählt, daß ich ihn belohnt mit dem Dank seines Volks und dessen Nachwelt ruhig von dem Schauplatz, auf dem er seine Rolle so rühmlich gespielt hat, könnte abtreten lassen. Allein zwey Fälle verdienen noch in seiner Geschichte erzählt zu werden, da sie hervorstechende Beweise seiner allgemeinen Toleranz und Menschenliebe und der besondern Liebe für sein Volk enthalten.

Man hatte einige Tage nach einander von den Wachhäusern der Insel auf der benachbarten kleinern Insel Rauch aufsteigen sehen, auch bey Nacht auflodernde Flammen wahrgenommen. Die Insel war unbewohnt, und diese Wahrnehmung war für die Felsenburgische Colonie zu wichtig, als daß man nicht die Ursache davon zu entdecken bemüht gewesen wäre. Es wurde eine Anzahl bewafnete und

aus-

ausgesuchte Mannschaft nach der Insel abgesandt, Erkundigung dieses Zufalls einzuziehen. Sie richteten es so ein, daß sie noch vor Anbruch des Tages an einem ihnen bekannten Ort, wo sie hinlänglich verborgen waren, daselbst landeten. Sie schickten einige Männer nach der Gegend hin, wo der Rauch aufstieg. Allein wie sehr erstaunten diese, da sie um ein großes Feuer, zwischen 50. und 60. Personen beyderley Geschlechts in einer fremden ihnen unbekannten Tracht und der andächtigsten Stellung auf den Knien liegen sahn. Die Abgeordneten begaben sich unbemerkt zu ihrem Führer zurück und hinterbrachten ihm ihre Entdeckung. Da sie nicht wußten, wie stark eigentlich die Anzahl der Fremdlinge seyn möchte, so entschlossen sie sich, noch genauere Erkundigung von ihnen einzuziehen, ehe sie sich sehen ließen. Sie wählten einen mit Holz bewachsenen Hügel, wo sie ohne entdeckt zu werden, alle Bewegungen der Fremden gewahr werden konnten. Die Sonne war eben im Begriff in ihrer Königlichen Pracht, an einem der schönsten Morgen am Horizont empor zu steigen, und ihre Vorläuferin, die mit den schönsten Farben geschmückte Morgenröthe verkündigte bereits ihre Ankunft. Die Felsenburger sahen sehr deutlich in einiger Entfernung von sich, ein fremdes Schiff von einer ihnen unbekannten Bauart bey der Insel vor Anker liegen. Zugleich wurden sie gewahr, daß die neuen Ankömmlinge mit dem ehrerbietigsten Stillschweigen, die Hände kreuzweis über die Brust zusammengeschlagen, und das Gesicht gegen die

bald aufgehende Sonne gewandt, da ſtanden. Kaum brachen die erſten Strahlen dieſes herrlichen Geſtirns hinter den vergüldeten Rücken der Berge hervor, und ſtreuten Licht und Leben über die ganze Schöpfung, als die ganze andächtige Verſammlung ſich frolockend zur Erde niederwarf, und einen harmoniſchen Affectvollen Lobgeſang anſtimmte. Dieſem folgte ein frölicher Tanz, und die ganze Cerimonie endigte ſich mit einem, dem Anſchein nach ſtillverrichteten Ehrfurchtsvollem Gebet. Die Coloniſten, wenigſtens einige derſelben, waren nicht ſo unbekannt mit der Geſchichte der Völker, daß ſie aus dieſen Handlungen nicht hätten ſchließen ſollen, daß ihre fremden Gäſte Anbeter der Sonne oder Nachkömmlinge der ſo genannten Perſen wären. Es befremdete ſie auch um ſo weniger dieſe hier zu ſehen, da ſie bereits verſchiedene Spuren auf der kleinern Inſel wahrgenommen hatten, daß dieſe ehemals von Verehrern der Sonne bewohnt und der Sonnendienſt daſelbſt üblich geweſen ſey. Die Fremden begaben ſich nach Endigung ihrer heiligen Cerimonien, nach einigen Hütten zurück, die ſie errichtet hatten. Vor dieſen braunte ein groſſes ſorgfältig unterhaltenes Feuer, vor welchem verſchiedene Perſonen, mit verhülltem Munde niederknieten, Räucherwerk in das lodernde Feuer warfen und andere Gottesdienſtliche Handlungen verrichteten.

Aus den vielen Geräthſchaften und Handwerksinſtrumenten, welche die Neuangekommenen aus

dem Schiffe an das Land gebracht hatten, ingleichen aus dem vielen niedergehauenen Zimmerholz, das sie zu bearbeiten angefangen hatten, konnten die Einwohner der größern Insel leicht schließen, daß ihre Gäste sie nicht sobald zu verlassen gesonnen wären. Diese Entdeckung gefiel ihnen eben nicht. Sie hielten es indessen für nöthig, so bald als möglich zu einer Erklärung mit ihnen zu kommen, und die Ursachen ihres Aufenthaltes auf der Insel zu erfahren. Von der Anzahl der Fremden hatten sie eben nichts zu befürchten. Sie zeigten sich ihnen und der Anblick so vieler gewafneter Leute setzte diese in ein außerordentliches Erstaunen. Sie sprungen halberschrocken auf, und griffen nach ihren Waffen, ohne jedoch einigen Anfang zu Feindseeligkeiten zu machen. Der Anführer der Colonisten ließ seine Leute zurück, und gieng mit noch zween seiner Mitbürger nach weggelegtem Gewehr auf die Fremden zu. Er gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er eine Unterredung mit ihnen wünschte. Sie begriffen ihn, und es näherten sich ihm einige von ihnen. Allein, es war unmöglich, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Die Fremden verstanden eben so wenig die Sprachen, in welcher sie angeredet wurden, ob sich gleich die Felsenburger verschiedener Europäischen Sprachen bedienten, als diese die Sprache der Fremden verstanden. Die erstern begriffen blos so viel aus den gegebenen Zeichen, daß jene von Morgen her gekommen wären, um der Sonne ihre Verehrung zu bezeigen. Die Verlegenheit war von beyden Theilen groß.

Kein

Kein Theil schien Lust zu haben, Gewaltthätigkeiten zu gebrauchen. Man erinnerte sich endlich, daß auf der großen Insel sich ein alter Holländer befand, der vormals mit aus Europa gekommen war, viele Seereisen gethan hatte, und verschiedene Indianische Sprachen redete. Er wurde gehohlt, und dem Regenten zugleich der ganze Vorfall angezeigt. Indessen kam es nur darauf an, den Fremden verständlich zu machen, daß man auf einige Zeit in Frieden und Ruhe von beyden Theilen leben wollte. Durch Darbietung verschiedener Zweige und Absteckung einer Gränzlinie mit diesen Zweigen, nebst der Hülfe einiger anderer Zeichen kam man endlich zu Schließung eines stummen Friedenstractats, welcher so viel enthielt, daß kein Theil den andern stöhren und beunruhigen wolle. Die Fremden, welche diese Zeichen als eine Einwilligung der Insulaner zur Fortsetzung der von ihnen angefangenen Arbeit ansahen, fiengen wieder an, ruhig an der Erbauung verschiedener Hütten zu arbeiten, und die Felsenburger, welche sich dieses indessen zu Aufrechthaltung des geschlossenen Friedens mußten gefallen lassen, zogen sich in einige Entfernung zurück.

Thomas, der Sprachkundige Steuermann, langte mit einer Verstärkung an Mannschaft, im Fall solche nöthig wäre, bald genug auf der kleinern Insel an. Da er verschiedene Reisen, nach Indostan und Persien gethan, so sprach er einige der daselbst üblichen Sprachen, und durch Hülfe dieses Doll-

metschers erhielt man von den Fremden folgende Nachricht ihrer Schicksale: „Wir sind Gentoos und „lebten ruhig in dem weitläuftigen Gebiethe Indiens „unter der Herrschaft des Soubah Dowla, als „treue Verehrer des reinen Ormuz nach der Vor„schrift des heiligen Shasta. Hodgi Hamet, der Re„bell und Ueberwinder des Dowla, war ein zu „strenger Mahomedaner und ein zu ungerechter „Mann, als daß er uns die heiligen Gebräuche „unsrer Religion ohne Bedrückung auszuüben ver„stattet hätte. Viele unserer Mitbrüder wurden die „Opfer seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit. „Viele von ihnen flüchteten unter den Schutz men„schenfreundlicherer Regenten. Auch wir haben den „größten Theil unsers Vermögens verlassen, um „Gott ohne Zwang nach unserm besten Wissen in ei„nem einsamen Winkel des Erdkraises anzubeten, „und sein Sinnbild, das reine Feuer zu verehren. „Wir haben in den Schriften unserer Lehrer Nach„richten gefunden, daß auf dieser Insel die Reli„gion des Brama bekannt war. Allein wir sind ge„wahr worden, daß sie auch hier von den Anhängern „des Arimaz vertilgt worden ist. Seyd ihr gerech„te billige Menschen, so vergönnt uns, daß wir „unter euch leben und nach unserer Weise, Gott „den Ewigen und Einigen, der gleich einer voll„kommenen Kugel ohne Anfang und Ende ist, an„beten dürfen. Die Arbeit unserer Hände wird euch „in vielen Stücken nützlich seyn können. Seyd ihr „aber Sklaven des Arimaz und der gefallenen Deb„tah, so wißt, daß ihr zwar durch Uebermacht und

„Gewalt

„Gewalt Herren über unser Leben und unser Schick-
„sal werden könnt. Aber ihr werdet dem Ormuz
„strenge Rechenschaft von eurem Verhalten gegen
„uns ablegen müssen.

Diese Antwort der Gentoos war zu nachdrück-
lich und auffallend, als daß sie nicht auf die Felsenbur-
ger den größten Eindruck machen mußte. Man er-
öfnete ihnen, daß die Bewilligung oder Abschla-
gung ihres Begehrens bloß auf dem Entschluß des
Regenten der größern Insel beruhete, und daß sie
von diesem Entschluß bald unterrichtet werden soll-
ten. Albert Julius war viel zu edelmüthig, als
daß er den bedrängten Gentoos eine sichere Frey-
stadt hätte versagen sollen. Nur war es ihm be-
denklich, sie auf der kleinern Insel allein zu lassen.
Er begab sich selbst zu ihnen, und errichtete mit
ihnen einen ordentlichen Vertrag, welchen jeder
Theil nach seinen Religionsbegriffen auf das feyer-
lichste beschwor, und durch welchen die Gentoos,
sechzig Personen an der Zahl in die Colonie aufge-
nommen wurden. Zugleich versicherte man ihnen
die ungestörten Ausübungen ihrer Religion. Der
Regent wieß ihnen auf der größern Insel einen be-
sondern Wohnplatz an, welchen ihre zahlreichen
Nachkommen noch bewohnen. Sie leben daselbst
als freye Leute und Bundsverwandte der Colonie,
nach ihren väterlichen Sitten und Gebräuchen. Sie
erlegen eine gewisse Abgabe für den verliehenen
Schutz und verehren ungestört den ewigen Schöpfer
aller Dinge, auf die Art und Weise, die sie vor die

beste und richtigste halten. Durch sie erhielt die Colonie die nützlichsten Baumwollenmanufacturen und die schönsten Cattundruckereyen. Ich habe diese Gentoos an dem Orte ihres Aufenthalts besucht. Sie sind das ruhigste, freundlichste, gefälligste Volk, das man sich denken kann. Alle Gewaltthätigkeit, jeder einer Creatur zugefügte Schmerz ist ihnen verabscheuungswürdig. Als treue Schüler des Brama und Zerduszd nähren sie sich von Wurzeln und Kräutern, und das Leben eines jeden Geschöpfs ist ihnen heilig. Ihre Moral ist rein und ihr Religionsbegriff der abgeschmackteste, den man sich denken kann, wenn man nicht annehmen will, daß er ganz in Allegorie verhüllt sey. Wahrheit und Unsinn durchkreutzen sich fast bey jedem Satz ihres Religionssystems. Sie sind ein Beweiß mehr, was für ein unerklärbares Rätzel der sich selbst überlaßne Mensch ist ohne Leitung einer höhern Aufsicht. Allein sie lehren uns auch noch eine andere Wahrheit. Sie überführen uns, daß die Begriffe, die wir gemeiniglich von den Heyden und Abgöttern haben, ganz falsch und irrig sind. Die Moral der Braminen gränzt so nahe an die christliche Moral, daß sie ganz unläugbare Spuren ihres ehrwürdigen Alterthums und ihrer nahen Verwandschaft mit der Patriarchalischen Religion trägt. Dank sey es den gelehrten Männern, die auch diesen Theil der Finsternisse, welcher die menschlichen Känntnisse annoch deckt, aufzuklären suchen, und uns den tugendhaften Heyden in einem Licht zeigen, in welchem man ihn sonst nie zu sehen gewohnt war. Je

heller

heller uns der Lichtstrahl der erquickenden Wahrheit ins Auge fällt, daß wir alle, die wir auf dem ganzen Erdkrais von einem Pol biß zum andern verbreitet leben, Kinder eines einzigen Vaters, obgleich einige mehr, einige weniger beglückt sind, desto lebendiger wird auch die Hofnung in uns werden, daß wir alle dermaleinst das Haus dieses geliebten Vaters, alle zwar nur auf einem einzigen möglichen Weg, aber der eine durch mehr, der andere durch wenigere Krümmungen, die zu diesem Wege leiten, finden können, wenn wir nur selbst wollen. Es fanden sich keine Zeloten auf der Insel, die es für Pflicht hielten, den irrenden Gentoos die Greuel ihrer Abgötterey zu enthüllen. Man überließ sie ihrem eigenen Trieb, ob sie die Vorzüge der christlichen Religion vor der ihrigen, näher kennen zu lernen, sich entschließen wollten. Allein nur wenige nutzten die Gelegenheit, die sie hierzu hatten. Die meisten blieben den Fabeln ihres Shasta treu, es sey nun entweder Anhängigkeit an ihren väterlichen Sitten, oder natürliche Blindheit der Seele Ursache davon. „Eure Religion kann gut seyn, „sagten sie oft, wenn die Unterredung sich auf die„sen Gegenstand lenkte, und ihr habt noch den Vor„zug vor andern Völkern, daß ihr so lebt, als wie „eure heiligen Bücher es euch lehren. Ihr seyd „aber nun einmal die geliebtern Söhne des Ewi„gen. Euch gab er mehr Weißheit als uns, die „wir ihn nur in der Ferne anschauen dürfen. Wir „müssen auf dem Posten stehen bleiben, auf den er „uns gestellt hat, wenn die eitle Ehrbegierde uns

„höher zu schwingen, uns nicht eben so, wie den „Moisasoor und Rhaaboon unglücklich machen „soll*).„

Ich überlasse dem Leser das Urtheil, ob er Albert Julius lossprechen oder verdammen will, daß er die Ausübung eines abgöttischen Gottesdienstes auf seiner Insel verstattete. Er wenigstens hielt es für Pflicht, keinen Menschen bloß aus dem Grund hülflos zu lassen, weil er Gott auf eine andere Art anrufte, als er. Sollte es ein hartes Gefühlloses Herz geben, welches ihm wegen allzugroßer Toleranz mit dem Namen des Indifferentisten und Ungläubigen brandmarken wollte, so kömmt hierauf wenig an. Wenigstens wird auch der hartherzigste Beurtheiler seiner Tugenden, einer andern edlen Handlung, die wir gleich von ihm anführen wollen, seinen kalten Beyfall nicht versagen können.

Albert Julius fühlte bey zunehmenden Alter, daß die Laufbahn, die ihm auf der Erde angewiesen war, bald geendiget seyn würde. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als die Regierung der Colonie solchen Händen zu lassen, welche sie in dem aufblühen-

*) Moisasoor und Rhaaboon sind nach dem Lehrbegriff der Gentoos zwey der vornehmsten geschaffnen Engel, welche dem Statthalter des Ewigen, dem Birmah und seinen Gehülfen dem Vistmou und Sieb den Gehorsam versagten und herrschen wollten. Zur Strafe wurden sie aus dem Mahah Sungo (dem höchsten Himmel) in die Onderah (tiefe Finsterniß) auf ewig hinabgestürzt.

blühenden Zustand, in welchem er sie verließ, zu erhalten geschickt waren. Er hatte zwey erwachsene Söhne, welche sich dem Alter des Mannes näherten. Sie waren gut, edel und tugendhaft wie er, denn die Mühe ihres Vaters hatte bey ihrer Erziehung alles gethan, was man von ihr fordern konnte. Allein die Tugenden, die sie besaßen, waren die stillen, sanften Tugenden des redlichen Privatmanns. Der standhafte, unternehmende alles übersehende Geist, der den großen Regenten vor a en andern characterisirt, und der verbunden mit einer edlen tugendhaften Seele, allein ein Land auf den Gipfel der Glückseeligkeit zu erheben, oder zu erhalten fähig ist, mangelte ihnen gänzlich. Bey einer zugestoßenen Unpäßlichkeit ließ er die Häupter der Stämme, welchen nach der neuen Regierungsform die Wahl des jedesmaligen Regenten, oblag, zu sich kommen. Er legte ihnen nochmals Rechenschaft von seiner Regierung ab, erinnerte sie an seine Absichten, an den glücklichen Erfolg, mit welchem sie erreicht, und an die Fehler, die dabey begangen worden, und bat sie, noch bey seinen Lebzeiten zur Wahl seines Nachfolgers zu schreiten. Er entließ sie nicht eher, als biß sie ihm die Erfüllung seiner Bitte versprochen hatten. Er ließ sodann seine zween Söhne Robert und Wolfgang zu sich kommen, und eröfnete ihnen die mit den Stammvätern gehaltene Unterredung. „Es „ist möglich, sprach er zu ihnen, daß die Wahl der „Stammväter bey Bestimmung meines Nachfol„gers auf einen von euch fallen könnte. Ihr habt

„das Recht, das jedem freyen Bürger dieser Insel „zusteht, diese Wahl anzunehmen, oder abzuschlagen. „Aber prüfet zuvor wohl die Kräfte eurer Schul„tern, ob sie die Bürde, die man euch auflegen „will, zu tragen vermögend sind. Opfert das Wohl „eures Vaterlandes und eure eigne Glückseeligkeit „nie einem eiteln Traum falscher Ehrbegierde auf. „Ihr scheint mehr zu den stillen Tugenden des Pri„vatmanns, als zu dem geräuschvollen mühseeligen „Leben des Regenten geschaffen zu seyn. Jeden Stand „werdet ihr mit Würde begleiten, der euren Fähig„keiten angemessen ist, und jeden mit Schande, in „welchem euer Unvermögen, die damit verbundenen „Schwierigkeiten zu übersteigen, euch kraftlos zu „Boden sinken läßt.„

Der Wahltag wurde nach dem Verlangen des ehrwürdigen Altvaters angesetzt, und die Wahl ohne Widerspruch vollzogen. Man zeigte ihm an, daß sie auf seinen ältesten Sohn Robert gefallen sey. „Er kann thun, was er will, war seine Ant„wort. Ich glaube, daß ich ihn so erzogen habe, „daß sein Wille kein anderer seyn wird, als dieser, „sein Vaterland glücklich zu sehen.„ Die Deputation der Stammväter überreichte dem Robert die Urkunde, welche ihm die Nachfolge in der Würde seines Vaters versicherte. „Ich danke den Wahl„herren, war seine Antwort, für das Vertrauen, „das sie mir schenken. Da ich selbst aber, mich „besser kennen muß, als sie, so bin ich fest von der „Pflicht überzeugt, diese Urkunde einem Mann von

„grös-

„größerm Geiste zu überlassen, als ich bin.„ Robert blieb in seiner Entschließung, ohnerachtet aller Gegenvorstellung der Stammväter standhaft, und begnügte sich mit dem Beyfall, mit welchem sein alter Vater seine Bescheidenheit belohnte. Wolfgang war nicht ehrgeitziger als sein Bruder. Auch er verbat die Ehre, die man ihm statt seines Bruders anbot, aus gleichen Ursachen.

Die Versammlung der Stammväter wandte sich nochmals an Albert Julius. Sie zeigten ihm so wohl die Befremdung, als die Verlegenheit, in welche sie die abschlägliche Antwort seiner Söhne gesetzt hatte. „Wenn euch nicht eine partheyische „Liebe für mich verblendet hätte, antwortete er ih„nen, so hättet ihr leicht einsehen können, daß ihr „viel fähigere Männer, euch zu beherrschen, unter „euch habt, als meine Söhne. Ich freue mich, als „Vater, daß sie meiner würdig und unfähig sind, „ihr Vaterland ihren Leidenschaften aufzuopfern. „Wenn ihr es indessen verlangt, so will ich eure „Wahl leiten, und euch denjenigen nennen, von „welchem ich glaube, daß er vorzüglich alle die „großen Eigenschaften besitzt, die ein Regent un„umgänglich besitzen muß, wenn er sein Land glück„lich machen will.„ Er nannte ihnen auf ihre Bitte, Albert Julius IV. den jüngsten Sohn seines Vorfahren Roberts. Die Stammväter waren über diese Erklärung ihres Regenten um destomehr erstaunt, da er ihnen zu seinem Nachfolger denjenigen vorschlug, der auf der ganzen Insel der ein-

zige

zige war, welcher bey mehr als einer Gelegenheit einen kleinen Widerwillen gegen den Regenten verrathen hatte.

Albert Julius IV. war der jüngste Sohn des vormaligen Altvaters und Regenten Roberts. Er war ein Kind von wenigen Jahren, als die Revolution vorfiel, durch welche Albert Julius III. zum Beherrscher der ganzen Insel erhoben wurde. Dieser nahm sich des unerzogenen Sohnes seines Vorgängers mit der äußersten Sorgfalt an. Er erzog ihn nach seinem neuen Erziehungsplan, und er bemerkte mit unverstelltem Vergnügen, die geschwinde Entwickelung der vorzüglichen Talente des Knabens. Sein Character war feurig, voll Ehrbegierde, und zu den mühsamsten Unternehmungen geschickt. Er erwarb sich die seltensten Känntnisse in allen Arten von Wissenschaften, und die Vorzüge seines Herzens stimmten mit den Vorzügen seines Geistes genau überein. Ohnerachtet der großen Verdienste, welche Albert Julius III. um den jungen Menschen hatte, und ohnerachtet der mehr als väterlichen Zärtlichkeit, mit der er ihn liebte, konnte dieser bey aller Güte des Herzens und bey aller wahren Dankbarkeit, die er gegen den Regenten hegte, doch nie einen kleinen Groll, daß seine Linie, als die älteste, durch die jüngere Linie des Regenten, von der Regierung der Insel, ausgeschlossen war, ganz unterdrücken, und seine Seele war zu offen, und unverstellt, als daß er diesen heimlichen Verdruß nicht bey verschiedenen Gelegenheiten

hätte

hätte verrathen sollen. Albert Julius III. besaß mehr Edelmuth als nöthig war, diese Unbesonnenheit des jungen Mannes zu vergessen. Er verdoppelte seine Liebe und seine Sorgfalt für ihn, und er zwang ihn endlich seinen Wohlthäter nicht zu verkennen, und ihm so viel Dank und Hochachtung zu widmen, als er von ihm zu fordern berechtiget war.

Es fiel dem Regenten nicht schwer, die neue Wahl seines Nachfolgers nunmehr so zu lenken, daß sie auf Albert Julius IV. ausfiel. Dieser befand sich damals in den besten Jahren des Mannes. Er konnte nichts weniger vermuthen, als daß die Wahl ihn treffen würde und am wenigsten vermuthete er, daß diese Wahl das eigne Werk des Regenten sey. Sein edles gefühlvolles Herz litt unter der Beschämung, die er sich durch seine nicht ganz tadelfreye Aufführung gegen den letztern zugezogen hatte. Wenn sein aufrichtiger Verstellungsloser Character ihm nicht zuließ, die Freude zu verbergen, die er über seine Wahl empfand, so war er auf der andern Seite auch unfähig, den Edelmuth des Regenten bloß mit einer geheuchelten Dankbarkeit zu erwiedern. Er empfieng die Urkunde seiner Erhöhung aus den Händen Albert Julius III. und er empfieng sie mit dem dankbaren Eifer eines Sohnes, welchem die Wohlthaten seines Vaters ewig unvergeßlich sind.

Der Regent genoß noch einige Jahre die Früchte der weisen Wahl, die er in der Person seines

Nach-

Nachfolgers befördert hatte. Er überzeugte sich, daß er von seiner Einsicht in die großen und vorzüglichen Eigenschaften desselben nicht hintergangen worden war, und daß er die Vollendung des rühmlichen Entwurfs, sein Volk vollkommen glücklich zu machen, keinen bessern Händen überlassen könne als den seinigen. Die letzten Beschäftigungen seines Verdienstvollen Lebens, waren die Ausbildung der Regententugenden seines Nachfolgers. Er unterrichtete ihn in den wohlthätigsten und geheimsten Hülfsmitteln der Regierungskunst. Er leitete seine allzufeurige Ehrbegierde in die nöthigen Schranken zurück und lehrte ihn, daß stille oft unerkannte Handlung eines Regenten mehr wahres Wohl über ein Land verbreite, als Schimmer grosser Entwürfe, welche die Schmeicheley mit Pomp und Geräusch ankündiget, und die gleich einer Wasserblase zerspringen, ehe sie vollendet werden.

Endlich gieng Albert Julius hin, die Belohnung für seine vielen rühmlichen Thaten zu empfangen, die ihm seine Insel, selbst die ganze Welt nicht geben konnte. Er starb, mit dem erquickenden Gedanken, der Stifter von dem Glück vieler tausend Menschen zu seyn. Welche Würde, welche Größe des sterbenden Fürsten, der sich in seinen letzten Augenblicken bewußt ist, daß er tausende glücklich, keinen einzigen vorsetzlich und unverdient unglücklich gemacht habe. Könnte dieser Gedanke stets gegenwärtig, stets lebendig in der Seele der Regenten seyn, es wäre unmöglich, daß es einen einzi-

gen

gen schlimmen geben könnte. Ihr Erzieher und Lehrer künftiger Fürsten! Dreyfaches Weh treffe euch, wenn ihr eurem erhabenen Zögling dieß glorreiche Bild eines Wohlthäters einer ganzen Nation nicht stets vorhaltet, und mit unauslöschlichen Zügen, in die junge weiche Seele einzuätzen bemüht sey.

Die Insel empfand bey dem Tode ihres Regenten die ganze Größe ihres Verlusts, aber sie empfand ihn mit Freude, daß er nunmehr belohnt war, mit unvergeßlichem Dank, für das unzählige Gute, das er ihr hinterließ. Ich habe den grünenden Raum gesehen, wo sein ehrwürdiges Gebein mitten unter dem Staub seiner entschlafenen Kinder und Unterthanen zur künftigen Verherrlichung keimte. Kein prächtiges Denkmal verschloß es, denn jedes Felsenburgische Herz, war das Mausoläum, wo sein Andenken ruhte. An seinem mit Blumen bekränzten Grabe stand bloß sein in Marmor gehauenes Brustbild, das Vaterland bekränzte es mit einem Kranz von Eichenlaub, und der Schmetterling das Sinnbild der Unsterblichkeit, schwang sich aus der dabey ruhenden Todtenurne empor.

Der

Der zwölfte Abschnitt.

Regierung Albert Julius IV. Medicinal-Wesen. Policey. Armenanstalt, Sittenrichter, Todtengerichte. Sonderbare Inschriften auf Leichensteinen. Adel des Verdiensts.

Albert Julius IV. war in den reifen Jahren des Mannes, als ich ihn bey meiner Ankunft auf der Insel kennen lernte. Ich will das Merkwürdigste seiner Regierung, in so weit es meinem Plan gemäß ist, kurz zusammenziehen. Er blieb dem von seinem Vorfahren angenommenen Regierungssystem vollkommen getreu. Ausbreitung der Känntnisse in Wissenschaften und Künsten, Aufklärung des Geistes zu Ausübung der Pflichten, die Gott von uns fordert, und Vermehrung der Thätigkeit des Geistes und genährter Trieb der Seele, diese Ausübung nicht für Last, sondern für Erquickung zu achten, waren ihm, eben so wie seinem Vorfahren, die wichtigsten Gegenstände der Regierungskunst. Er verbesserte die Einrichtung der Gerechtigkeitspflege, in denjenigen Fällen, wo sich Mängel ereäugneten. So fand er z. B. daß das eingeführte Band zwischen Patronen und Clienten nicht ganz ohne Unbequemlichkeit war, da bey diesem Verhältniß entweder die Geschäfte der erstern oder die Rechtssachen der letztern oft leiden mußten. Er errichtete also eine besondere Gesellschaft der Volksvertheidiger, welche jeden Bürger auf sein Verlangen vor Gericht unter der Aufsicht der Patronen unterstützen mußten. Diese wurden aus dem

Semi-

Seminario der jungen Rechtsgelehrten genommen, und genossen ohnedieß, biß sie in andere Bedienungen versetzt wurden, ihren Unterhalt auf Kosten des Staats. Da ihre Beförderung zu richterlichen und andern Aemtern sich auf ihr gutes Verhalten in dieser zuerst ihnen angewiesenen Sphäre sich gründete, so war dieß ein Bewegungsgrund mehr, der sie antrieb, allen möglichen Fleiß auf die Geschäfte ihrer Clienten zu verwenden.

Ueberhaupt fand Albert Julius IV. daß die Verbesserung des moralischen Characters der Unterthanen das kräftigste Mittel sey, allen Gebrechen der Justitz abzuhelfen, Unterdrückung und Chicane zu hemmen, die Streitsucht zu vermindern, und wirklichen Verbrechen vorzubeugen. Er verdoppelte daher seine Sorgfalt bey Verbesserung der Erziehungskunst. Die so wichtige Frage, um welche sich die ganze Pädagogick, wie das Rad um seine Spindel herumdreht: Wie ist die bessere Erziehung eigentlich anzufangen? Welches ist der leichteste Weg, mehr Licht in den Verstand, mehr innre wahre Güte, in das Herz zu bringen? wird nie ganz vollkommen beantwortet werden. Vielleicht ist ihre völlige Auflösung gar nicht das Werk unserer jetzigen Welt. Indessen waren doch bereits unter dem vorhergehenden Regenten Riesenschritte in dieser Sache gethan worden. Kleine Abänderungen in der Methode, genauere Bearbeitung der sogenannten gelehrten Sprachen, neue aus Erfahrung und Nachdenken gesammelte Bereicherungen der ver-

schiedenen Künste und Wissenschaften, verbunden mit der strengsten Aufsicht, daß dem einmal entworfenen Plan genau nachgegangen werde, war fast alles, was sich unter der neuen Regierung noch hinzu thun ließ.

Der neue Regent glaubte indessen, dieß Erziehungssystem nicht stärker befestigen zu können, als wenn die wenige und seltene Communication, welche bißher die Insel noch mit einigen benachbarten Europäischen Pflanzörtern und Europa selbst unterhalten hatte, gänzlich aufgehoben würde. Die Colonie hatte immer noch verschiedene nothwendige Bedürfnisse gehabt, welche sie durch ihre eigene Producte nicht befriedigen konnte, und deren Befriedigung die Absendung einiger Schiffe nach den Europäischen Pflanzorten von Zeit zu Zeit nothwendig machte. Der Regent sah dieß als den Canal an, durch welchen dermaleinst das Gift der Sittenverderbniß sich wieder in die Insel einschleichen könnte. Er ruhte daher nicht eher, biß er so wohl die verschiedenen Zweige des Ackerbaues, als der Manufacturen und Fabricken, zu solcher Vollständigkeit gebracht hatte, daß die Insel auswärtige Hülfe dabey ganz entbehren konnte. Nur die Producte ausländischer Gelehrsamkeit blieben ihr unentbehrlich, und die weise Veranstaltung der Regierung wußte es so einzuleiten, daß kein einziges der herrlichsten Producte dieser Art den Insulanern unbekannt und unbenutzt blieb.

Wenn der Regent auf der einen Seite bemüht war, jedes wahre Bedürfniß seiner Unterthanen durch ihre eigene Arbeiten zu befriedigen, so verhütete er auf der andern Seite sorgfältig, daß diese Befriedigung nicht neue Bedürfnisse erzeugte. Dieß ist gemeiniglich der Fall der blühendsten Staaten. Sie hatten im Anfang hundert Bedürfnisse. Industrie der Nation, glückliche Kriege, Handlungsspeculation, selbst Zufall halfen allen ab, und mit dem Wachsthum ihres Wohlstandes, wuchsen ihre Bedürfnisse. Sie hatten nunmehr tausende zu befriedigen, und diese vermehrten sich zuletzt in das Unendliche. Laßt das glänzende Engelland, das schimmernde Frankreich, und das liebe nachäffende Deutschland seine Bedürfnisse zählen, welche sie zu den Zeiten Heinrich VII. Ludewig XI. und Friedrich III. hatten, und mit denenjenigen, welche sie gegen das Ende des Achtzehnten Jahrhunderts fühlten, zusammenrechnen. Der größte Sybarit unsers Zeitalters wird über den Ausfall der gezogenen Bilanz erstaunen. Ein weises Volk bereichert sich oft mehr durch Entbehrung als durch Erwerbung. Dieß war der Grundsatz Albert Julius IV. Es gab auch auf seiner Insel politische Arithmeticker genug, welche ihm die Vortheile vorcalculirten, welche ein uneingeschränkter ausgebreiteter Handel dem Lande verschaffen würde. Auch sie schwatzten viel von dem wohlthätigen Einfluß des Luxus, von einer vortheilhaften Handlungsbilanz, von reinem Gewinn der Landesherrlichen Kammer, aus Zoll- Licent- Exportations- und Impostgeldern, von aufzuthürmenden

menden Gold- und Silberbarren, und von den allmächtigen Wirkungen, welche dieses göttliche Metall hervorzubringen vermögend wäre. Albert Julius IV. blieb taub bey allen diesen Vorstellungen. „Armuth und Reichthum eines Landes, antwortete „er ihnen, sind relativische Begriffe. Jedes Land „ist reich, welches so viel hat, als es braucht, und „jedes Land ist arm, welches mehr bedarf, als es „hat. Dankt es eurem günstigen Schicksal, daß ihr „weder Gold noch Silber nöthig habt, euch Frei„heit, oder Sklaverey zu kaufen.„ Er gab daher sorgfältig Acht, daß sich die Nation keinen Schritt von der einfachen, mäßigen Lebensart entfernte, welche die Grundlage ihres Wohlstandes war, und die Kräfte der Seele eben so reichlich stärkte, als die Kräfte des Körpers.

Albert Julius IV. glaubte seine Aufmerksamkeit einem weit wichtigern Gegenstand schuldig zu seyn. Die überhäuften Arbeiten, mit welchen die neue Einrichtung der Colonie seinen Vorfahren beschäftiget hatte, ließen ihm keine Zeit übrig, auf eine der heilsamsten Veranstaltungen, welche das Beste eines Volks erfordert, auf eine gute, zweckmäßige Einrichtung des Medicinalwesens der Insel zu denken. Sein Nachfolger half diesem Mangel ab, und verschafte seinem Lande durch Erhaltung vieler tausend sonst verwahrloßter Menschen eine neue Quelle des Ueberflusses und der Glückseeligkeit. Es ist bereits oben gedacht worden, daß in einem der höhern Seminarien junge Leute auch in der Arzney-

kunde

kunde und den damit verwandten Wissenschaften unterrichtet wurden. Der Regent traf die Verfügung, daß aus diesem Seminario jeder Pflanzort der Insel, mit geschickten Aerzten versehen ward. Diese Aerzte waren Bediente des Staats, und verwalteten ihr Amt eben so, wie jede andere öffentliche Bedienung verwaltet wird. Albert Julius hielt dafür, daß die Sorge für die Gesundheit des Körpers, mit eben so viel Recht ein öffentliches Ehrenamt zu seyn verdiente, als die Sorge für die Gesundheit der Seele, oder die Sicherheit der Güter. Diese öffentlichen Aerzte, nebst den ihnen untergeordneten Apothekern und Wundärzten waren sowohl auf dem Lande als in den Städten angestellt, und eines jeden Aufsicht erstreckte sich über einen gewissen Bezirk. Mit dieser Aufsicht war ein derselben angemessener Gehalt, welchen der Arzt aus dem öffentlichen Schatz erhielt, verbunden. Die wohlhabenden Bürger belohnten aus eignen Mitteln die Hülfe, die sie nöthig hatten, die Armen erhielten diese Hülfe unentgeldlich. Auf der ganzen Insel war indessen kein einziges Hospital oder Lazareth oder Charité, zu finden, in welchem die unglücklichen Schlachtopfer der menschlichen Unbarmherzigkeit, die nicht eigne Mittel hatten, sich Pflege und Wartung zu verschaffen, vollends der Unreinlichkeit, dem Eigennutz und den giftigen Dünsten aufgeopfert wurden. Sondern wenn ja der auf der Insel sehr seltne Fall sich eräugnete, daß einer so arm war, daß er weder besondere Wohnung, noch Wartung genießen konnte, so mußte ihm alles,

biß auf die geringste Kleinigkeit, auf Kosten der Commun, zu der er gehörte, gereicht werden, und es wurde zwischen ihm und dem wohlhabendsten Bürger in Ansehung der Behandlung kein Unterschied gemacht. Hingegen war alle Pfuscherey in der Arzneykunst auf das schärfste verbothen, und so wohl der Pfuscher selbst, als derjenige, der sich seiner Hülfe bediente, wurde auf das nachdrücklichste bestraft.

Diesen öffentlichen angestellten Aerzten lag nicht allein die Besorgung der wirklichen Kranken ihres Bezirks ob, sondern sie hatten auch hauptsächlich die Obliegenheit, auf alles dasjenige genaue Aufsicht zu führen, was auf die Gesundheit der Bürger Einfluß haben konnte, und die nöthigen Vorbauungsmittel zu Abwendung einreißender Krankheiten anzuwenden. Reinigkeit der Straßen und Häuser, Nahrungsmittel, Gewerbe, Pflegung und Wartung der Kinder und Kranken, kurz, jede Policeyanstalt, in so weit sie mit ihrem Amt einen Zusammenhang hatte, war ihrer Aufsicht unterworfen. Ueberdieß führte der Regent noch eine besondere medicinische Anstalt auf der Insel ein, welche jedoch vielleicht nicht gänzlich Beyfall finden dürfte. Da in keiner menschlichen Kunst oder Wissenschaft der Verstand mehr in Finsterniß tappt, als in der Arzneykunst, und auch hier der Weg der Erfahrung der sicherste ist, so verordnete er, daß es jedem Arzt, dessen Kranker an einer bedenklichen Krankheit, deren Ursachen und Folgen verborgen waren,

starb,

starb, freystand, die Oefnung des Todten, zum Nutzen und Vortheil der Lebenden zu unternehmen, und die Medicin durch neue Entdeckungen zu bereichern. Die Anverwandten durften sich dieser Operation nicht widersetzen, sie waren aber auch dagegen gesichert, daß ihnen kein Magen, oder Darm, oder anderer Theil des geliebten Todten entwendet, und als ein herrliches Präparatum unter den medicinischen Seltenheiten des Arztes aufgestellet ward. Alle Aerzte waren ferner verbunden von Jahr zu Jahr, die wichtigsten der ihnen vorgefallenen Krankengeschichte an den bey dem medicinischen Seminario der Insel niedergesetzten Sanitätsrath einzusenden, von welchem sie denn zum Unterricht junger angehender Aerzte, eben so wie die jährlichen Tabellen der Verstorbenen, nach den Gattungen der verschiedenen Krankheiten, an welchen sie verstorben waren, bekannt gemacht wurden.

Die mit der Arzeneykunde in der genauesten Verbindung stehende Apothecker- und Wundarzneykunst wurde mit eben so vieler Sorgfalt behandelt. Die Apothecken wurden bloß auf Rechnung des Staats gehalten, folglich waren sie nie mit verlegnen Waaren überhäuft, sondern mit dem frischesten und seltensten Vorrath jederzeit überflüßig versehen. Da auch jeder Arzt schuldig war, seine Arzeneymittel nach der festgesetzten Taxe aus diesen zu verschreiben, so fand der Eigennutz kein Mittel, mit so genannten Arcanis Wucher zu treiben, oder die allgemeinsten wohlfeilsten Dinge, als kostbare seltne Arzeneyen dem Un-

wissenden aufzudringen. Diese Apotheken waren übrigens sowohl in den Städten als auf dem Lande so vortheilhaft vertheilt, daß die aus solchen benöthigten Mittel sogleich zu erhalten waren, und aller Betrug und Stümperey war auch hier auf das sorgfältigste verbannt.

Die Wundarzeneykunst durfte eben so wie die Arzeneykunde von Niemanden getrieben werden, als von denjenigen, welche der Staat ausdrücklich darzu authorisirt hatte. Auch dem Bewohner des Landes mangelte es in den Fällen, da ihre Hülfe nöthig war, eben so wenig als dem Einwohner der Städte, an geschickten Männern, denen er sich ohne Besorgniß anvertrauen konnte. Er durfte sich aber auch keinem unwissenden Pfuscher überlassen, wenn er sich nicht einer scharfen Ahndung bloßstellen wollte. Es ward überdieß noch die weise Einrichtung getroffen, daß diejenige Instrumente der Wundarzeneykunst, welche außerordentlich kostbar waren, auf öffentliche Kosten angeschaft wurden, und als Inventarienstücke in dem Bezirk der Insel, in welchem der Wundarzt angestellt war, verblieben. Diejenigen Seminaristen, welche zu Erlernung der Wundarzeneykunst Neigung bezeugten, wurden durch die ganze Insel, als Lehrlinge vertheilt, und erlernten unter der Anführung der geschicktesten Männer, die theoretischen und practischen Känntnisse ihrer Kunst.

Eine der weisesten Anstalten, für welche die Sorgfalt des Regenten sorgte, war die Anlegung verschie-

verschiedener Hebammenschulen in der Insel. So wohl die Städte als das Land wurden mit Hebammen, welche auf das gründlichste in diesen Schulen unterrichtet worden waren, versehen, und es durfte keine Person sich des wichtigen Geschäftes der Hebammenkunst unterfangen, welche nicht in diesen Schulen den nöthigen Unterricht darzu erhalten, und von den Aufsehern gehörig geprüft worden war. Zu den Kosten des Unterrichts trugen die verschiedenen Communen einen Theil bey, die übrigen gab der Staat. Vielen hunderten junger Bürger wurde durch diese heilsame Anstalt das Leben, oder doch wenigstens die Gesundheit gerettet. Es ist unbegreiflich, daß in unsern Europäischen Staaten, so wenig an dergleichen Veranstaltungen gedacht, und noch weniger darauf verwendet wird. Nur erst seit wenigen Jahren, haben einige wohlthätige Fürsten und Menschenfreunde, ihre achtsamen Blicke auf diese wichtigen Gegenstände gelenket. Allein wie viele Länder giebt es nicht, sonderlich in Deutschland, wo auf Hunde und Pferde, mehr Kosten als auf die Gesundheit der Unterthanen verrechnet werden, und wie wenig Nachfolger hat der groſse Fürst, Bischof von Münster gefunden. Wird ja noch viel gethan, so wird einigen unbeschäftigten Aerzten, denen bey allem guten Willen, theils Unterstützung, theils Kraft, die Vorurtheile des unaufgeklärten Volks zu überwinden, gänzlich mangelt, überlassen, einige müßige Stunden, mit Speculationen über das Medicinalwesen,

zu zubringen, ohne daß das Land einen wahren Nutzen davon zu genießen hat.

Alle diese Veranstaltungen des Regenten leiten von sich selbst, auf die von ihm getroffenen Policeyeinrichtungen, von welchen wir noch einige Nachrichten mitzutheilen haben. Auch hier fand Albert Julius IV. noch genug Verbesserungen zu machen, die theils der Aufmerksamkeit seines Vorfahrens entgangen, theils durch andere Arbeiten verhindert worden waren.

Wenn die Justitz für die Erhaltung der verschiedenen Eigenthumsrechte des Bürgers sorgt, so sorgt dagegen die Policey dafür, daß diese Rechte mit Sicherheit, Bequemlichkeit und Anstand genossen werden. Die ganze Einrichtung der Insel, die herrschenden Sitten der Einwohner entzogen hier freylich dieser Policey vielerley Gegenstände, welche in andern und hauptsächlich in großen Staaten ihrer Aufsicht unterworfen sind. Mord, Raub, Dieberey und andere grobe Laster waren hier fast ganz unbekannt. Die Policey hatte also hier wenig Mühe anzuwenden, der Entdeckung dieser Verbrechen nachzuspähen, und sie der Gerechtigkeit zur Bestrafung zu überliefern. Demohnerachtet aber, waren die Vortheile, die sie auch hier auf der Insel durch unermüdete Wachsamkeit, dem Staat verschafte, von großer Erheblichkeit. Vernachläßigung der Policey ist in jedem Lande ein Merkmal einer übeln Staatsverwaltung, und sie würde es also auch auf der Insel Felsenburg gewesen seyn.

Ihre

Ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit wandte sie hier auf die Versorgung der Armen. Allein man würde sich sehr irren, wenn man auf dieser sonderbaren Insel das Wort Arme in eben dem Verstande nehmen wollte, in welchem es in andern Ländern genommen wird. Kein Mensch, der gesunde Gliedmaßen hatte, konnte hier arm seyn. War er es aus Müßiggang oder Verschwendung, so war er ein Verbrecher, welcher der öffentlichen Ahndung der Gesetze ausgesetzt blieb, und diese sorgten dafür, daß er dem gemeinen Wesen nicht zur Last fiel, sondern auch wider seinen Willen genöthiget ward, sich durch die Arbeiten seiner Hände oder seines Verstandes den nöthigen Unterhalt zu verdienen. Beyde Laster, der Müßiggang und die Verschwendung, wurden hier gänzlich als Verbrechen angesehen, welche das allgemeine Beste stöhren, und zogen die Untersuchung des richterlichen Amtes nach sich. Wenn leichte Zwangsmittel, die Strafbaren zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten nicht hinreichend waren, so wurden härtere beschimpfende Strafen, welche diese unnützen Glieder des Staats der Verachtung der ganzen Nation Preiß gaben, versucht, und wenn auch diese Mittel nicht anschlugen, so blieben öffentliche Verwahrungshäuser, in welchen diese Taugenichts mit Gewalt zur Arbeit und Ordnung angestrengt wurden, die letzte und äußerste Zuflucht. Diese Verwahrungshäuser waren so eingerichtet, daß der dabey gesuchte Endzweck völlig erreicht wurde. Sie waren nicht bloß Mittel, eigennützige Aufseher zu bereichern, und sie von dem

Blute

Blute und Schweiße zu mästen, die sie denen ihrer Grausamkeit unterworfenen Sklaven abpreßten, sondern sie waren wahre Verbesserungshäuser, welche unter der genauesten Aufsicht der darzu verordneten obrigkeitlichen Personen und Sittenrichter standen, und in welchen die Schuldigen, zwar nach dem Maaß ihrer Vergehungen, aber stets noch als Menschen, die hinlänglichen Unterhalt und Schutz des Staats zu fordern berechtiget sind, behandelt wurden.

War die Armuth eine Folge unvermeidlicher Unglücksfälle, nützlicher aber mißlungener Unternehmungen, langwieriger Krankheiten, so fand derjenige, der unter ihrer Bürde litt, in der Unterstützung des Staats jederzeit Hülfe, sich aus seinen kümmerlichen Umständen herauszureißen. Er erhielt Vorschuß an Geld, an Victualien, an Materialien, zu Betreibung seines Gewerbes, und der Wiedererſatz, den er zu leisten hatte, ward so weislich bestimmt, daß er dabey nie zu Grunde gieng. Selbst in den äußerst seltnen Fällen, da Thorheit die Quelle der Armuth ward, fand sich derjenige, der Tadel verdiente, immer noch mit so viel Nachsicht behandelt, daß er belehrt, unterstützt und zu mehrerer Klugheit in seinen Handlungen angeführt wurde. Durch eine zahlreiche Familie konnte ein Hausvater auf der Insel nie verarmen, da die Erziehung seiner Kinder ein Werk des Staats war, und diese vielmehr in der Folge, ihm mit ihrer Arbeit beystanden, und Vortheile verschaften.

Es blieben also an wahren Armen keine andere Personen übrig, als diejenigen, die Schwäche des Körpers oder des Geistes, fortdauernde Krankheit, Gebrechlichkeit, oder eine andere Ursache ganz unvermögend machte, zu dem allgemeinen Besten mitzuwirken, und thätig zu seyn, und die also sich durch eignen Fleiß und Arbeit selbst zu ernähren, nicht fähig waren. Für diese wurde aber auch die genaueste Sorgfalt getragen. Man begnügte sich nicht bloß, ihnen einige Brocken des Ueberflusses vorzuwerfen, damit sie nicht auf einmal, sondern nur nach und nach verhungerten, oder sie noch wohlthätiger in ein elendes Armenhaus oder so genanntes Hospital zusammen zu sperren, wo sie so viel erhielten, als dem Geitz ihrer Aufseher und Verwalter ihnen mitzutheilen beliebte. Zu dergleichen thörichten und unnützen Stiftungen würde kein Felsenburgischer Insulaner einen Groschen verwendet haben. Die für diese wirklich bedürftige und des Mitleids würdige Personen bestimmte Hülfe war vielmehr diese: In jeder Stadt und in den verschiedenen Districten des Landes waren so genannte Gemeindehäuser, welche eben so bequem als das Haus eines jeden andern Bürgers, angelegt, und mit dem nöthigen Hausgeräth und der nothdürftigen Feuerung versehen waren. In diesen Gemeindehäusern, wurde den wirklich Armen, welche als solche, nach vorhergehender Untersuchung, von dem verordneten Armenrath jeden Districts, dem diese Untersuchung oblag, waren erklärt worden, ihr Aufenthalt angewiesen. Aus der allgemeinen

Armen-

Armencasse, zu welcher jeder Einwohner durch das ganze Land eine ihm bestimmte Taxe beytragen mußte, erhielt jeder Arme, so viel an Geld und Victualien, als zu seinem bequemen Unterhalt, und der nöthigen Pflege und Wartung, in so fern er solcher bedurfte, erfordert wurde. Er lebte also als Pensionair des Staats von seiner erhaltenen Pension, jeden Tag ruhig, ohne Sorge vor den folgenden, und war weder der Verachtung seiner Mitbürger, mit welchen er in allem gleiche Rechte genoß, noch der Mißhandlung eigennütziger Allmosenpfleger ausgesetzt. Kaum darf ich hierbey noch erinnern, daß man also auf der ganzen Insel keinen Bettler sah. Der wohlhabende Insulaner würde sich schämen, im Ueberfluß zu leben, und seinen Mitbruder darben zu sehen, und der arme Insulaner würde es für die härteste und schimpflichste Strafe ansehen, den Unterhalt des Lebens auf so erniedrigende Art suchen zu müssen, Religion, Erziehung und Beyspiel hatte jedem Theil zu viel Adel der Seele eingeprägt, als so tief herabsinken zu können.

In dem blühendsten und cultivirtesten Lande kann übrigens die Policey für alles dasjenige, was zu der Sicherheit, Bequemlichkeit und anständigen Vergnügen der Einwohner Etwas beytragen kann keine größere Aufmerksamkeit zeigen, als sie durch die stets wachsame Sorgfalt und weise Einrichtungen des Regenten Albert Julius IV. auf der Insel dem Beobachter wahrnehmen läßt. Reinlichkeit und Ordnung in den Städten und auf dem Lande,

Ueberfluß und Wohlfeilheit der Nahrungsmittel, Treu und Glauben in Handel und Wandel, Aufrechthaltung guter Sitten, Verhütung der Ausschweifung von allen Arten, Anlegung guter und bequemer Wege, Vorsorge für die Reisenden, beschäftigen sie daselbst eben so, wie in andern gesitteten Ländern. Aber Albert Julius IV. übergab ihr auf seiner Insel noch einige andere Geschäfte, mit welchen sie sich in andern Ländern nicht zu belästigen pflegt, und mit welchen doch ein wahrer Einfluß auf den Wohlstand eines Volks fest verbunden ist.

Zu Besorgung dieser Geschäfte verband er mit der Policeyaufsicht ein besonderes Sittenrichteramt. In jeder Stadt und in jedem Landdistrict waren ehrwürdige Männer von untadelhaftem Character und unbescholtnen Sitten angestellt, welche eine strenge Aufsicht führten, daß jeder Bürger, seinen Pflichten, die er als Menschenfreund zu erfüllen hatte, getreu blieb, und in seinem ganzen Verhalten, die Vorschriften des Anstandes, der Ehrbarkeit und der guten Sitten genau befolgte. Jeder Bürger, von welchem Stand er auch war, war ihrem Urtheil unterworfen. Sie waren indessen keine mürrischen, sauertöpfischen Censoren, welche den Genuß der Freude und des Vergnügens an andern tadelten, weil sie es selbst nicht mehr genießen konnten oder wollten. Allein sie waren sorgfältige Wächter des Staats, welche alle aufkeimenden Laster, so eine allgemeine Sittenverderbniß nach sich

ziehen konnten, sogleich in der ersten Blühte zu ersticken suchten. Sie verhinderten nie selbst die manigfaltigen, lärmenden, tändelnden Freuden, deren Genuß der sorglosen Jugend so reitzend scheint, allein sie wurden nie als unter ihrer Direction zugelassen, und sie verhüteten, daß sie nie in Ausschweifung ausarteten. Den Faulen, den Schwelger, den Verschwender, den Geitzigen und jeder der durch seine Handlungen den Hang zu einem oder dem andern Laster verrieth, erinnerten sie an seine Pflicht, und setzten ihm Hindernisse entgegen, welche einen Damm gegen seine anwachsenden Laster abgeben konnten. Auch das Vieh war ihrem Schutz übergeben. War es von seinem Herrn vernachläßiget, oder mit außerordentlicher Barbarey behandelt worden, so entgieng dieser Fehler ihrer Ahndung nie. Sie hatten indessen keine vollständige Gerichtsbarkeit, und konnten nie, wegen der ihrer Erkänntniß unterworfenen Fehler und Gebrechen, Strafen bestimmen. Ihre Gewalt bestand hauptsächlich darinne, daß an einem von ihnen angesetzten Tag, die Namen der ihrer Aufsicht unterworfenen Bürger in der allgemeinen Versammlung des Volks öffentlich abgelesen wurden. Die Namen der edlen tugendhaften Bürger wurden unter Anführung der von ihnen ausgeübten guten Handlungen mit Lobsprüchen, bemerkt, und die Namen der tadelnswürdigen, mit der Erzählung ihrer schlechten Handlungen und einem nachdrücklichen Verweiß bezeichnet. Die unthätigen, welche weder

Tadel noch Lob verdienten, wurden mit stillschweigender Verachtung übergangen.

Der Felsenburgische Bürger war von den zartesten Jahren des Kindes an zu sehr an den Beyfall des edlen Theils seiner Mitbürger gewöhnt, er hatte zu viel richtige Begriffe von wahrer Ehre, als daß ihm dieses Urtheil der Sittenrichter gleichgültig seyn konnte. Ueberdieß ward bey diesem Sittenspruch die menschliche Eitelkeit noch in das Spiel gezogen. Der Ausspruch der Censoren und die Ordnung, nach welcher sie die Bürgerrolle ablasen, bestimmte auf ein ganzes Jahr und biß zur nächsten Wiederverlesung den Rang eines jeden, und weder Amt noch Geburt konnte ihm einen andern Vorzug bey den verschiedenen bürgerlichen Geschäften, Handlungen und Vergnügungen anweisen, als denjenigen, den ihm dieser Ausspruch mittheilte. Bey aller gesunden Denkungsart, mit welcher sich der Felsenburger über die gemeinen Vorurtheile emporhob, brachte er dennoch der menschlichen Schwachheit das nützliche Opfer, daß er diesen von den Sittenrichtern ihm angewiesenen Rang, nicht gegen die größten Vortheile vertauscht hätte. Wie glücklich ist der Staat, welcher Weisheit genug besitzt, selbst die Unvollkommenheiten seiner Bürger zu ihrem wahren Nutzen anzuwenden.

Diese Insulaner wurden indessen, bey aller möglichen Cultur, die sie genossen, nie Engel. Auch die Sittenrichter besserten nicht alle. Sie hatten

dabey keine andere Zwangs- und Strafmittel gegen die Hartnäckigten, als daß ihr Ausspruch über den unwürdigen Bürger, der sich nicht bessern lassen wollte, auf eine besondere Tafel aufgezeichnet, und an einem darzu bestimmten Ort aufgehängt wurde. Ich füge zur Erläuterung der Sache die Abschriften einiger solcher Censorischen Tafeln bey. So las ich z. B. bey meiner Anwesenheit auf der Insel folgende Gedenkschrift auf einer aufgehangenen Tafel in Davidsraum, einer Pflanzstadt der Insel;

„Die Sittenrichter dieser Stadt erklären den „Richter Johann Gutmund hierdurch für einen „hartherzigen und nachläßigen Richter, weil er nicht „von seiner Mittagsmahlzeit aufstehen wollte, um „die Klage der Wittwe Gertraud wegen eines ent„wendeten Schafs anzuhören und dadurch die Ge„legenheit versäumte, den Dieb auf frischer That „zu ertappen. Dieser Beschimpfung soll er so lang „blosgestellt seyn, bis er durch andere gute und „rühmliche Handlungen seinen Fehler verbessern „wird."

In Wolfgangsraum war folgende Innschrift aufgestellt:

„Der Geitz des Aeltesten und Stammvaters des „Wolfgangischen Stammes, Robert Wolfgangs, „drückt die Armen seines Stammes so hart, daß „wir ihn für unwürdig erkennen, der Aelteste und „Vorsteher seines Geschlechts zu seyn, wenn er sich „inner-

„innerhalb Jahresfrist nicht bessert. Wie wir ihn „denn auch sodann den Gesetzen zur Bestrafung zu „übergeben, uns für schuldig erachten. im Jahr 1775.

David Rund,
Gotthardt Schlecht,
Christian Wolfgang,
Sittenrichter.

War auch dieser Versuch der öffentlichen Beschimpfung unzureichend, den Ungesitteten zu bessern, so zeigten ihn die Sittenrichter, wenn seine moralischen Mängel von der Art waren, daß sie nachtheilige Folgen für das allgemeine Beste haben konnten, dem obrigkeitlichen Amte zur ordentlichen Bestrafung an. Blieb aber der Wirkungskreis dieser Mängel blos in der häuslichen Sphäre des Tadelnswürdigen eingeschlossen, so ward er in dem sogenannten Todtengerichte, von welchem ich gleich mehr sagen werde, mit demjenigen Grad der Schande gebrandmarkt, den er verdiente.

Da die Sittenrichter keine wirkliche Gerichtsbarkeit ausüben und die Schuldigen mit Strafen belegen konnten, so fiel die Furcht gänzlich weg, daß dieses Amt zur Unterdrückung und Tyranney könnte gemißbraucht werden, wenn es auch möglich gewesen wäre, daß die weisesten, redlichsten und tugendhaftesten Männer, welche dieses Sittenrichteramt gewöhnlichermaßen verwalteten, sich von der strengsten Wahrheit hätten entfernen, und bis

zu Ungerechtigkeiten erniedrigen können. Eine auf diese Art von ihnen begangene Ungerechtigkeit würde sie überdies der Achtung, welche ihnen die Nation erwieß, gänzlich beraubt haben. Diese Censorischen Aussprüche, mußten ferner, in so weit sie Tadel oder Beschimpfung austheilten, so wenig als möglich vervielfältigt werden, wenn sie, selbst auf der Insel Felsenburg, nicht alle ihre Kraft verlieren sollten. In Ländern, wo ganze Gallerien von beschimpfenden Tafeln nöthig seyn würden, wenn das eingeführte Sittenrichteramt nach den Gesetzen der Wahrheit urtheilen wollte, würde diese Einrichtung nicht den geringsten Nutzen verschaffen. Dies Amt möchte nie wirken können, als bey Völkern, denen ihre erste, dem Menschen angestammte Einfalt und Unschuld der Sitten annoch heilig ist. Diese Völker kann es aber auch desto länger vor dem allgemeinen Verderbniß bewahren. Das alte ehrwürdige Rom, das noch fähig war auf die Urtheile seiner Censoren zu achten, ist der überzeugendste Beweis davon.

Mit dem Sittenrichteramt über die Lebendigen verband der Regent Albert Julius IV. das Sittenrichteramt über die Todten, oder das so genannte Todtengerichte. Die Einrichtung und Bestimmung dieses Gerichts war folgende: Ueber jeden erwachsenen Einwohner der Insel ward nach seinem Tode eine genaue Untersuchung von den in seinem Wohnplatz angestellten Sittenrichtern angefangen; ob das Leben des Verstorbenen dem Staat und seinen

Mit-

Mitbürgern nützlich, nachtheilig, oder gleichgültig gewesen sey. So wenig sich die nützlichen Handlungen des Verstorbenen auf bloßen Glanz und Schimmer einschränkten, so wenig waren mit dem Begriff der nachtheiligen blos Handlungen des Böswichts verbunden. Der ärmste, niedrigste Mann war hier ein nützliches Glied seines Vaterlandes, wenn er die Pflicht, die ihm oblag, sey sie auch noch so klein und gering, getreu erfüllt hatte. Der reichste, angesehenste Mann wurde hingegen für einen Taugenichts gehalten, wenn er ein bloßes Pflanzenleben führte, und nichts that, was nützlich und gut war. Der Regent, und der Aermste, der in dem öffentlichen Verpflegungshause ernährt wurde, war einer, wie der andere, diesem Gericht unterworfen. Vier Wochen lang nach dem Tode des Verstorbenen war es jedem erlaubt, den Todten, wegen eines Verbrechens, Fehlers oder einer begangenen übeln Handlung anzuklagen. Die Sittenrichter selbst fügten zu diesen Anklagen dasjenige hinzu, was ihnen von der guten oder schlechten Aufführung desselben bekannt geworden war. Den Verwandten lag ob, die Vertheidigung des Beschuldigten zu übernehmen, und das Sittengericht that endlich, nachdem es sich von allem genau unterrichtet hatte, den unpartheyischsten Ausspruch. War der Verstorbene für einen guten nützlichen Bürger erkannt worden, so ward sein Grab auf Kosten des Staats mit einer rühmlichen Gedenkschrift geziert, welche der Nachwelt das Andenken seiner Tugenden aufbewahrte. Hatten seine Fehler

und Laster seine Tugenden weit überwogen, so begleitete ihn auch nach seinem Tode die Schande, die er verdiente. Ueber seinem Grabe ward auf Kosten seines Erbens eine Gedächtnißtafel aufgehangen, so das Urtheil enthielt, welches das furchtbare Todtengericht wider ihn aussprach. Hatte der Todte bloß vegetirt, und weder gutes noch böses gethan, so war sein Grab mit keiner Innschrift bezeichnet, gleich den Gräbern der Kinder; Jedoch selbst diese hatten noch den Vorzug, daß sie wenigstens mit Blumen bepflanzt waren.

Die Felsenburgischen Begräbnißplätze, die reitzendsten mit schattigten Gängen, Lauben, Blumen, geschmückten Gefilde, waren also die aufrichtigste, unverfälschte Chronick der modernden Vorwelt. Schmeicheley, falscher Gram, Reichthum, Stolz, feile Lobsucht, konnten hier den gerichteten Todten, aus einem Bösewicht nie in einen Heiligen verwandeln. Keinem Einwohner der Insel, selbst dem Regenten nicht, war es erlaubt seinem verstorbenen Anverwandten ein Denkmal nach eignem Gefallen setzen zu lassen, sondern dieß Denkmal mußte ganz nach dem Ausspruch des Todtengerichts errichtet werden. Ich lege der Neubegierde des Lesers einige dieser Gedenkschriften der Verstorbenen vor, wie sie mir bey meinen Spatziergängen auf den Felsenburgischen Begräbnißplätzen von ohngefähr in die Augen gefallen sind.

* * *

„Andreas Julius war reich und ward arm ohne
„seine Schuld. Zwanzig Jahr lag er krank an der
Gicht

„Gicht und starb in dem allgemeinen Verpflegungs-
„hause 1766 im 70. Jahr seines Alters, so wie er
„gelebt hatte voll Vertrauen auf Gott, und voll
„Gedult bey den härtesten Leiden, durch die er ge-
„prüft wurde. Zum Andenken seiner ungeheuchel-
„ten Gottesfurcht setzte ihm diese Ehrensäule auf
„sein Grab:

„Das Sittenrichteramt der Landgemeine zu
„Albertsruh.

* * *

„Traugott Walther, ein arbeitsamer und recht-
„schaffener Mann seines Ortes. Er war arm,
„durch Fleiß und Arbeit ward er reich. Den Sumpf
„hinter seinem Hauß hat er in eine fruchtbare Wiese,
„eine große dürre Hayde in fruchtbare Aecker, und
„einen schädlichen Dornreihn, in eine nützliche Allee
„von Obstbäumen verwandelt. Er war der Erfin-
„der der leichten Pflüge, die noch jetzt auf der Insel
„eingeführt sind. Kein Nachbar bath ihn um Rath
„oder um Hülfe, dem er nicht aus allen Kräften
„beystand. Daß sein Name dem ganzen Landdistrict
„der güldnen Aue ehrwürdig und unvergeßlich sey,
„verordnet das Sittenrichteramt daselbst. Er legte
„sich zur Ruh nieder: 1770.

* * *

„Belohnung, die ihm die Welt nicht geben konn-
„te, erwartet hier dem Leibe nach, der Lehrer, Elias
„Schwarz. Er war unermüdet, Finsterniß, Aber-
„glauben und Unwissenheit aus seiner ihm anver-

„trauten Gemeinde auszurotten, und wahre Got-
„tes- und Menschenliebe in das Herz und den Ver-
„stand zugleich einzupflanzen. Er ist einer der er-
„sten Verbesserer der Liturgie der Insel, und der
„Verfasser geistreicher und Verstandvoller Gesänge.
„Die Tugenden seines Herzens, Gefälligkeit, Freund-
„lichkeit, Nachsicht bey den Fehlern des Nächsten,
„warme Menschenliebe waren schätzbarer als die
„Fähigkeiten seines Geistes. Damit es stets erinn-
„erlich sey, wie viel Gutes und Nützliches er stiftete,
„hat sein Bildniß allhier aufstellen lassen:

„Das Sittenrichteramt zu Albertsraum.
„Sein Geist genüßt seines Lohns seit dem
Jahr 1770.

* * *

„Beate Charitas von Löwenwalde, hat den
„beträchtlichen Reichthum, mit dem sie geseegnet
„war, größtentheils zum Besten der Armen ver-
„wendet. Viele gute Haußväter und Haußmütter,
„danken ihr Wohlstand der Seele und des Körpers,
„durch die Erziehung die sie ihnen gegeben hat.
„Ungeheuchelte Frömmigkeit, Sanftmuth, Beschei-
„denheit, zierten sie biß in ihr spätestes Alter. Sie
„starb unverheyrathet, alt 80 Jahr. Ihr Gedächt-
„niß ehrt hierdurch das Sittenrichteramt zu Gers-
„dorf.

* * *

„Angelicka Litzburg das schönste und eines der
„frömmsten Frauenzimmer ihres Ortes. Im 20
„Jahr

„Jahr ihres Alters raubten ihr die Blattern ihre „Schönheit. Sie ward ganz verstellt, verlohr ein „Auge und ihren Bräutigam, den ihre körperliche „Schönheit mehr reitzte, als die Schönheit ihrer „Seele, sie blieb von dem Gifte der Krankheit siech „biß in ihr 24. Jahr, in welchem sie starb. Sie „duldete, ohne zu murren, und ihr Geist blieb hei„ter, wenn ihr Körper litt. Ihr Gedächtniß ver„dient in Ehren gehalten zu werden. Dieß verord„net das Sittenrichteramt zu Davidsraum.

* * *

„Das Sittengericht zu Stephansraum verur„theilt zur Verachtung und Schande das Andenken „Jacob Plagers, dessen Körper hier seit 1760 Ge„richt und Auferstehung erwartet, weil er das Ver„mögen zweyer Elterlosen Waisen, die seiner Vor„sorge und Aufsicht anvertrauet waren, eigennützi„ger Weise geschmählert und an sich gezogen hat, „von welcher schändlichen That erst die Beweise „nach seinem Tode entdeckt worden sind.

* * *

„Hier modern die Gebeine Stephan Herberts „des Trunkenboldes, welcher ohnerachtet aller „Mühe nicht zu beßern war. Er stürzte in der „Trunkenheit von einer Brücke und ersoff. Zu sei„ner Verachtung und zur Warnung hat dieß auf„zeichnen lassen das Sittengericht zu Weygandsthal.

* * *

„Sybille Brumbeerin, deren Körper hier zu „Staub wird, hat bey ihrem Leben so viel böses

„von andern gesprochen, daß nach ihrem Tode „Niemand eine gute Handlung von ihr anzeigen „wollen. Das Sittengericht der Stadt Concordia „erwartet also noch die Anzeige ihrer guten Hand„lungen, die sie gethan hat.

Diese wenigen Beyspiele werden hinreichend seyn, zu zeigen, auf was für Art die Grabschriften auf der Insel Felsenburg eingerichtet sind. Wenigstens scheinen sie mir eben so nützlich und noch nützlicher zu seyn, als die bey uns gewöhnlichen, welche grösstentheils Heucheley, Einfalt, Lobsucht und Familienstolz entworfen haben.

Der Regent Albert Julius IV. fiel noch auf ein anderes Mittel, Nacheiferung in der Tugend und in allen edlen Handlungen unter seinen Unterthanen zu befördern. Obgleich alle Bürger der Insel unter sich völlig gleich waren, und weder Geburt, noch Amt noch Reichthum dem Einen einen Vorzug vor dem andern gaben, so führte doch der Regent dadurch einen Unterschied unter ihnen ein, daß er den Adel des Verdienstes stiftete, und denenjenigen, welche zu diesem Adel erhoben wurden, den Rang und den Vorzug vor ihren übrigen Mitbürgern mittheilte.

Dieser Adel war bloß persönlich, er erbte nie vom Vater auf den Sohn. Auf der Insel Felsenburg fand man es lächerlich, daß bloß durch die Fortpflanzung des Geschlechts, der Keim zu großen

und

und edlen Handlungen und zu einer gereinigten Denkungsart in die Seele des Menschen gepfropft werden könnte. Welcher Absprößling von Adam, fragte man daselbst, soll zuerst von der Mutter Natur diese Wunderkraft erhalten und auf seine Abkömmlinge fortgepflanzt haben? Vorzüge der Seele, fuhr man fort zu schließen, sind bloß das Werk der Erziehung und der Ausbildung, nie der Effect einer physicalischen Kraft. Der Fürst und der Knecht werden mit einerley Anlage des Geistes geboren, nur die Art der Entwickelung ist bey jedem verschieden. Eben so wenig war dieser Adel daselbst vor Geld feil. Diesen thörichten Handel, mit welchem armseeliger Stolz die Chatoullen der Fürsten und ihrer Lieblinge bereichert, kannte man daselbst gar nicht. Am allerwenigsten hieng seine Erlangung von dem bloßen Eigensinn des Regenten ab. Aus den verschiedenen Beysitzern der durch die Insel zerstreuten Sittenrichterämter waren zwölf der weisesten und würdigsten Männer ausgezogen, welche unter dem Namen der Gesellschaft der Aufseher und Beschützer des allgemeinen Bestens für alles sorgten, was auf den Wohlstand der Insel einige Beziehung hatte, selbst Vorschläge, zu Beförderung dieses Wohlstandes thaten, oder die von andern deswegen geschehenen Entwürfe prüften. Der Regent selbst war der Präsident dieser Gesellschaft. Von ihr allein hieng es ab, wem sie den Adel des Verdienstes ertheilen wollte. Jeder, der Gelehrte, der Künstler, der Ackermann, war ihn zu erhalten fähig, wenn er dem Vaterlande große und nützliche

Dien-

Dienste erwiesen hatte. Allein er durfte ihn nie suchen, sondern er mußte ihm freywillig von der Gesellschaft angeboten werden, und es durfte von allen zwölf Mitgliedern, auch nicht eine einzige Stimme ausfallen, welche sich der Erhöhung des Candidaten widersetzte. Fand ihn hingegen die ganze Gesellschaft der Aufseher und Beschützer des allgemeinen Bestens dieser Ehre würdig, so erhielt er an einem der jährlichen gewöhnlichen Versammlungstage der Stammältesten und der Nation eine goldne Medaille mit dem Bildniß des Regenten ohngefähr 10. Ducaten an Gewicht, mit der Gedächtnißschrift auf der andern Seite: Das Vaterland widmet dieß seinem Bürger NN. aus Dankbarkeit wegen ..... Die Handlung, durch welche er sich um das Vaterland verdient gemacht hatte, ward kurz berührt, und die Medaille selbst ward an einem blaßgelben rotheingefaßten Bande am Kleide bevestiget, getragen. Die Vorzüge, welche dieser Adel verschafte, bestand mehr in der allgemeinen Hochachtung und Verehrung der Nation als in andern Vortheilen. Doch waren bißweilen Gnadengehalte und andere wesentliche Nutzungen damit verbunden. Ich habe bey meiner Anwesenheit zween Candidaten den Adel des Verdienstes ertheilen sehen. Die eine Medaille erhielt der an einer Dorfschule angestellte Schullehrer, wegen einer vorzüglichen Methode, die er ausgedacht hatte, den Kindern das Lesen zu lernen, und die, nach einer genauen Prüfung auf der ganzen Insel eingeführt worden war. Die Inschrift seiner Medaille war folgende:

Dem

Dem Schuldiener in der Rosenaue Conrad Kurz widmet dieß das Vaterland aus Dankbarkeit wegen seiner erfundenen gemeinnützigen Lesemethode.

Die andere ward einem jungen Menschen aus Albertsraum mitgetheilt, welcher bey einer entstandenen Feuersbrunst, einen Mann, der mit ihm in Mishelligkeit lebte, mit Gefahr seines eignen Lebens, gerettet hatte. Diese Münze war mit der Inschrift bezeichnet.

Dem liebreichen jungen Mann Christian Julius widmet dieß das Vaterland aus Dankbarkeit wegen eines geretteten Bürgers.

Es ist unglaublich, wie begierig die Ehrliebe der Felsenburgischen Bürger nach dieser Belohnung edler und rühmlicher Handlungen ist. Die ganze Nation ist auf diesen Ton gestimmt. Beyfall der Redlichen und Tugendhaften ist ihr mehr als Schimmer des Goldes und der falschen Ehre, die sich nur auf Vorurtheil gründet.

Da Albert Julius IV. eben so aufmerksam, als sein Vorfahr auf alles dasjenige war, was sein Volk blühend und glücklich machen konnte, so verbreitete sich seine weise Sorgfalt, dieses Glück zu befördern nothwendig auf alle Zweige seiner Regierung. Kein Hülfsmittel, so hierzu nützlich war, entgieng seinem tiefdringenden Beobachtungsgeist.

Was

Was etwan noch bey diesem oder jenem Regierungsgeschäfte der Aufmerksamkeit seines Vorfahren entwischt war, das entzog sich seiner Wachsamkeit nicht. Er machte z. E. beträchtliche Abänderungen in der Erhebung der öffentlichen Einkünfte des Staats, welche alle darauf abzielten, daß diese Einkünfte mit weniger Aufwand an Geld und Menschen und mit weniger Beschwerde der Unterthanen erhoben würden, und durch seine weise Sparsamkeit sah er sich in den Stand gesetzt, alle die mannigfaltigen Ausgaben, welche die besondere Einrichtung der Insel erforderte, zu bestreiten, ohne zu diesen Ausgaben, neue Quellen suchen zu dürfen.

Der dreyzehnte Abschnitt.

Militaireinrichtung, bey welcher die Insel nicht von der glänzendsten Seite gezeigt wird. Von der Tapferkeit der Alten und Neuen und ihrer Taktik. Ehegesetze. Rosenfest der Insel. Lehrreiche Geschichte einer Kindermörderin. Sonderbares Urthel über das von ihr begangene Verbrechen. Gesetze der Gastfreyheit und der Erndten. Von der Insel Kleinfelsenburg.

Auch ein nothwendiges Uebel, welches die Bosheit der Menschen zu einer der stärksten Stützen eines Staats gemacht hat, und welches sein Vorfahr vernachläßigt hatte, weil er es entbehren zu können glaubte, war ein wichtiger Gegenstand seiner Bemühungen. Er gab dem fast gänzlich verabsäumten Militairwesen der Colonie eine festere und bessere Ein-

Einrichtung, als es bisher gehabt hatte. Nach dem sehr einfachen Grundsatz des allgemeinen Natur- und Völkerrechts, war jeder Einwohner der Insel der natürliche Vertheidiger seines Vaterlandes und also Soldat. Da indessen die Insel nichts von dem Angriff ihrer ehrsüchtigen oder mißgünstigen Nachbarn zu besorgen hatte, noch die Unterdrückung ihrer eigenen herrschsüchtigen Regenten fürchten durfte, so waren hier keine besoldeten Miethlinge eingeführt, welche dem Tod und der Gefahr so lange heldenmüthig Trotz boten als sie mußten, sondern warme Liebe des Vaterlandes würde bey entstandener Unruhe jede Faust gewaffnet haben, welche die Waffen zu führen fähig war. Wir wollen jedoch nicht behaupten, daß die Tapferkeit, eine Tugend, welche ohnedieß zu unsern Zeiten, so sehr an das Mechanische und den Zufall gebunden ist, die Lieblingsleidenschaft der Colonisten jederzeit gewesen seyn würde. Der Charakter der bisherigen Regenten, deren kriegerische Talente eben nicht ihre glänzendsten waren, und die ungestöhrte Ruhe, die die Colonie bisher genossen hatte, zogen überdieß einen Verfall der militairischen Verfassung unausbleiblich nach sich. Sie waren mit allen Arten der Vertheidigungswaffen und den darzu gehörigen Vorräthen reichlich versehen. Allein sie waren in ihrer Kriegskunst um ein halbes Jahrhundert zurück. Der Regent wandte zwar alle Mühe an, sie zu den Uebungen in den Waffen zu gewöhnen, und das Mechanische der Kunst zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen. Aber die Sicherheit vor

der

der Gefahr, und der Mangel einer stehenden Armee, da die jungen Leute nur zu gewissen Zeiten in den Waffen geübt wurden, ließen diese Vollkommenheit nie zu einem hohen Grad kommen.

Ich war frey genug, dem Regenten bey verschiedener Gelegenheit zu erkennen zu geben, wie weit die Colonie, was die Militairverfassung anbelangt, den Europäischen Nationen nachstehen müßte. Er war weit entfernt, meine Freyheit übel zu deuten. Er gab mir vielmehr Recht. „Es ist unmög„lich, gab er mir zur Antwort, in dieser schädlichen „Kunst zu einer ausgezeichneten Vollkommenheit zu „gelangen, ohne in beständiger Uebung zu seyn. „Die Gefahr giebt oft dem tiefdringendsten Geist Er„findungen ein, auf die er ohne diese Gefahr nie ge„fallen seyn würde. Allein ich danke Gott, daß mein „Volk diese traurige Lehrmeisterin nicht nöthig hat, „und daß seine Felsenwände seine sicherste Schutz„wehre sind. Bey aller Mittelmäßigkeit der hier „bekannten Tactick glaube ich indessen doch fest, „daß wenige unter meinen Unterthanen seyn wür„den, die in dem äußersten Nothfall nicht mit eben „der Tapferkeit für ihr Vaterland fechten sollten, „als die wohlgeübteste Armee. Selbst die Grund„sätze der Religion die sie von Jugend auf eingeso„gen haben, lehren sie, daß der Tod kein Uebel sey, „so sie zu fürchten haben, sondern eine Wohlthat, „und sie haben also einen Grund mehr, tapfer zu „seyn, als andere Völker. Ich will überdieß zwar „nicht ganz behaupten, daß, je höher Mechanis-

mus

„mus und Tactik bey einer Armee steigt, je mehr „die persönliche Tapferkeit fällt, gleich einer künst„lich zusammengesetzten Uhr, die leichter in Unord„nung geräth, als eine einfache. Allein so viel ist „doch gewiß, und die Geschichte bestätiget es, daß „alle Vortreflichkeit der Tactick und der Kriegszucht „zwar lange Zeit einer Nation das Uebergewicht „verschaffen, aber nie ein weichliches Volk gegen „ein rohes und herzhaftes vertheidigen kann. Alle „Staaten, welche die wohlgeübtesten disciplinirtesten „Armeen hatten, sind am Ende von Barbaren über„wunden worden. Diese Römer, die den Gebrauch „des Pulvers und des Geschützes abgerechnet, ganz „zuverläßig alle Europäischen Völker in der Tactick „und der Kriegszucht übertroffen haben, wurden „doch endlich der Raub derjenigen Barbaren, die „sie so sehr verachteten. Werfen sie nicht ein, daß „die Kriegszucht der Römer zu den Zeiten des Ho„norius sehr verschieden war von der zu den Zeiten „der Scipionen üblichen. Da alle irrdischen Dinge „den Saamen des Todes und des Untergangs von „ihrer ersten Entstehung an in sich tragen, so ist „auch dieß hier der Fall. Ihre stets wachsende Eu„ropäische Kriegskunst, die beständige Vergröße„rung ihrer stehenden Armeen, welche ein unent„behrliches Uebel geworden sind, verbunden mit „dem immer mehr und mehr steigenden Verfall der „Sitten werden den Tod der blühendsten Europäi„schen Staaten nach und nach bewirken, und alles „wieder zu der alten Anarchie unserer ersten Vor„fahren zurückführen, aus welcher die ver-

„schiedenen Staatskörper emporgewachsen sind.
„Berechnen Sie die Revolutionen der Europäischen
„Staaten seit 300 Jahren und setzen Sie in Gedan-
„ken die weit wichtigern hinzu, die sich in den näch-
„sten 300 Jahren zutragen möchten, und zu wel-
„chen schon jetzt zum Theil der Saame gesäet ist,
„und Sie werden sehen, daß der mächtigste Euro-
„päische Staat, bey aller seiner Vollkommenheit in
„der Kriegskunst und andern Theilen der Staats-
„verwaltung vor dem Untergang noch lange nicht
„so sicher ist, als mein kleines Volk, bey aller sei-
„ner Schwäche und Unvollkommenheit.“

Ich bin weder Krieger noch Staatsmann, und kann also die Richtigkeit oder die Schwäche dieser Gründe keinesweges beurtheilen; Ich bemerke bloß als ein treuer Geschichtschreiber, diejenigen neuen Einrichtungen, die in Ansehung des Militairwesens von Albert Julius IV. herrührten. Seine meiste Sorgfalt wandte er darauf, den Zugang in das Innre der Insel ganz unmöglich zu machen. Er begnügte sich nicht bloß diejenigen äussersten Pässe, durch welche etwan, trotz der unübersteiglichen Felsen, es einem Feind möglich gewesen wäre, einzudringen, auf das stärkste zu befestigen, sondern diese Befestigungen hiengen mit einer Kette von Verschanzungen, die den Rücken der Gebürge deckten, und den eindringenden Feind nach einer überstandenen Gefahr sogleich einer andern aussetzten, zusammen. Die Zeughäuser der Insel waren mit allen möglichen Kriegsbedürfnissen, und die

Maga-

Magazine, mit dem nöthigen Mundvorrath überflüßig versehen. Alle eingezeichnete junge Mannschaft, so zum Dienst tüchtig war, ward jede Woche an dem Ort ihres Aufenthaltes einmal einzeln, und jedes Jahr vier Wochen lang in zusammengestoßenen Regimentern in den Waffen geübt. Kein Stand, Geistliche, Lehrer, Richter und Aerzte ausgenommen, war von dem Kriegsdienst frey. Die Einrichtung war völlig auf dem Fuß der Schweitzer, der Staat bezahlte jedem Mann überhaupt einmal Montirung und Waffen, dagegen mußte er sie beständig im Stande erhalten. Uebrigens erhielt er weiter keinen Sold oder Löhnung, als so lange er wirklich im Felde stand, sonst ernährte er sich von seinem gewöhnlichen Gewerbe.

Ich glaube, ich habe schon genug von einer Verfassung gesagt, welche die Insel, wenigstens in Vergleichung mit unsern Staaten, eben in keinem großen Glanz zeigt, und bey welcher man mehr die Simplicität der Urwelt und des ungekünstelten Naturstandes der Menschen befolgt, als die verfeinerte Kriegskunst der Quintus Icilius und anderer Helden unserer Zeit zu Rathe gezogen hatte.

Ehe ich noch meine Nachrichten von der Regierung Albert Julius IV. ganz beschließe, will ich zuvor noch einige einzelne Gesetze und Einrichtungen anführen, die ihm ihren Ursprung zu danken haben. Die Erleichterung der Ehen und die Beförderung zeitiger Heyrathen in der Blüthe der Jugend war

von jeher ein Gegenstand gewesen, welchen die Regenten der Colonie ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt hatten. Albert Julius IV. gieng hier noch einen Schritt weiter. Er unterwarf alle diejenigen vom männlichen Geschlecht, welche im Stande waren zu heyrathen, und keinen hinlänglichen Grund anführen konnten, aus welchem sie es unterließen, einer bestimmten Strafe. Diese Strafe bestand darinne, daß sie, nach dem Verhältniß ihres Vermögens, außer einer bestimmten Abgabe, annoch eins, zwey, auch mehrere arme Kinder in den öffentlichen Erziehungsanstalten unterhalten, und also entweder dem Staat oder den Eltern die Kosten dieser Erziehung abnehmen mußten. Diejenigen Personen weiblichen Geschlechts, welche drey Vorschläge zur Verheyrathung gehabt, und solche bloß aus Eigensinn verworfen hatten, waren eben dieser Bestrafung ausgesetzt.

Der Staat übernahm noch freywillig jedes Jahr eine andere Ausgabe, welche gleiche Absicht hatte die Verheyrathungen unter den Colonisten zu befördern. Jährlich wurden hundert und funfzig junge, aber arme Mädchen auf Kosten des Staats verheyrathet, und erhielten soviel zur Mitgabe, als zum Betrieb eines Gewerbes, oder Anlegung einer kleinen Landwirthschaft hinlänglich war. Mit Anfang jeden Jahres machte man diese jungen Candidatinnen des Ehestandes, welche von dem Collegio der Aufseher und Beschützer des allgemeinen Bestens ausgewählt wurden, bekannt, und es trug

sich

sich nur selten der Fall zu, daß bey dem Schluß des Jahres eine übrig geblieben wäre, welche keinen Freund gefunden hätte, der sein Schikfal mit dem ihrigen zu vereinigen geneigt war. Wenn sich dieser seltne Fall ja ereignete, so stand es dem Mädchen frey, diese Mitgabe so lange in dem öffentlichen Schatze zu lassen, bis sie glücklicher war, oder ob sie sich gegen die Geringschätzung des männlichen Geschlechts dadurch trösten wollte, daß sie das ihr zur Mitgabe bestimmte Geld, zu Anlegung einer eignen Nahrung, auch ohne den Beystand eines männlichen Gehülfen verwendete.

Man kann sich nicht leicht ein Land denken, wo die gewöhnlichen Mühseligkeiten, welche den Ehestand zu begleiten pflegen, seltner seyn könnten, als auf dieser glücklichen Insel. Keine traurige Aussicht in die Zukunft verdunkelt hier die stets heitere Stirne des jungen unbegüterten Ehepaars, wenn die ersten rauschenden Freuden ihres neuen Standes nur allzubald verschwunden sind. Fleiß, Mäßigkeit, Ordnung, Vorsorge ihres Vaterlandes leisten ihnen die sicherste Gewähr, daß sie nicht leicht in Mangel oder die bitterste Armuth versinken dürfen. Jede Vermehrung ihrer kleinen Familie ist ihnen ein Zuwachs ihrer Freude und ihres häußlichen Seegens, nicht Zuwachs ihrer Last und ihres Kummers. Sie dürfen nie sorgen, wie sie diese zarten Pflanzen bis zur völligen Reife fortbringen wollen. Der väterliche, wohlthätige Staat nimmt sie ihnen ab, wenn sie zu dieser Erziehung zu unver-

mögend sind, und sie sind überzeugt, daß ihre Kinder unter dessen weisen Aufsicht besser erzogen werden, als sie solche selbst erziehen könnten. Wie glücklich muß doch der Arme eben so wohl als der Reiche auf diesem so schönen und reizenden Erdboden seines Gottes leben, wenn er bey aller Unschuld seines Herzens und bey der Zufriedenheit mit der er sein mäßiges Auskommen genießt, bis zu dem lezten Augenblick, da ihn der Tod zu einer bessern Wohnung abruft, noch des Gedankens sich freuen kann, daß er sein treues Weib, seine unerzogenen Kinder nie ohne Schutz und Hülfe zurückläßt. Warum muß doch in unsern Ländern Geitz, Verschwendung, Unterdrückung des Armen, Sorglosigkeit der Großen, Rohheit des so genannten gemeinen Mannes, kurz, der Zusammenfluß von allen möglichen Lastern und Mängeln des Staats den Saamen zu so viel Gutem ersticken, der bey einer mäßigen Pflege und Wartung so herrlich gedeihen würde. Vergeblich sträubt sich der rechtschaffene Patriot, einzelne Versuche zu machen, hier und da eine zarte Pflanze zu retten. Du arbeitest vergeblich, redlicher Mann, wenn die ganzen Säfte des Körpers verdorben sind, und der Arzt, der den ganzen Körper heilen sollte, die Kunst nicht versteht, oder nicht verstehen will. Begnüge dich indessen mit dem Lohn deines guten Willens, mit der stillen Freude, welche die Ausübung jeder edeln Handlung dir schenkt und verschmerz es, wenn der Tadler deine guten Wünsche für die Veredlung des Menschengeschlechts Träume des Mannes im Monde schilt, und willst

du

du sie erfüllt sehen, so reise nach der Insel Felsenburg.

Ein anderes Gesez des Regenten Albert Julius IV. welches bemerkt zu werden verdient, war dasjenige, welches jeden unverehlichten Verführer eines unbescholtenen Mädchens, der ihre Schwäche gemißbraucht hatte, schlechterdings nöthigte, ohne Unterschied des Standes, der Güter, oder einer andern Entschuldigung der Sache, die Geschwächte zu heyrathen. Obgleich dieser Fall bey der Reinigkeit der Felsenburgischen Sitten, sich äußerst selten zutrug, so trug er sich doch zu. Wäre die Felsenburgische Tugend wohl menschliche Tugend, wenn sie ganz ohne Flecken wäre? Das Gesetz hatte bisher eben so, wie in andern Europäischen Ländern, dem Entehrer die freye Wahl gelassen, das Opfer seiner Begierden entweder zu heyrathen, oder anständig zu versorgen. Der Regent hob diese Alternative auf, weil er glaubte, daß der Verlust weiblicher Ehre sich nie durch Geld bezahlen lasse. Dem weiblichen Theil allein ward es freygelassen, ob er die Heyrath aus Gründen ausschlagen wollte. In diesem Fall war er aber auch keine Entschädigung an Gelde zu nehmen berechtiget. Kaum darf ich es wohl erinnern, daß kein uneheliches Kind, sobald es die Brust der Mutter entbehren konnte, der bloßen Sorge seiner tadelhaften Eltern überlassen wurde. Vielmehr ward es, sobald als möglich, in die öffentlichen Erziehungsanstalten genommen und daselbst auf Kosten der Eltern, wenn sie solche zu

tragen vermögend waren, oder auf Kosten des Staats, erzogen. Wie mancher nützliche Bürger wurde dadurch erhalten!

Es trug sich unter der Regierung Albert Julius IV. ein Fall auf der Insel zu, der sich daselbst noch nicht eräugnet hatte, und der zu einem besondern Gesetz dieses vorsichtigen Regenten Anlaß gab. Eine junge Europäerinn war durch die reitzende Schilderung dieser glücklichen Insel, die ihr einige Anverwandte, so sich daselbst niedergelassen hatten, berichteten, bewogen worden, ihr Vaterland zu verlassen, und in dem ruhigen Winkel der Welt, wo ihre Anverwandten lebten, eine Zuflucht wider verschiedene Unglücksfälle zu suchen. Sie bediente sich der Gelegenheit, mit einigen Künstlern, welche noch auf der Insel mangelten, und welche der Regent mit großen Kosten aus Europa verschrieben hatte, dahin abzugehen. Sie errichtete während der Reise mit einem dieser Künstler einem jungen Uhrmacher eine allzugenaue Bekanntschaft. Dieser junge Mann versprach ihr, sie bey seiner Ankunft auf der Insel zu heyrathen, und sie, verblendet durch diese Hofnung, war schwach genug, ihrem Liebhaber nichts verweigern zu können. Vielleicht wäre dieser redlich genug gewesen, sein Versprechen zu erfüllen. Allein er fiel nur wenig Tage vor der Ankunft auf der Insel aus Unvorsichtigkeit vom Verdeck ins Meer und ertrank. Wer war trostloser als seine unglückliche Geliebte? Sie war eine Person von unbescholtnen Sitten, von einem sanf-

ten

ten edlen Character, und einem warmen Gefühl von Ehrliebe und Tugend. Allein in wenigen Augenblicken, da sie nicht wachsam genug gewesen war, und ihren eignen Kräften zu viel getraut hatte, war das ganze Schattenbild ihrer Tugend verschwunden. Niedergedrückt von ihrem Gram kam sie auf der Insel bey ihren Anverwandten an. Sie ward bald die unglücklichen Folgen gewahr, die ihre strafbare Nachsicht gegen ihren Liebhaber ihr zugezogen hatte. Der schmerzlichste Tod schien ihr leichter zu seyn, als das Geständniß ihrer Schande ihren Anverwandten zu offenbaren. Sie sah, wie allgemein das Laster auf der Insel verachtet und die Tugend verehrt und ausgeübt wurde, und sie betrachtete sich also als ein verabscheutes, verächtliches Geschöpf in den Augen der Insulaner und ihrer eignen Anverwandten. Ihre Ehrliebe, und ihr aufrichtiges Gefühl für jede weibliche Tugend erwachte von neuem, allein von beyden ward sie zugleich zur äußersten Verzweiflung getrieben. Sie beschloß, ihre Schande nicht zu überleben, und doch zitterte sie vor dem Augenblick, der diese Schande der Welt verbergen, und ihr Leben zugleich endigen sollte. Sie war sorgfältig genug ihre Schwangerschaft geheim zu halten, aber unentschlossen in der Ausführung ihres grausamen Entschlusses, verschob sie diese Ausführung von einem Tag zum andern. Unvermuthet überfielen sie die Schmerzen der Geburt in der Nähe eines Flusses, der die Insel durchströmt, zu einer Zeit, da ihre Schwermuth und ihre Verzweiflung biß zum höchsten Grad ge-

stiegen war. Einige Landleute, die in eben dem Gebüsche, in welchem sie sich verborgen hatte, einige Wurzeln zum Färben gruben, wurden sie gewahr, wie sie ein neugebornes Kind in den Armen hielt, es liebkosete und ihre Thränen mit der ersten weinenden Stimme des neuen Ankömmlings vermischte. Sie waren eben bereit ihr ihre Hülfe anzubieten, als sie sahen, daß sie aufstand, mit der größten Wildheit nach dem nahen Fluß rannte, ihr wimmerndes Kind mit dem durchdringendsten Geschrey in den Fluß warf und sogleich selbst hineinsprang. Sie ward von den Männern, die ihr nachgeeilt waren, mit leichter Mühe gerettet, aber ihr unglückliches Kind ward todt aus dem Wasser gezogen. Sie gestand freywillig, sobald sie wieder zu sich gekommen war, ihr Verbrechen, und verband mit diesem Geständniß eine getreue Erzählung ihres traurigen Schicksals. Der Fall war neu auf der Insel und hatte sich noch nie zugetragen. Die Richter, welchen das Erkenntniß in dieser Sache zukam, wurden dadurch noch in Verlegenheit gesetzt, daß unter den neueingeführten Criminalgesetzen der Insel keins zu finden war, welches die Strafe einer Mutter, die ihr eigenes Kind ermordete, bestimmte. Vermuthlich aus dem Grunde, welcher dem Schluß der peinlichen Gesetze beygefügt war, wo es hieß: „Diejenigen verabscheuungswürdigen Verbrechen, „welche in diesen Gesetzen ganz mit Stillschweigen „übergangen und also auch mit keiner besondern „Strafe belegt worden sind, scheinen der menschli„chen Natur so widerstrebend zu seyn, daß sie den

„Einwohnern dieser glücklichen Insel auch bis auf „den Namen unbekannt bleiben mögen. Sollten „Religion und Sitten so sehr verfallen, daß auch „durch diese Verbrechen dies Land verunreiniget „würde, so sey es dem jedesmaligen Oberhaupte „desselben überlassen, auf was für Art er diese Ver„brechen zu strafen, für nöthig erachtet.“

Die Richter waren also genöthiget, dem Regenten die Sache zur Entscheidung vorzutragen, und der Ausspruch, den sie erhielten, war folgender:

„Die unglückliche Charlotte Leith, wird wegen „ihrer unnatürlichen Handlung, von aller Strafe „um deswillen freygesprochen, weil sie solche aus „Vorurtheil und Verzweiflung begangen und also „weder ihr Wille noch ihr Verstand bey Ausübung „derselben frey war. Dagegen ist sie von den geist„lichen Lehrern ihres Ortes in einer genauern „Kenntniß der christlichen Religion und richtigern „Begriffen von Ehre und Schande sorgfältig zu un„terrichten, auch um ihres eigenen Bestens willen „in dem öffentlichen Verpflegungshause zu Ste„phansraum unter hinlänglicher Aufsicht, bis sie „von ihrer Schwermuth völlig hergestellt ist, billig „aufzunehmen.“

Ich habe diese Person bey meinem Aufenthalt auf der Insel selbst zu kennen Gelegenheit gehabt. Sie lebte einsam auf dem Lande, und war eine der gottesfürchtigsten und frömmsten Personen ihres

Ortes.

Ortes. Durch ihre Lehren, durch ihren ganzen Wandel, und durch eine Menge löblicher und guter Handlungen trug sie zur Besserung und Aufklärung ihrer jüngern Freundinnen in reichem Maaße bey. Alles dies unzählige Gute wäre ganz verloren gegangen, wenn die arme Charlotte Leith unsern deutschen Schöppen, oder andern strengen Criminalrichtern in die Hände gefallen, und von ihnen in bester Form Rechtens nach der so oft widersinnigen hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl V. christmildesten Andenkens lebendig begraben und gepfählt, oder, Verzweiflung zu verhüten, ertränkt, oder wenigstens aus besondern Gnaden des Landesherrn geköpft worden wäre.

Wenn der Regent auf der einen Seite Verbrechen, welche Entschuldigung litten, nicht mit der äußersten Strenge der Gesetze behandelte, so wandte er auf der andern Seite das Ansehn der Gesetze dar, zu an, Menschenliebe und Dienstgeflissenheit unter seinem Volke zu befördern und auszubreiten. Dieß war die Absicht desjenigen Gesetzes, welches die Unterthanen vorzüglich zu einer uneingeschränkten Gastfreyheit ermunterte. Dieß Gesetz befahl an, daß jeder Haußwirth der Insel seinen reisenden Mitbürger, auf dessen Bitten, bey sich aufzunehmen und ihm längstens auf einen Tag und eine Nacht die nöthige Verpflegung zu reichen, oder im Verweigerungsfall eine bestimmte Geldstrafe zu besserer Verpflegung der Armen zu zahlen schuldig seyn sollte. Die Veranlassung zu diesem Gesetz war die Seltenheit

heit derjenigen Häuser, die der Einkehrung und Beherbergung der Reisenden gewidmet waren. Da die Besitzer dieser Häuser keinen andern Verdienst, als von der Aufnahme der Reisenden zu hoffen hatten, hingegen alle andere Vortheile, die sie von den Ergötzlichkeiten, den Trink- und Spielgesellschaften ihrer Mitbürger erwarten konnten, nach der besondern Sitteneinrichtung der Insel gänzlich wegfielen, so konnten diese Häuser freylich nicht allzuzahlreich seyn, und die Sorgfalt der Regierung mußte also den Reisenden auf andere Art zu Hülfe kommen.

Ein anderes Gesetz verordnete, daß derjenige, welcher den Schaden seines Mitbürgers hätte verhüten können, und solchen aus Feindschaft, Trägheit, oder Sorglosigkeit nicht verhütete, zu dem Ersatz dieses Schadens eben sowohl, als wenn er ihn selbst zugefügt hätte, verbunden seyn sollte.

In einem dritten Gesetz ward anbefohlen, daß bey Einsammlung und Einerndtung aller Arten von Früchten jederzeit ein kleiner Antheil für den dürftigen Mitbürger von dem Eigenthümer sollte zurückgelassen werden. Ich würde noch eine Menge anderer Verordnungen anführen können, welche alle darauf abzielten, das Band der Verträglichkeit, der Gefälligkeit und der Liebe unter den Einwohnern der Insel desto fester zu knüpfen, und sie darauf zu leiten, sich als Glieder einer einzigen großen Familie anzusehen. Reiche und Dürftige,

die

die ansehnlichsten Männer des Staats und der geringste Dienstbothe, waren durch einerley Band unter sich verbunden, durch die große Wahrheit, daß sie alle, ohne Unterschied, Kinder ihres großen Vaters im Himmel wären, einerley Bedürfnisse hätten, und einerley Seegen von ihm erhielten.

Eine ganz besondere Einrichtung veranstaltete Albert Julius IV. mit der sogenannten Insel Kleinfelsenburg, welche in der Nähe der größern Insel lag. In der unächten vor vielen Jahren bekannt gewordenen Geschichte der Insel Felsenburg wird dieser Insel verschiedenemal Erwähnung gethan, und es werden in diesem Buche eine Menge abentheuerliche Begebenheiten, so sich daselbst zugetragen haben sollen, zum Erstaunen und zu Erbauung des darnach begierigen Lesers erzählt. Auch mich selbst führte zuerst der Zufall auf diese Insel. Da sie zur Sicherheit der Einwohner mit keiner Felsenmauer umgeben war, wie die größere Insel, sondern vielmehr der Zugang zu ihr jedem Schiffe offen stand, nur, daß Sandbänke und Klippen diesen Zugang gefährlich machten, so hattten die Einwohner der großen Insel nie darauf gedacht, einigen Nutzen von diesem benachbarten Lande zu ziehen, sie hatten es vielmehr ungebaut liegen lassen. Man hatte in der Folge die Entdeckung gemacht, daß diese Insel ohne Zweifel vormals bewohnt gewesen war, und zwar von Anhängern des Persischen Zoroasters. Man fand die deutlichsten Spuren von dem auf der Insel üblich gewesenen

Son-

Sonnendienst. Unter einem sich weitausdehnenden Bergrücken, welchem man den Nahmen des blauen Gebürges beygelegt hatte, entdeckte man in einer weitläuftigen unterirrdischen Höhle, einen mit vieler Kunst und Mühe ausgebauten Sonnentempel mit vielen Trümmern von Götzenbildern. Verschiedene andere Zimmer und Behältnisse, welche zu Wohnungen der Priester gedient zu haben schienen, stießen an diese unterirrdische Pagode an. Aus Furcht vor fremden Besuchen machte man indessen, wie ich schon erinnert habe, von allen diesen Entdeckungen, so wie überhaupt von der ganzen Insel weiter keinen Gebrauch, als daß man das schonste Zimmerholz daselbst holte. Albert Julius IV. kam auf den Gedanken, das vortrefliche Land der Insel nicht ganz ungenutzt liegen zu lassen. Da die Colonie der größern Insel jetzt schon mehr Festigkeit erlangt hatte, und man daselbst von dem Anfall einer fremden Macht eben nicht allzuviel zu befürchten hatte, so war für die Colonie keine allzugroße Gefahr zu besorgen, wenn es auch durch die auf der kleinern Insel angelegten Pflanzungen fremden Seefahrern bekannt wurde, daß sich Menschen in dieser Gegend niedergelassen hatten. Albert Julius IV. war indessen davon weit entfernt, durch Gründung einer neuen Colonie auf selbiger, einen Theil seiner Unterthanen einem fremden Ueberfall auszusetzen. Er beschloß daher die kleinere Insel zu einem Magazin der größern zu machen, und zugleich fremden Schiffen, welche der Zufall, oder die Noth dahintreiben konnte, mit aller Fülle der Menschen-

liebe

liebe einen Erfrischungsort zuzubereiten. Die Volksmenge auf der großen war ohnedieß so hoch angewachsen, daß, ohnerachtet aller möglichen Cultur des Ackerbaues, und der Benutzung des kleinsten Stückgen Erdreichs auch bey den reichlichsten Erndten nur ein mäßiger Vorrath übrig blieb. Gleichwohl war der Staat jederzeit darauf bedacht gewesen, Vorräthe von allerley Arten von Früchten jedes Jahr in den öffentlichen Magazinen zu sammlen, um im Fall der Noth dem dürftigen Bürger dadurch beystehen zu können, und er fand sich bisweilen in Verlegenheit dieser jeder Regierung so nothwendigen und dem Lande so nützlichen Pflicht ein Genüge zu leisten.

Albert Julius IV. veranstaltete daher, daß jedes Jahr, auf Kosten des Staats, auf der kleinen Insel die nöthigsten Arten von Früchten ausgesäet und die gesammelten Erndten nach der grosten Insel in die allgemeinen Vorrathshäuser gebracht wurden, damit bey vorfallendem Mangel dem Bedürfniß der Unterthanen abgeholfen werden könnte. Seine ausgebreitete Menschenliebe war mit dieser Veranstaltung noch nicht zufrieden. Er dehnte sie sogar auf Fremde aus, die mit ihm durch nichts weiter, als die allgemeine Bande der Menschheit verbunden waren. Er ließ allenthalben bey den bestellten Aeckern diejenigen Tafeln aufhängen, deren ich gleich im Anfang dieser Geschichte gedacht habe. Durch diese wurden alle fremde Ankömmlinge auf der Insel eingeladen, an dem Seegen, welchen die

Natur

Natur den Menschen hier anboth, Theil zu nehmen. Der Regent war mit dieser Vorsorge noch nicht zufrieden. Er ließ verschiedene Gattungen fruchttragender Bäume daselbst pflanzen und Wild und Ziegen auf der Insel aussetzen, damit sie sich daselbst vermehren, und den Fremden zur Erfrischung dienen möchten.

Die Insel blieb übrigens von den Felsenburgischen Einwohnern ganz verlassen, ausgenommen zur Zeit der Bestellung der Felder und der Einsammlung der Früchte. Alsdann wurde von der größern Insel eine hinlängliche Mannschaft, theils zur Feldarbeit, theils zur Bedeckung der Feldarbeiter dahin abgesendet, und von Zeit zu Zeit abgewechselt. Unsere Ankunft auf der Insel fiel gleich in dem Anfang der Aerndte und dieß verschafte uns den glücklichen Zufall, die Einwohner der Insel kennen zu lernen. Man entdeckte indessen während ihrem Aufenthalt auf der kleinern Insel nicht die geringste Spur von ihnen. Die unterirrdische Höhle, in welcher der Sonnentempel und die darzu gehörigen Priesterwohnungen angelegt worden waren, hatte man erweitert, und zu einer bequemen Wohnung für einige hundert Menschen eingerichtet. In diesen verborgenen Wohnungen hielten sich diejenigen auf, welche Geschäfte auf der Insel zu verrichten hatten, und sie waren hier sicher genug, nicht so leicht entdeckt zu werden, oder sich auch im äussersten Fall durch das andere Ende der Höhle, welche einen verborgenen Ausgang an das Meer hatte,

ohne aufgehoben zu werden, auf die groſse Insel zurückzuziehen. Dieſes unterirrdiſche Gebäude war auch die Urſache, welche uns bey unſerer Ankunft auf der Inſel, die Bewohner derſelben verbarg, und uns glaubend machte, daß wir uns in dem Lande der Feen befänden.

Die ganze Einrichtung war auch wirklich so Feenmäßig, daß ſie nothwendig auf die Neuankommenden einen ganz beſondern Eindruck machen mußte. Man ſah ein reitzendes mit allerley Arten von Früchten geſchmücktes Land. Man ward eingeladen, dieſe Früchte zu genieſſen, und man gab ſich umſonſt Mühe, den verborgenen Wohlthäter zu entdecken. Sollte man wohl glauben, daß der Menſch den Undank ſo hoch treiben könnte, die menſchenfreundliche Gefälligkeit dieſes heimlichen Wohlthäters durch die niedrigſten Handlungen zu erwiedern. Und doch war es geſchehen. Ein Schiff einer ſeefahrenden Europäiſchen Nation landete an der Inſel, als der meiſte Theil der Früchte ſich ſeiner Reife näherte. Es gab ſich die Zeit über, da es ſich daſelbſt aufhielt, alle nur erdenkliche Mühe, die unſichtbaren Bewohner der Inſel auszuſpähen, aber umſonſt. Es rächte ſich wegen der verlohrnen Zeit und Mühe dadurch, daß es alle Früchte, die es nicht wegführen konnte, verdarb, viele der fruchttragenden Bäume, umhieb, und ſoviel Verwüſtung anrichtete, als ihm möglich war. Die Felſenburgiſche Colonie ertrug dieſen Unfall mit Gelaſſenheit, und übte keine andere Rache aus, als daß es dem

Anden-

Andenken dieser Undankbaren eine Schandsäule errichtete und auf selbiger die That dieser Barbaren in Stein grub. Durch unermüdeten Fleiß war übrigens der Schade, welchen die Colonie durch diese Verwüstung erlitten hatte, bald wieder ersetzt. Zu verschiedenenmalen hingegen waren auch gutdenkende Seefahrer an der Insel gelandet, hatten sich die ihnen angebotenen Erfrischungen mit dankbarer Mäßigung zu Nutze gemacht, auch bisweilen zum Beweiß ihrer Dankbarkeit ein kleines Geschenk solcher Dinge, von denen sie glaubten, daß sie ihren verborgenen gastfreyen Wirthen angenehm, und nützlich seyn könnten, zurückgelassen. Da indessen der Regent wohl einsah, daß in der Folge dieser Anbau der Insel eine fremde Nation wohl einladen könnte, sich auf selbiger festzusetzen, und da ferner die Vermehrung der Einwohner auf der größern Insel so stark angewachsen war, daß das Land seine Einwohner in der Folge kaum hinlänglich zu ernähren fähig war, so ward bey meiner Anwesenheit zu Vermeidung einer fremden unangenehmen Nachbarschaft, der Entschluß gefaßt, einen bevestigten Wohnplatz für eine dahin verpflanzte Colonie der größern Insel daselbst anzulegen.

Der vierzehnte Abschnitt.

Einwürfe wider die ganze Verfassung der Insel und ihre Beantwortung.

Ehe ich die Geschichte der beyden letzten Regierungen der Insel ganz schließe, und zu den wenigen Anmerkungen fortgehe, welche ich über die Religions und Staatsverfassung, Sitten und Gebräuche derselben annoch hinzuzufügen für nothig erachte, muß ich noch mit einigen Worten diejenigen Einwürfe berühren, welche ich dem Altvater und Regenten in den mit ihm gehaltenen Unterredungen mehr als einmal wider die ganze Einrichtung der Colonie gemacht, und die Antworten, die ich darauf von ihm erhalten habe. Würden Sie wohl, fragt ich ihn, jemals alle diese Einrichtungen zu Stande gebracht haben, wenn die Natur nicht selbst Ihnen zu Hülfe gekommen und dieß Land mit unübersteiglichen Felsenmauern umgeben, hätte? Würden die Sitten der Einwohner von aller Befleckung benachbarter Laster rein geblieben seyn, wenn nicht diese Einwohner von dem übrigen menschlichen Geschlecht gänzlich abgeschnitten wären, und ein einzelnes Ganzes ausmachten? Gesetzt also, die Gesetze und Sitten dieser Insel wären die vortreflichsten, wie sie es auch wirklich sind, so sind sie doch für keine andere, als blos für eine einsiedlerische Nation brauchbar, und wo giebt es eine dergleichen?

„Ich leugne nicht, antwortete er, daß die glück-
„liche Lage dieser Insel, eben so viel zur morali-

schen

„schen Gesundheit ihrer Bewohner beyträgt, als „die reine balsamische Luft, die man hier athmet, „zur physicalischen Gesundheit derselben. Allein ich „werde Ihnen nie zugestehen, daß die hier einge„führten Gesetze und Sitten blos für eine einsied„lerische Nation brauchbar wären. Ist wohl das „Christenthum blos für den Mönch und den Ein„siedler, für den Mann von Geschäften aber gar nicht „anwendbar? Sie werden dieß nie zugestehen, so „sehr es auch die gemeine Sprache des Weltmanns „ist. Es ist wahr, keine epidemische Krankheit „steckt so leicht an, als der Umgang mit verdorbe„nen und lasterhaften Menschen. Allein es giebt „auch hier Vorbauungs - und Verwahrungsmittel, „so gut als bey epidemischgewordenen Krankheiten, „und diese Mittel sind bey ganzen Nationen so gut „möglich als bey einzelnen Menschen. So wie bey „diesen Krankheiten eines der vorzüglichsten Ver„wahrungsmittel eine gute Diät des Körpers ist, so „ist es hier eine gute Diät der Seele. Ich erkläre „mich deutlicher. Wenn es möglich ist bey einer „Nation den Hang zur wahren Religion und Tu„gend, zur Tugend ohne Schminke der Heucheley „und Gleißnerey zum herrschenden zu machen, so „wird diese Nation innre Kraft und Stärke genug „haben, sich nie von den Lastern ihrer Nachbarn „hinreißen zu lassen, sondern sie wird mit aller „Würde den Pfad ihrer väterlichen ihr gleichsam „angeerbten Tugenden fortwandeln. Nie können „Sie sich dem Vorurtheil vieler falscher Staatsklu„gen Preiß geben, daß Religion des Christen sich

„nie mit dem Interesse des Staats vereinigen lasse,
„ein Vorurtheil, welches bereits von vielen großen
„Männern, practisch und theoretisch unwiderspre-
„chend widerlegt worden ist.

„Aber werden Sie einwerfen, nennen Sie mir
„doch die Nation, die jemals existirte, und bey
„welcher dieser Hang zur Religion und Tugend
„herrschend war? Ich könnte Ihnen zehn statt ei-
„ner nennen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihre ei-
„gene Kenntniß der Geschichte, Sie überflüßig dar-
„an erinnerte. Ja, diese Kenntniß wird Ihnen
„sogar sagen, daß die meisten berühmten Nationen
„die jemals geblühet haben, diesem vorzüglichen
„Hang zur Tugend den Grund ihrer Größe zu
„danken hatten. Zoroaster, Numa, Solon, Za-
„leukus, Confut-si, Moses, lauter ehrwürdige
„Nahmen grosser Gesetzgeber, oder Lehrer solcher
„Regenten, welche die Größe ihres Volks gründe-
„ten, waren sie nicht zugleich die eifrigsten Lehrer
„der Tugend, und nahmen nicht ihre Nationen,
„von ihnen in der Art zu handeln und zu denken
„den Ton an, der in den Lehren und Schriften
„dieser Männer herrschte? Ob diese Tugend rein,
„oder mit Aberglauben und Vorurtheil verfälscht
„war, dieß thut hier zur Sache nichts. Genug es
„war möglich, daß sie bey ganzen Nationen herr-
„schend werden, und sie wider alles Verderbniß
„fremder Sitten sehr lange Zeit sichern konnte.
„Dieß beweißt Ihnen das uralte Rom, das in dem
„Kindesalter der Menschheit so ehrwürdige Volk

der

„der Juden, das noch jetzt unveränderte China,
„und meinetwegen setzen sie noch darzu die altdeut-
„sche biedere Schweitz.

„Allein, siegten denn nicht endlich fremde aus-
„ländische Laster über allen innländischen Seelena-
„del dieser Völker? Haben nicht endlich Römer,
„Deutsche und Britten ihnen vergeblich widerstan-
„den? und der freye Schweitzer, lüstet ihm nicht
„schon nach der Kette, die er so lange verabscheute?
„Ja diese Laster siegten, da der Widerstand schwach
„ward. Der erste Schritt, mit welchem man von
„dem vorgezeichneten Weg der Tugend abwich
„war auch der erste Schritt zur schändlichen Flucht
„vor einem ganzen Heere von Lastern. Auch die
„Kräfte dieser Insel werden erschlaffen, sobald in
„dem Gebäude der Reinigkeit unserer Sitten die
„kleinste Lücke entstehen wird. Wehe dem Baumei-
„ster, der alsdenn die Aufsicht hat, und diese Lücke
„nicht sogleich bemerkt und ausbessert.

Welches wird aber wohl das sicherste Mittel seyn, diese so mächtige Religion und Tugend, dem Geschmack eines ganzen Volks angenehm zu machen. Mich däucht, der natürliche Geschmack der meisten Menschen lenkt sich mehr auf die entgegenstehende Seite?

„Ich weiß kein anderes Mittel als Erziehung,
„aber ächte Nationalerziehung in den Händen des
„Staats, nicht jene armseelige dürftige Erziehung,

„bey welcher Neunzehntheile der Nation von „Dummköpfen und Phantasten gemeiniglich erzogen „werden. Möchte dieß schädliche Unkraut aus je„dem pflanzenreichen Boden des Erdkrayßes aus„gerodet werden können!

Erlauben Sie, unterbrach ich ihn, daß ich Ihnen mit der Freymüthigkeit, welche dieser Insel eigen ist, sage, daß eben die Ausrodung dieses Unkrauts, ausserhalb den Gränzen der Insel Felsenburg, das unnatürlichste unmöglichste Ding von der Welt ist. Wäre es auch nicht wider die ganze Einrichtung der Natur, daß der Staat seinem Bürger dasjenige raubt, was er dem Thier nicht entzieht, seine Kinder, an die ihn Gott mit so angenehmen Banden gefesselt hat, so muß doch eine Erziehung, zu welcher die Eltern nichts beytragen, die so süße Verbindung zwischen Eltern und Kindern ausserordentlich schwächen, und Verehrung und Dankbarkeit der letztern gegen die erstern müssen dadurch sehr leiden. Aus diesem Grunde halte ich einen Erziehungsplan von dieser Art für unnatürlich. Allein auch noch überdieß würde es einem volkreichen Staat, und wenn er beyde Indien besäße, ganz unmöglich seyn, die Erziehung einer unzählbaren Jugend über sich zu nehmen, lauter fähige geschickte Lehrer hierzu ausfindig zu machen, sie hinreichend zu belohnen, dem verarmten Bürger die Erziehung seiner Kinder ganz abzunehmen und den Dürftigen dabey zu unterstützen. Dieser ganze Erziehungsplan, sey er auch so schön und so hinreissend

reissend als er will, wird für unsere Staaten jederzeit ein Platonischer Traum bleiben, und was hilft der Traum, wenn er verschwindet, sobald man erwacht?

„Ich könnte Ihnen, versetzte der Regent, mit „allgemeinen Sätzen antworten, daß wir sehr oft „Etwas aus Vorurtheil oder Unwissenheit unnatürlich nennen, welches den heiligsten Gesetzen der „Natur gemäß ist, und daß wir Nichts für unmöglich erklären können, wovon wir noch keine „Versuche gemacht haben, ob es möglich sey. Allein ich will Ihre Einwürfe genauer widerlegen. „Würden Sie es Raub nennen, wenn man einer „Mutter ihr neugebohrnes Kind nimmt, für welches sie nicht Nahrung genug hat, und es einer „gesunden Amme übergiebt? Ist es weniger Wohlthat des Staats, wenn er seinem jungen Bürger „die Festigkeit des Körpers und der Seele verschaft, „die ihm der schwache Vater entweder nicht geben „konnte, oder nicht geben wollte? Wenn die beste „vortreflichste Erziehung, welche der Staat für das „Kind wählt, das junge Herz, von dem ersten Augenblick an, da es fühlen lernt, zu den edelsten und „herrlichsten Tugenden zu bilden sich bemüht, wird „wohl das ehrwürdige Band, welches die Natur „zwischen Eltern und Kindern geknüpft hat, dadurch „aufgelößt, oder vielmehr fester zusammengezogen „werden? Wird denn der dankbare auf diese Art „erzogene Jüngling in seinen Eltern die Urheber „seines Lebens, die treuen Pfleger seiner hülflosen

„Kindheit verkennen? Wird er je vergessen, daß „er selbst diese Erziehung, die er genoß, der Bereit„willigkeit, mit welcher sie, um zu den Kosten der„selben beyzutragen, ihre eignen Bedürfnisse ein„schränkten, zu danken habe? Setzen Sie noch „hinzu, daß bey der Entfernung von seinen Eltern, „selbst die mangelnde Kenntniß ihrer Fehler seine „Ehrfurcht gegen sie stärken wird.

„Aber dieser ganze Erziehungsplan ist in andern „Ländern unmöglich, sagen Sie. Nennen Sie „mir einen einzigen Regenten, ein Land, eine „Stadt, wo man jemahls in Ihrem aufgeklärten „Europa einen Versuch gewagt hat, Nationalerzie„hung zu einer Angelegenheit des Staats zu ma„chen, und wo dieser Versuch mislungen ist, und „ich will Ihnen Recht geben. Erzählen Sie mir „seit den Zeiten der Reformation, einem Zeitraum „von 250 Jahren, die Verbesserungen, die man in „der Erziehung und dem Unterricht der Jugend ge„macht hat. Wenn Sie die Abschaffung des Pe„nalismus auf den deutschen Universitäten, wo „man Pedanterey mit Pedanterey verwechselte, aus„nehmen, so werden Sie bis auf die Zeiten The„resiens und Friedrichs fast keine öffentliche aus „der weisen Veranstaltung des Staats herrührende „Verbesserung der Erziehungskunst anführen kön„nen. Geschrieben hat man viel über die Sache, „Gutes und Schlimmes, aber gethan? Nichts, „oder sehr wenig. Es ist also blos Trägheit, „wenn wir eine Sache unmöglich nennen, die wir „nie versucht haben.

„Auch dasjenige, was in unsern hellern Zeiten „in dieser Sache wirklich gethan worden ist, ist „mehr das Werk einiger wenigen edeldenkenden „Privatpersonen, als des Staats. Dieser hat sich „wenig oder gar nicht in das Geschäft der Erzie„hung gemischt. Wäre nur die Hälfte so viel an „dem Erziehungssystem von erleuchteten Männern „gekünstelt worden, als seit einem Jahrhundert „am Finanzsystem gekünstelt worden ist, der Staat „würde vielleicht wahre Vortheile von der erstern „Art der Bemühung erhalten haben, da er von der „letztern oft nur scheinbare eingeärndtet hat. Es „giebt Länder genug, wo man mit vielen Kosten „durch Einführung Spanischer und Englischer „Schaafböcke die Schaafzucht zu verbessern ge„sucht hat. Aber ich kann vor Selbigers Zeiten „kein Land nennen, wo man Kosten, beträchtliche „Kosten aufgewendet hätte, gute Schullehrer zu „ziehen, und den Schulunterricht zu verbessern, „vielleicht, weil man es nicht für so nützlich hielt, „aufgeklärte, edle Bürger, als feiste wollenreiche „Hammel zu haben.

„Laßt uns indessen nicht alle Hofnung aufgeben. „Die Tugenden der Menschen sind bisweilen eben „so epidemisch als ihre Laster, nur seltner ist der „Fall. Die Mühe, die der verdienstvolle B***. „sich gab, auf seinen Gütern die nützlichsten Ver„suche in der Viehzucht und dem Ackerbau zu ma„chen, pflanzte sich auf seine Landsleute und Nach„barn fort. Sie verschrieben sich, wie er, Engli-

„sche Schaafböcke, die theuersten Beschneller, mach-
„ten Sümpfe urbar, säeten die besten Futterkräu-
„ter, die man vor 30 Jahren kaum dem Nahmen
„nach kannte und das Mutterland hatte von die-
„sen Bemühungen seiner Söhne unendlichen Vor-
„theil. Vielleicht, daß der edle R * * den Adel sei-
„nes oder eines andern Landes mit seinem Beyspiel
„ansteckt, daß sich dieser Adel, statt der thörichten
„Mode seichte französische Gouvernantinnen, oder
„verdorbene Avanturiers zu Erziehern seines adeli-
„chen Blutes zu haben, auf eine gute Zucht geschick-
„ter Landschulmeister für die Bauerjungen seiner
„Dörfer befleißiget. Jeder warme Menschenfreund
„wird dem redlichen Patrioten danken, der zu dem
„großen Werk der Verbesserung der Erziehungs-
„kunst seinen Scherf beyträgt. Flickwerk wird es blei-
„ben, so lange dieß Werk blos durch die Hände der
„Privatpersonen geht. Nie wird fester National-
„character daraus entstehen, nie wird Tugend und
„Religion der herrschende Ton der Nation werden,
„nie werden auch selbst diese eifrigen Verbesserer, so
„viel Gutes thun dürfen, als sie gern wollten und
„könnten.

„Die Macht und die Schatzkammer des Für-
„sten müssen schlechterdings beytreten, wenn ein
„wahrer weitausgebreiteter Nutzen aus allen die-
„sen Verbesserungen entstehen, und diese nicht bloß
„Spielwerk bleiben sollen. Die erstere muß mit
„weiser Vorsicht die Vorurtheile aus dem Wege
„räumen, die letztere muß thätige Hülfe leisten.

„Mit

„Mit allergnädigsten und gnädigsten Rescripten „und Mandaten: Wir befehlen, daß unsere Un„terthanen ihre Kinder fleißig zur Schule halten „sollen ꝛc. Unser Consistorium wird gemessenst „erinnert, die erledigten Stellen der Schullehrer „mit geschickten Subiectis sorgfältig zu besetzen ꝛc. „mit verbesserten Schulordnungen, die oft eben so „viel taugen, als die vorhergehenden unverbesser„lichen, ist die Sache nicht gethan Das Gebäu„de muß ganz eingerissen und von Grund aus „neuaufgeführt werden, wenn es recht tauglich „seyn soll. Eine Sache, die vor der Wieder„bringung aller Dinge schwerlich erfolgen dür„fte, nicht weil sie unmöglich, sondern schwer „und kostbar ist.

„Wenn es möglich wäre, daß ein gutdenkender „Fürst auf einmal, den Wust von Unwissenheit, „Laster, roher Sitten, Trägheit, Stumpfheit der „Seele, Aberglauben, falscher Religionsbegriffe, „Vorurtheile übersehen könnte, unter welchem Zwey„drittheile seines Volks, die den Pflug führen, auf „Gottes Erdboden, dessen Schönheit sie nie ge„kannt, noch gefühlt haben, fühllos herumkriechen, „wenn er sie eben so dumm und unwissend in das „Grab und die Ewigkeit hineintaumeln sähe, als „sie in ihrem Leben in die Kirche und in die Schen„ke taumelten, würde er sich wohl der Thränen ent„halten können? Aber wenn ihm nun vollends der „Gedanke einfiel: Allem diesem Elende der Boßheit „und der Unwissenheit hättest du wenigstens zum

„Theil

„Theil abhelfen können, wenn du die unermeßli-
„chen Summen, die du auf dein Vergnügen, auf
„deine Pracht, selbst auf deine Laster verwendet
„hast, auf bessern Unterricht und Aufklärung des
„Landmanns verwendet hättest, ach! was muß er
„sodann fühlen?

„Gesetzt, daß ich auch zugeben wollte, welches
„ich doch noch nicht einräume, daß nach der jetzi-
„gen Europäischen Sittenverfassung, und bey den
„Wolken von Vorurtheilen, die noch über den
„Häuptern der meisten Menschen schweben, es
„ganz unmöglich sey, die Erziehung der Kinder aus
„den Händen der Eltern zu nehmen, und sie in die
„Hände des Staats zu legen, und also dadurch
„eine Nationalerziehung zu bewirken, sollten denn
„nicht wenigstens Ihre Fürsten mehr bey der Sa-
„che thun, als wirklich geschieht? Sollten sie es
„denn bey einigen unbeobachteten Anordnungen,
„bey einigen kargen seltnen Beyträgen zu besserer
„Unterhaltung der Schullehrer bewenden, und den
„Unterricht der Jugend dem ersten besten unreifen
„schwachen Kopf überlassen. Sollte denn die Aus-
„bildung des Geistes und des Herzens ihres Volks
„ihnen ein weniger dringendes Geschäfte seyn, als
„ihr Militair- oder Finanz-Etat? Ist ihnen ein
„Corps guter Schulmeister weniger wichtig, als ein
„Corps guter Subalternenofficiers? Und der Mi-
„nister ihres Geistlichen und Schuldepartements
„wird der ein weniger aufgeklärter Kopf seyn dür-
„fen, als ihr erster Finanzminister?“

Wir

Wir wollen annehmen, warf ich ihm ferner ein, daß ein oder der andere Europäische Staat, die vollkommenste Pädagogick, die sich nur denken läßt, unter seinen Unterthanen wirklich einführe, würde wohl bey aller Vollkommenheit dieser Pädagogick, der Nutzen, für gesunde Religion, Aufklärung des Geistes, ächte christliche Toleranz daraus entstehen, der glücklicher, und ich möchte fast sagen zufälliger Weise bey Ihrem Volk daraus entstanden ist? Der Grund ihres Volks war eine einzelne ausgebreitete Familie, welche nach den eignen besondern Grundsätzen ihres ersten Stammvaters zu Religion und Menschenliebe erzogen war. Die neuen Ankömmlinge, welche dieser Familie nach und nach einverleibt wurden, waren glücklicher Weise, redliche gutgesinnte Menschen, welche fähig waren, die Eindrücke von Religion und Tugend, die sie auf der Insel empfiengen, in sich zu nähren. Sie waren aus verschiedenen Nationen und Religionsfecten gesammlet, lernten also ihre National- und Religionsvorurtheile auf der Insel bald ablegen. Nehmen Sie den Fall an, daß ein aufgeklärter Regent eines Europäischen Staats wirklich darauf umgienge, durch die Erziehung die Religionsbegriffe seines Volks zu läutern und zu verbessern, zu welchen innerlichen Zerrüttungen des Staats würde er hierdurch Anlaß geben? Seine neumodischerzogene junge Bürgerwelt würde höchstens Freydenker und Indifferentisten werden. Aberglaube und Unglaube, Toleranz und Intoleranz, der stumpfe in Vorurtheilen der Erziehung, der angebohrnen Religion,

des

des Sectenhasses eingewickelte Geist, und der aufgeklärte helldenkende Geist, der Anhänger des eingeführten theologischen Systems und der Anhänger der neuesten Religionsverbesserer würden ewig Krieg mit einander führen? Glücks genug für den Staat, wenn durch diese theologischen Federkriege, die Ruhe desselben nicht endlich selbst untergraben und über den Haufen geworfen wird. Ich habe nicht nöthig sie an die schrecklichen Katastrophen, welche ein aus der Kirche geworfenes Bild, eine auf dem Altar ausgelöschte Wachskerze, ein dem Layen versagter Kelch, die Weglassung einer unnützen Taufformel, und dergleichen Kleinigkeiten zu erregen vermögend gewesen sind, und deren Andenken die Geschichte als schimpfliche Denkmale des Blödsinns der Menschheit aufbewahret hat. Religionsverbesserung ist blos das Werk Gottes selbst und weltliche Macht muß sich nie darein mengen.

„Religionsverbesserung, war die Antwort des „Regenten, bleibt stets das Werk Gottes, aber nur „einmal war es sein unmittelbares Werk. Seit „dem wohlthätigen Tod seines unmittelbaren Ge„sandten, ist diese Verbesserung nie anders als durch „Mittelspersonen erfolgt. Wäre die Vernunft das „dumme lasttragende Thier, welches stets an dem „Joch des erlernten Religionssystems ziehen muß, „und es nie wagen darf, über das, was Religion „heißt, selbst nachzudenken, so ist sie ein trauriges „Geschenk, so wäre der Christ der Sklave eines ty„rannischen Herrn, nie das Kind eines zärtlichen

Vaters

„Vaters, das aus Ueberzeugung von der Vor-
„treflichkeit der väterlichen Befehle folgen soll, so
„waren Luther, Calvin und alle Glaubensverbes-
„serer Bösewichte, so müssen wir in Glaubenssachen,
„dumm wie die Auster, an der Klippe kleben blei-
„ben, wo uns unser Schulmeister hingeklebt hat.
„Lassen Sie Unitarier und Trinitarier, Arianer,
„Socinianer, Pelagianer und Orthodoxen wider
„einander zu Felde ziehn, so viel sie wollen, lassen
„Sie für und wider Religion, so viel einfältiges
„und unverdautes Zeug geschrieben werden, als
„wirklich tagtäglich geschieht, und fürchten Sie
„nicht, daß die ächte wahre Christusreligion dabey
„in Gefahr kommen wird. Aus allen diesen Hefen
„der Producte des menschlichen Unverstandes und
„der menschlichen Bosheit wird der aufrichtige Ver-
„ehrer und Freund dieser Christusreligion, den gesun-
„desten erquickendsten Trank für die Seele zu distilli-
„ren wissen. Wahrheit und richtiger Religionsbegriff
„wird durch das Gezänk der Schule neue Kraft
„und neue Stärke gewinnen, und die Religion, die
„uns Jesus Christus gelehrt hat, wird bey den bit-
„tersten Angriffen ihrer Feinde von Jahrhundert zu
„Jahrhundert wachsen und zunehmen bis an das
„Ende der Tage.

„Sie sehen hieraus, daß bey allen innerlichen
„Gährungen wegen der Religion, die Religion selbst
„gewinnt. Was muß indessen der Fürst dabey
„thun, wenn diese Gährungen seinem Lande nicht
„gefährlich werden sollen? Denn gefährlich kön-

„nen sie ihm werden, wenn die weltliche Macht „nicht Stärke und Weißheit besitzt, diese Gefahr „abzuwenden. Gehen Sie alle Religionsunruhen „durch, welche die Geschichte erzählt, und Sie wer„den keine einzige finden, welche nicht von dem „Stolz und dem Eigennutz der Priester und dem „von ihnen geleukten Pöbel erregt worden ist. We„nigstens werden die wenigen Fälle, wo die Politick, „der rauhen ungebildeten Masse des Volks den ersten „Stoß gab, gegen die übrigen von keiner Erheblich„keit seyn. Der Fürst wird also vorzüglich bedacht seyn „müssen, den bösen gewissenlosen Priester im Zaum „zu halten, und den gutdenkenden rechtschaffenen geist„lichen Lehrer mit seinen wahren Pflichten bekannt „zu machen. Die Aufklärung des sogenannten Pö„bels, den Gott nie zum Pöbel geschaffen hatte, „wird seine andere vorzügliche Sorgfalt seyn müssen, „und wie will er diese Aufklärung zuwegebringen, „als durch eine verbesserte Erziehung dieses Pöbels. „Ich glaube hierdurch den Einfluß der Erziehung „in die Religionsverbesserung hinlänglich genug er„wiesen zu haben. Diese Verbesserung wird sich „freylich langsam und nur nach und nach äußern. „Aber alle gewaltsame Heilungsmittel sind bey „Krankheiten der Seele tödtlich. Der verständige „Arzt nimmt dem Fieber die Kraft, nicht während „des Paroxysmus, sondern in den guten Zwischen„stunden.

„Freylich wird der Zusammenhang, den in Ih„ren Europäischen Staaten die Religion mit der

bür-

„bürgerlichen Verfassung hat, viele gute Mittel, wel-
„che zur Aufhellung falscher und dunkler Religions-
„begriffe dienen könnten, gänzlich unbrauchbar
„machen. Aber ist es meine Schuld, daß geistli-
„cher Eigennutz und Afterpolitik den Bürger und
„den Christen in ein Ganzes verwebt haben? Daß
„man, um diese oder jene bürgerliche Vorzüge zu
„genießen, sich zu Rom, Genf oder Wittenberg in
„die Liste der Rechtgläubigen einschreiben lassen
„muß? Daß ein Westphälischer Friedensschluß nö-
„thig ist, wenn Menschen, die auf einerley Himmel
„hoffen, und zu hoffen Recht haben, ungekränkt
„und unbekriegt, auf einem kleinen Erdklumpen zu-
„sammen leben sollen? Gottes- und Menschenliebe
„sind indessen die Grundpfeiler aller und jeder christli-
„chen Religionssecten. Wollten die geistlichen Söhne
„Gregors VII. Luthers und Calvins durch ihre Lehre
„und durch ihr Beyspiel diese großen christlichen
„Tugenden, unter ihren verschiedenen Gemeinden
„nur immer mehr und mehr ausbreiten und thäti-
„ger machen! Vielleicht beschleunigten sie den Zeit-
„punct, da die heterogenen Theile der christlichen
„Religion sich auflösen, und die homogenen in ein
„Ganzes zusammenfließen werden. Was für ein
„edles reines Gold wird sodann übrig bleiben,
„wenn die Schlacken völlig abgetrieben und ausge-
„worfen sind! Aber die Hitze des Feuers, das sie
„schmelzen wird, wer wird die ertragen können?

„Wenn indessen der sich aufwerfende Religions-
„verbesserer keinen andern Beruf hat, als die Sucht,

„die er fühlt, vor andern zu glänzen, von seinen „Mitbürgern angestaunt und in Journalen ausge„posaunt zu werden; wenn er von dem angenom„menen Religionsbegriff aus keinem andern Grund „abgeht, als blos um, seiner Meynung nach etwas „Neues zu sagen, gesetzt auch, daß das, was er sagt, „schon hundertmal gesagt und geschrieben worden „ist, so fließt der Strom, durch welchen er seinen „nach Wahrheit dürstenden Mitbruder erquicken „will, freylich aus einer sehr trüben Quelle, und „wird folglich ein sehr elendes Labsal abgeben. Es „wird alsdann auch für den gemeinen Mann viel „besser seyn, daß er diese sumpfigte Pfütze nie ken„nen lernt, weil die Erquickung aus selbiger seine „Seele nur ungesund machen würde. Ist es aber „dem vom National- oder Erziehungs-Vorurtheil „freyen Mann, der einen hellsehenden Geist mit „warmer Menschenliebe vereiniget, besitzt, bloß um „Wahrheit zu thun; Scheint es ihm das drin„gendste Geschäfte des Pilgrims der Erde zu seyn, „die einfältige, ungeschminkte Religion Jesu Christi, „wie sie in dem klaren, deutlichen Buchstaben des „Neuen Testaments, von der Person und dem Ge„schäfte dieses Jesus auf Erden, in den wenigen „Glaubens- und Lebenspflichten, die er und seine „Apostel gelehrt haben, enthalten ist, kennen zu „lernen; Glaubt er, daß zu dieser Känntnis noth„wendig ist, alles Exegetische und Dogmatische Flit„terwerk, kurz, allen Menschentand, den von den „Zeiten Hymenäus und Philetus bis auf die Zeiten „P. G * *. und D. B *. falsche Kunst und mensch-

liche

„liche Weißheit hinzugesetzt hat, von dieser Reli„gion abzusondern, und sie in ihrer natürlichen „Schöne darzustellen; Fühlt er, dieß zu thun, Kraft „der Seele genug in sich, so thu er es, unbekümmert, um der Welt Dank, oder Undank, und erwarte den Lohn für seine Mühe, dem Blinden „das Licht anzuzünden, wenn er hier keinen erhält, „in den Hütten des Friedens. Hauptsächlich arbeite er an dem verachteten Theil seines Volks, „denn den Vornehmern möchte der Schnitt des „Gewands, in welchen er seine Lehre kleidet, nicht „modisch genug seyn. Diese Einfältigen werden ihn „nicht fassen, sagen Sie? Sie werden nie zu reiner Känntniß der Religion erhöht werden können. „Das wolle Gott nicht! Sie sollten durch klugen „Unterricht, und durch eignes Gefühl nicht überzeugt werden können, daß die Schriften des Al„ten und Neuen Testaments göttlichen Ursprungs „sind? Sie sollten in dem letztern die drey ungekünstelten, fast auf jedem Blatt vorkommenden „Glaubenslehren: Christus ist der eingebohrne „Sohn Gottes: Sein Leiden und Tod war ver„söhnend: Dieß Leiden und Tod erhöhete den „Menschen zur Unsterblichkeit und ewigen Herr„lichkeit, nicht finden und in Einfalt des Herzens „glauben? Sie sollten die zwey Lebenspflichten: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von ganzem „Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, „und deinen Nächsten als dich selbst, nicht fassen „können? So dumm ist kein Hottentott und kein „Feuerländer, wenn er nur einigen verständigen

„Unterricht erhält. Nur muß der Stock des „handfesten Schulmeisters sich mit diesem Reli„gionsunterricht nicht vermengen, und das System „der Schule als den richtigsten Weg zum Himmel „einprügeln. Sondern dieser und sein Pfarr müs„sen an Jungen und Alten durch Lehre und Bey„spiel arbeiten, ihre Heerde zu überzeugen, daß „nicht Känntniß, sie sey groß oder klein, son„dern Ausübung den wahren Christen ausmacht. „Sind sie so glücklich, daß dieser von ihnen gesäete „Saame Frucht trägt, so wird es mit den Vorur„theilen in der Religion, mit der Toleranz und an„dern christlichen Tugenden sich nach und nach von „sich selbst geben. Die Aufklärung des Verstandes „in andern Dingen, wird der Aufklärung in der „Religion die Hand bieten, und das große Werk „der Religionsverbesserung wird ohne vieles Ge„schrey, ohne schriftliches Gezänk, ohne persönliche „Verfolgung, ohne Wuth des Pöbels, ohne daß man „es gewahr wird, mit großen Schritten dem Ziele „seiner Vollkommenheit sich nähern.

„Ich ziehe aus demjenigen, was ich gesagt habe, „die Schlüsse: Daß der Niedrigste im Volk eben so „viel reine Religionskänntniß erhalten kann und „muß als der Vornehmste; daß, ihm diese reine Re„ligionskänntniß beyzubringen, nicht eben gänzli„che Verwerfung und Umschmelzung des gewöhnli„chen Systems, sondern nur behutsame verborgene „Reinigung desselben erfordert wird; Daß diese „stillschweigende Religionsverbesserung in jeder christ-

lichen

„lichen Religionssecte von jedem rechtschaffenen „Mann unbemerkt geschehen kann; Daß sie behut„sam und mit Weißheit unternommen, nie gefähr„liche Revolutionen veranlassen wird; Daß dem „Fürsten, wenn es wahr ist, daß gute Christen gu„te Bürger sind, daran gelegen seyn muß, wahre „Religionsverbesserung zu befördern; Daß er also „den freydenkenden Mann, der sich redlich an das „Werk wagt, von der Ketzermacherzunft nie unter„drücken lassen muß; Daß endlich alles dasjenige, „was in Ansehung der Religionsverbesserung auf „der Insel Felsenburg möglich geworden ist, unter „gewissen localen Abänderungen fast in jedem Lan„de, wo keine Inquisition über die Reinigkeit des „Glaubens wacht, möglich ist; Daß aber verbes„serte, auf alle Classen der Unterthanen des Staats „sich gleich erstreckende Erziehungskunst, hiervon „den ersten und festesten Grund abgeben muß.“

Sie werden also behaupten, fuhr ich fort, daß es auch in Europäischen Ländern, eben so wie hier, nützlich und möglich seyn würde, dem Vornehmen, wie dem Niedrigen, dem Reichen wie dem Armen, eine gleiche Erziehung zu geben? Eine Sache, welche den so heilsamen Unterschied der Stände, wo nicht ganz aufheben, doch wenigstens unmerkbar machen, den Adel, Bürger und Bauer unter einander mischen, und zu unzählichen Unordnungen Anlaß geben möchte. Was würde denn aus der Menge entbehrlicher Känntnisse, welche dem gemeinen Mann beygebracht werden sollen, weiter folgen, als

Stolz, Eigendünkel, halbverdaute Weißheit, Abneigung für die niedrigen Beschäftigungen des Lebens. Selbst diese Gleichheit des Standes, die unter den verschiedenen Classen Ihres Volks, durch die Gesetze, so sehr empfohlen und verbessert wird, ist vielleicht eine der auffallendsten Unvollkommenheiten Ihrer Colonie. Der Unterschied der Stände ist eine von Gott selbst bestätigte Ordnung. Der Adel und der Bauernstand muß in der großen Entfernung bleiben, in welche beyde Classen Natur und Gesetz zugleich gestellt haben. Der Adel ist die Grundfeste eines Staats und es kann für seine Erhaltung nicht genug gesorgt werden.

„Sie vermengen hier zwey sehr verschiedene Din„ge, antwortete der Regent, die auch ganz verschie„den beantwortet werden müssen. Die eine Frage „ist: Wird dem Landmann und dem niedrigen Bür„ger eine Vermehrung seiner Känntnisse nützlich „oder schädlich seyn? Die andere: Ist die Gleich„heit oder Ungleichheit der Stände der ursprüngli„chen Einrichtung der menschlichen Natur gemäßer, „und welche von beyden ist dem Menschen über„haupt nützlicher?

„Bey der ersten Frage, müssen noch viel Re„benumstände bestimmt werden, ehe sie genau „beantwortet werden kann. Wenn nicht Dumm„heit und Unwissenheit das glücklichste Loos „der Sterblichen seyn soll, so kann Aufklärung des „Verstandes und Verbesserung des Herzens, als „worauf alle Vermehrung der Känntnisse abzielt,

„für

„für jeden Menschen, den vornehmsten wie den nie-
„drigsten, ohnmöglich nachtheilige Folgen haben.
„Allein jede Känntniß, welche der Mensch sich er-
„werben will, muß seinem Fassungs- und Wirkungs-
„krais gemäß seyn. Wenn sie dem Landmann die
„Algebra lehren, so lehren Sie ihm etwas unnützes.
„Lehren Sie ihm theoretische Känntniß des Acker-
„baues, historische Känntniß der Astronomie, des
„Naturreichs, Geschichte der Religion und des Va-
„terlandes, so werden Sie sein Herz veredlen, und
„seinen Verstand für das Vaterland brauchbarer
„machen.

„Aber wie? wenn der Bauer gelehrter und klü-
„ger wird, als sein gestrenger Junker? Wird er so-
„dann diesen nicht verachten? Dieß wird er, und
„wird es mit Recht thun, wenn sein Junker ein
„Dummkopf bleibt. Warum blieb er die Schande
„seiner Classe, und hob sich nicht auch durch Fleiß
„und Adel der Seele zu dem Glanz empor, zu dem
„er sich heben konnte? Entgeht er übrigens auch
„wohl schon jetzt bey seinen verächtlichen Eigen-
„schaften dem unverfeinerten Witz seines Dörfgens,
„das seine Fehler, bey aller Plumpheit der Sitten,
„mehr als zu scharf einsieht? Fürchten Sie also nie,
„daß die Verfeinerung der Sitten des Landmanns,
„die Vermehrung seiner Känntnisse üble Folgen ha-
„ben wird. Ja, fürchten Sie noch weniger, daß
„diese Verfeinerung der Sitten, und Vermeh-
„rung der Känntnisse der niedrigen Classe der Men-
„schen in einem Staat jemals hoch ansteigen wird.

„Der Pfarr, der Schulmeister, der Gerichtshalter,
„der Einnehmer Landesherrlicher Gefälle, und na-
„türliche Trägheit werden mit vereinten Kräften zu
„einerley Zweck arbeiten, zu dem Zweck, daß der
„Bauer so dumm bleibt, als er gebohren war.

„Ich gehe zur andern Frage fort, von der na-
„türlichen Gleichheit und Ungleichheit der Menschen,
„und von dem Nutzen des Adels. Ich will Ihnen
„keine Roußeauische Predigt wiederholen, daß alle
„Menschen sich gleich sind, und daß Unterdrückung
„und andere Laster, die Ungleichheit unter ihnen
„eingeführt haben. Dieß ruft Ihnen die ganze
„Natur entgegen. Der Fürst und der Bettler sind
„sich gleich in der Geburt, im Tode und der Ewig-
„keit. Wer schuf die ersten Könige? Die Gewalt.
„und welche Mutter gebahr den Adel? Barbarey
„und Vorurtheil. Der Adel eines jeden Reichs
„nimmt seinen Anfang in den Zeiten der Rohigkeit
„und Unwissenheit. Es kann wohl jetzt in unsern
„freydenkenden Zeiten keinen Mann, der nicht ein
„Schmeichler oder ein Thor ist, geben, der einen
„besondern Adel des Geblüts vom Thron an, biß
„zum alten baufälligen Familienschloß, aus wel-
„chem der Stiftsfähige Besitzer ein Dutzend Bauern
„beherrscht, sich einbilden sollte, trotz alles desjeni-
„gen, was Herr Pastor Groß in Sophiens Reisen
„so nüchtern darüber philosophirt. Alle Vorzüge
„des Adels, sind Folgen der sorgfältigen Erziehung,
„dieser Erziehung, die alles aus dem Menschen, der
„kein Klotz ist, schnitzen kann, was sie will. Den

„Be-

„Beweis hiervon geben so viele verunglückte Ver-
„suche dieser Erziehung der Großen, die auch Band
„und Stern bißweilen dem blödesten Auge nicht
„verdecken können. Adel der Geburt war also bloß
„menschliche Erfindung. Aber ist sie deswegen eine
„schädliche Erfindung? Keinesweges. Die großen
„überspannten Begriffe, die man gemeiniglich in
„den Staaten mit den Vorzügen und der Vortref-
„lichkeit des Adels verbindet, sind das heilsamste
„und nützlichste Vorurtheil der Menschen. Es braucht
„keinen Geist des Montesquieu, um einsehen zu
„können, daß ein blühender Adel eines Landes, das
„Mark desselben ist, und ihm die nöthige Kraft zu
„allen großen und nützlichen Unternehmungen giebt.
„Er ist die sicherste Stütze wider den Despotismus
„und die Anarchie. Er verbreitet durch die ganze
„Nation lebendigen, thätigen Geist, edle Nacheife-
„rung rühmlicher Handlungen, Politur der Sitten;
„Er wird das Band zwischen Regenten und Unter-
„thanen. Allein dieser Adel muß sich nicht bloß
„auf das Zufällige der Geburt, er muß sich auf
„wahre Vorzüge der Seele gründen. Der Geist
„des Menschen strengt sich stets an, sich empor zu
„heben. Er bildet sich jederzeit gern, nach denen,
„die über ihn sind. Welches edle Feuer der Nach-
„ahmung kann also Verdienstvoller Adel in einer
„Nation entzünden! Es ist ein sicherer Schluß,
„daß, wenn der Adel einer Nation keinen Werth
„hat, die Nation selbst nicht viel taugt. Ich könn-
„te Ihnen Beyspiele aus der Geschichte anführen,
„wenn Sie nicht diese Beyspiele auf Ihren Reisen

„viel-

„vielfältig für Augen gehabt hätten. Es bleibt al-
„so die vorzügliche Pflicht eines Regenten, den Adel
„seines Landes besonders zu schützen, ihn aus je-
„der Schlafsucht zu wecken, und ihn zur Ehre, zur
„Tugend, zu jeder großen und edlen Handlung zu
„reizen und anzutreiben. Gleichheit der Stände,
„in den Staaten, wie sie jetzt sind, wäre das lä-
„cherlichste und nachtheiligste Ding, das man sich
„denken könnte, und Nachbar Andreas Bodenstein
„wäre zu seiner Zeit kein größrer Narr gewesen, als
„es jeder anderer zu unserer Zeit seyn würde, der
„mit Quackerischem Stolz alle Menschen duzen und
„den Unterschied der Stände aufheben wollte.

„Gleichwohl werden Sie sagen, haben Sie die-
„sen Adel aus Ihrer Colonie ganz verbannt, und
„alle Classen des Volks unter sich völlig gleich ge-
„macht? Vergessen Sie aber nie, daß wir ein be-
„sonderer Staat, ein eigentlicher Familienstaat sind,
„daß wir uns als Kinder eines Vaters und also,
„alle als Brüder ansehen, daß wir nie Adel unter
„uns gehabt haben, und daß wir ihn bey unserer
„Originalen Einrichtung nicht nöthig hatten. Hät-
„ten ich oder mein Vorfahr diesen Adel hier gefun-
„den, so hätten wir ihn ganz gewiß gelassen, wie er
„war. Eine andere Richtung hätten wir ihm ohn-
„fehlbar gegeben, als er in Europa hat, und ha-
„ben muß, vielleicht diejenige, die er in China hat.
„Ich selbst hab' es für nützlich gehalten, den Adel
„des Verdienstes einzuführen. Der Thor und der
„Weise, jeder hat seinen Flitterstaat, mit dem er

sich

„sich gerne putzt. Vielleicht ist übrigens die Ent-
„behrung des Adels das einzige, was auf der Insel
„Felsenburg allein möglich und nützlich, in jedem
„andern Lande aber unmöglich seyn würde.“

Aber, warf ich ihm ein, werden Sie auch so leicht den gelehrten Adel entbehren können. Ich meine jene großen seltnen Genies, die sich, gleich dem Adler der Sonne, der Unsterblichkeit des Namens und der Bewunderung der Nachwelt entgegen schwingen, jene tief denkende Geister, für welche die Natur nichts geheim halten kann, die eben so leicht auf dem Grunde des Meeres in dem Bauch der Erde als unter den Fixsternen wandeln, die alles kennen, es müßte denn ihr eignes Selbst seyn, das ihnen verborgen bliebe, jene göttlichen Dichter, die nur in Jahrhunderten gebohren werden, jene Amphions, welche Thiere bändigen, jene Garricks, auf deren Wink Sie lachen, oder weinen müssen. Mich dünkt, Künste und Wissenschaften finden hier keinen Boden, in welchem sie außerordentlich fortkommen möchten! Ein einzelnes Land ist überhaupt für einen großen schöpferischen Geist zu klein. Und auf ihrer Insel wird er auch weder Belohnung noch Aufmunterung genug finden. Er ist noch überdieß allhier zu sehr durch die Fesseln der Erziehung, der Einförmigkeit der Sitten, durch den Mangel an guten Mustern gebunden, als daß man was großes von ihm erwarten könnte. Diesen Vorzug müssen Sie doch wenigstens den Europäern zugestehen, daß Sie Ihr Volk an Liebe zu den Künsten und Wissenschaften übertreffen.

„Ich

„Ich hoffe, erwiederte er, daß Sie uns durch „das, was Sie sagen, nicht den Vorwurf machen „wollen, daß wir Künste und Wissenschaften nicht „schätzen. Dieß kann nur eine ganz rohe Nation. „Sie sehen selbst die Achtung, in welcher der Künst„ler und der Gelehrte bey uns steht. Er wird ge„ehrt und belohnt. Indessen ist es wahr, wir schä„tzen die Producte seines Geistes nicht anders, als „nach dem Grade, nach welchem sie unserer bür„gerlichen Gesellschaft nützlich und brauchbar sind. „Ich gestehe Ihnen auch ein, daß große seltne Gei„ster der gelehrten Republick in unserm Lande nicht „leicht reifen werden. Wir verlieren hierbey indes„sen nichts, da es uns nie an Gelegenheit mangelt, „uns die seltensten Werke des Europäischen Ver„standes und Witzes zu Nutze zu machen, und fast „sind sie die einzige Waare, die bey uns frey einzu„führen vergönnt ist.

„Allein diejenigen Künste, die Sie bey uns am „meisten vermissen werden, sind die so genannten „schönen nachbildenden Künste. Musik ist die einzige „Gattung dieser Künste, welcher wir so viel Voll„kommenheit zu geben suchen, als es uns möglich „ist. Die Dichtkunst hat bey uns weiter keinen vor„züglichen Werth, als in so fern sie sich mit dem „Lobe Gottes beschäftiget, und uns zur Verbesse„rung unserer kirchlichen Gesänge nützlich ist. Wir „sind nicht so ungerecht, daß wir mit Malherben „dem Dichter in einer Republick keinen höhern Rang, „als den eines guten Kegelspielers anweisen sollten.

„Allein

„Allein wir halten dafür, daß die Zeit und die Mü-
„he, welche der Dichter auf die Vervollkommung
„seines dichterischen Geistes wenden muß, edler und
„besser zum Vortheil der Mitbürger hätten können
„angewendet werden, und daß die Abneigung, wel-
„che die stolze Muse ihren Liebhabern für andere Be-
„schäftigungen des bürgerlichen Lebens einpflanzt,
„ihn zum Dienst des Staats unbrauchbar macht.
„Dramatische Dichtkunst und Schauspielkunst sind
„bey uns ganz untersagt, nicht aus dem Grunde,
„weil wir sie für sündlich halten, sondern weil sie
„die Leidenschaften des Jünglings zu stark erschüt-
„tern. Zur Anreitzung für die Tugend ist diese
„Erschütterung der Leidenschaften zu schwach und
„überhaupt taugt eine Tugend aus Leidenschaft er-
„zeugt, nichts. Zum bloßen Vergnügen ist die durch
„die Schauspielkunst verursachte Erschütterung der
„Leidenschaften zu stark, und hinterläßt mehr schlim-
„me, als gute Eindrücke. Zur Mahlerey sind wir
„zu arm, und ein großer Mahler lief Gefahr un-
„ter uns zu verhungern. Da unsere ganze Natio-
„nalerziehung darauf eingerichtet ist, uns zu brauch-
„baren, nützlichen, nicht zu glänzenden, unterhal-
„tenden Menschen zu machen, da wir fest glauben,
„daß wir in unserm Zubereitungsstand für die
„Ewigkeit nicht sorgfältig genug seyn können, je-
„des Hinderniß von uns zu entfernen, das uns
„von der Aufmerksamkeit auf unsere künftige Be-
„stimmung abziehen möchte, so entbehren wir alle
„diese Reitze, welche diese schönen Künste unserm ge-
„sellschaftlichen Leben mittheilen würden, gern, über-

zeugt,

„zeugt, daß uns ihre Entbehrung durch solide Vortheile ersetzt wird. Freylich werden wir also in der Geschichte der Litteratur keine Epoche machen, wir werden keines Weges die ersten Schöpfer eines empfindsamen Jahrhunderts seyn, ja wir möchten wohl so gar dem übeln Ruf einer unpolirten barbarischen Nation nicht ganz entfliehen können. Allein wenn auch unsere Insel nicht von Schriften in empfindsamen Menschen-Ton geschrieben wimmelt, so werden Sie doch bey uns Handlungen genug, die in diesem empfindsamen Menschen-Ton verrichtet werden, wahrnehmen, und Sie wissen alles, was wir thun, hat mehr Handlung als Schein zur Absicht.“

Und gleichwohl sprach ich, verabsäumet ihre Colonie bey allen ihrem großen Hang zu soliden Handlungen, eine der wichtigsten, ihren bürgerlichen Wohlstand durch einen blühenden ausgebreiteten Handel zu befestigen, und Sie selbst haben diese Verabsäumung sogar zum ausdrücklichen Gesetz gemacht.

„Die Ursachen, versetzte der Regent, aus welchen dem auswärtigen Handel der Colonisten so enge Gränzen gesetzt worden sind, werden Ihnen aus unsern Gesetzen hinlänglich bekannt seyn. Wenn wir den benachbarten Pflanzorten der Europäischen Nationen völlig unbekannt, und von der Ansteckung der bey ihnen gewöhnlichen Laster hinlänglich gesichert seyn wollten, so war kein an-

„der

„der Mittel übrig, als daß aller Ungang mit ihnen „ganz abgeschnitten wurde. Ueberdieß sind wir bey „allem innrem Reichthum gegen andere Völker ein „armes Land; der Gewinn, den wir aus den we„nigen auszuführenden Producten ziehen würden, „würde nie dem Verlust, den uns die Ausbreitung „des Handels zugezogen hätte, das Gleichgewicht „gehalten haben. Unsere auszuführenden Producte, „wären etwan Reiß, Baumwolle, Indianische Zeu„ge aus den Fabricken unserer Gentoos und allen„falls etwas Zucker gewesen. Wie viele Zweige „des Luxus würden durch diesen Handel nicht bey „uns bekannt geworden seyn, von denen wir jetzund „fast gar nichts wissen. Unsere Damen würden „nach seidnen Stoffen, und Juwelen, nach präch„tigem Hausgeräthe, Dinge, die sie alle jetzund sehr „gern entbehren, lüstern geworden seyn, unsere „Männer würden sich in weitläuftige Handelsspe„culationen vertieft, und sich dadurch entweder zu „Grunde gerichtet haben, oder wenn sie glücklich „gewesen, Geitzige, Schwelger, Unterdrücker der „Armen geworden seyn. Mit jedem Anwachs un„serer Reichthümer würden unsere Bedürfnisse ge„wachsen seyn; und was würden sie uns denn am „Ende genutzt haben, uns die wir durch sie den „Eroberungsgeist niemals würden unterstützt ha„ben? Vielleicht wäre unser schädlicher Durst nach „Gewinn so gar die Schlinge gewesen, worinn ein „mächtiger und schlauer Nachbar, der auf uns auf„merksam geworden wäre, uns gefangen hätte, und „wir hätten thöricht genug dem Schattenbild des

„Ueberflusses unsere Freyheit, unsere Zufriedenheit,
„und kurz, alle wahre Glückseeligkeit des Lebens
„aufgeopfert.

„Kommen Sie überhaupt von dem Vorurtheil
„Ihrer meisten Europäischen Statisticker zurück,
„daß Luxus und ausgebreiteter Handel die sichersten
„Merkmale eines blühenden Staats sind. Dieser
„blühende Staat, kommt mir eben so vor, wie die
„Blätterreiche Rose, welche stolz da hängt, und an
„deren innern Säften bereits der Wurm nagt. Es
„giebt kein allgemeines sicheres Merkmal, daß ein
„Staat innre Kraft hat, als die Menge seiner freyen,
„zufriednen, wohlgenährten Bürger.

Und unsere großen mächtigen Europäischen Handelsstaaten, was sagen Sie zu diesen? Wollten Sie ihnen wohl blühende Macht und Uebergewicht über die andern Nationen absprechen?

„Eben so wenig, als ich behaupten könnte,
„daß in einem königlichen Pallast weniger Pracht,
„weniger Zierde der Baukunst herrsche, als in dem
„mit Verstand und weiser Absicht gebauten Wohn-
„haus eines Privatmanns. Wird denn aber hier-
„aus folgen, daß der königliche Pallast dauerhaf-
„ter ist, und länger stehen muß, als das Haus des
„Privatmanns? Gehen Sie einmal die Geschichte
„durch, und sehen Sie, ob nicht alle Handeltrei-
„bende Nationen eher und geschwinder zu Grunde
„gegangen sind, als diejenigen Völker, die diese

„Quelle

„Quelle des Reichthums nicht nutzen konnten. Bey „der weitern Entwickelung der Ursachen, warum „dieß erfolgt ist, kann ich mich itzt nicht aufhalten. „Erwägen Sie ferner, daß alle die Nationen, die „durch den Handel groß und reich geworden sind, „in ihrem moralischen Character dadurch nichts ge„wonnen, sondern jederzeit verloren haben. Heben „Sie bey den Phöniciern an, und hören Sie bey „der Nation, die itzt die mächtigste unter den han„delnden Nationen ist, auf, und führen Sie mir „eine einzige Ausnahme gegen meine Regel an, „wenn Sie können. Es ist also eine sehr feste „Wahrheit, daß der durch Handel erworbene Reich„thum, die einzige Absicht bey allem Handel, eben so „wenig die Kraft eines ganzen Staats ausmacht, „als er einen einzelnen Privatmann, wenn er sonst „keinen Werth hat, verehrungswürdig machen „kann.

„Wird denn also der Handel einem Staat schäd„lich seyn, und wird er also als eine schädliche „Wurzel, die bittere Früchte trägt, ganz auszuro„den seyn?

„Ich werde nie ein Verfechter der Paradoxen „seyn, und behaupte also auch dieß nicht. Aber, „was einem Staat nützlich seyn kann, ist deswegen „auch nicht dem andern heilsam. Wenn jeder Kö„nig von Yvetot, der über ein zwey Spannen lan„ges Land zu gebieten hat, mit Handelsprojecten „schwanger geht, wenn er seine Hand voll Unter-

„thanen bey ausländischen Fabriken und Manufa-
„cturen verhungern läßt, anstatt daß er dafür sor-
„gen sollte, daß sein Volk hinlänglich Korn und
„Erdöpfel anpflanzte, wenn er auf seinem Flüßgen
„auch einen Kahn baut, um an dem Seehandel
„Antheil zu nehmen, so ist dieß doch wahrlich die
„lächerlichste Thorheit, auf die der Mensch fallen
„kann. Wenn man ferner in größern Staaten
„alle Glückseeligkeit des Landes, auf den Wachs-
„thum des Handels einschränkt, und die Beförde-
„rung des Ackerbaues, die wahre Quelle des inn-
„ländischen Reichthums vernachlässiget, wenn end-
„lich der mildeste Landesvater selbst, es sey offen-
„bar oder verdeckt, Kaufmann wird, und alle
„Handlungszweige zu Monopolien macht, wenn
„endlich die Handlungsbilanz niemals geprüft, und
„ob Gewinn oder Verlust aus dem Umtrieb der frem-
„den und innländischen Producte entstehen, unter-
„sucht wird, so kann ich unmöglich glauben, daß
„auch dieß größre Land durch den Handel viel wahre
„Vortheile gewinnt. Alles dieß soll keine theoreti-
„sche Grundsätze über den Handel, sondern bloß
„Erläuterungen enthalten, wie mißlich der Schluß
„ist, welcher von dem Betrieb des Handels auf die
„innre Stärke des Staats gemacht wird. Verges-
„sen Sie hierbey nie, daß ich itzt blos von dem
„auswärtigen Handel rede. Der innerliche Han-
„del, die Bearbeitung der eigenen rohen Producte,
„und die Erleichterung ihres Absatzes kann nie ge-
„nug begünstigt werden; Nur muß er stets in geho-
„rigem Verhältniß mit den übrigen Nahrungszwei-

gen

„gen stehen. Freyheit, Beförderung der Industrie „werden ihn nähren, und der Regent hat nur da„für zu sorgen, daß die Ausfuhr der innländischen „Producte nicht die Lüsternheit nach entbehrlichen „ausländischen Waaren nach sich ziehe.

Die Unterredungen, die ich mit dem Regenten hatte, fielen jederzeit auf Materien von dergleichen Innhalt. Ich gab mir mit Fleiß alle mögliche Mühe, Einwürfe gegen die auf der Insel getroffene Einrichtung zu machen, weil ich ihn diese Einwürfe nie beantworten hörte, ohne Belehrung zu erhalten. Je mehr ich stritt, je mehr überzeugte mich seine Antwort. daß ein Staatsgebäude, gegründet auf ungeheuchelte Ausübung reiner, unverfälschten christlichen Religion, auf sorgfältige Erziehung der Jugend, auf Fleiß und Mäßigkeit des Bürgers gewiß das sicherste sey, das die Politik aufzuführen vermögend ist, und daß, wenn Gott den Juden verheißt, daß sie ein glückliches blühendes Volk seyn sollen, so lange sie seinen Gesetzen folgen, solches gewissermaßen eine Verheißung für jedes christliche Volk ist, welches sich nicht blos mit dem Nahmen begnügt, sondern welchem das Christenthum im Ganzen ist, was es jedem einzelnen Mann seyn muß, Ausübung und Thätigkeit.

Meine Ueberzeugung dürfte indessen nicht die Ueberzeugung eines jeden andern Lesers seyn. Vielleicht ermüdet das Wenige, was ich davon gesagt habe schon zu sehr. Ich breche also ab, und ver-

tausche die Freude, ein Volk von Christen, welches sich als Bruder liebt, so viel Gutes thut, als es thun kann, und in welchem jeder Bürger seiner angebohrnen Würde bewußt, von dem Menschen im Staube, bis zur Vollkommenheit des Engels sich nach und nach emporhebt, die Freude, dieß große und edle Volk gesehen zu haben, nicht mit dem Vergnügen, welches mir eine Reise nach dem Laster und Alterthumreichen Italien, nach dem schimmernden entnervten Frankreich, nach dem im Dampf der Steinkohlen und Vorurtheile verhüllten Engelland hätte gewähren können.

Ich bin zu voll von diesem meinem Lieblingsvolk, als daß ich nicht noch einige Skizen seiner Sitten und Gebräuche entwerfen sollte. Der Leser wird sie in den folgenden Abschnitten finden.

Der

Der funfzehnte Abschnitt.

Politische Verfassung der Colonie. Allgemeine Grundsätze des Staatsrechts eines jeden Landes. Ihre Anwendung auf das politische System der Insel. Tribunen des Volks. Landescollegia. Etwas über die Verminderung der gerichtlichen Instanzen. Medicinalrath. Von der Entbehrlichkeit des geistlichen Gerichts. Noch verschiedene andere Mängel der Felsenburgischen Statistik.

Ueber keinen Gegenstand ist wohl jemals mehr geschrieben worden, als über die möglichen Vollkommenheiten und wirklichen Mängel der politischen Verfassung der Staaten. Herrschsucht und natürlicher Hang des Menschen zur Freyheit haben fast in jedem Staat in unaufhörlichem Streit gelegen, das System der politischen Verfassung, den eigenen Vortheilen gemäß, zu bilden, und Politik und gesunder Menschenverstand sind nur bisweilen so glücklich gewesen, die durch diesen Streit so leicht entstehende Anarchie in die Gränzen einer erträglichen Ordnung einzuschränken. Aber noch öfterer war, leider! kein Damm stark genug, den alles unterdrückenden Despotismus, aufzuhalten, und keine Vernunft hatte Macht genug, der Gesetzlosen ungezähmten Freyheit eines rohen ungebildeten Volkes Zaum und Gebiß anzulegen.

Kein Gegenstand verdient es aber auch gewiß mehr, von den aufgeklärtesten, scharfdenkendsten Köpfen untersucht, und bis auf die schwächste Fi-

ber anatomirt zu werden, als die große, wichtige Frage: Unter welcher Regierungsart lebt der Mensch am glücklichsten, im Genuß seiner Rechte am ungestörtesten, und zu Ausübung seiner Pflichten am sichersten? Hängt nicht das Glück der unzählbaren Millionen Menschen, welche den Erdkreis bewohnen, von den richtigen Bestimmungen dieser Frage ab? Dank sey es also allen den großen Männern, welche vom Vater Aristoteles an, bis auf den Montesquieu und die Amerikanische Revolution über die beste Art ein Land zu regieren und seine Einwohner glücklich zu machen, so viel Vortreffliches geschrieben haben. Möchte nur der tauffendste Theil von dem vielen Guten, das sie dachten und schrieben in der Staatsverfassung der Länder wirklich zu finden seyn, wie viel Glück würden sie auf dem Erdboden verbreitet haben. Daß dieß nicht ist, ist freylich nicht ihre Schuld. Indessen ist die Stimme derjenigen, welche unter dem Druck der politischen Verfassung ihres Landes, in allen Winkeln der Erde, von dem sklavischen Ganges an, bis zur freyen Themse seufzen, zu laut, daß sie uns nicht überzeugen sollte, daß sich ein vollkommner wohleingerichteter Staat denken, aber nie realisiren lasse, und daß die beste Staatsverfassung diejenige sey, welche die wenigsten und erträglichsten Mängel hat.

Es geziemt uns nicht, den hohen Flug eines Montesquieu zu nehmen, die verschiedenen Regierungsformen gegen einander abzuwägen, und zu

bestim-

bestimmen, welche dem Clima, der Religion, dem Nationalcharacter, der physischen Beschaffenheit des Landes, selbst der Luft, bey dieser oder jener Nation am angemessensten seyn möge, und aus diesen spitzfindigen Untersuchungen zu entscheiden, welche Regierungsform auch für die Insel Felsenburg die bestmöglichste gewesen seyn würde. Wir lassen den Republikaner, den Vertheidiger der Monarchie, den Liebhaber der gemischten Regierungsform, ihren Streit ungehindert fortsetzen, ohne uns in ihre Fehde zu mengen, und begnügen uns bloß, mit aller Treue eines sorgfältigen Geschichtschreibers, dasjenige zu erzählen, was wir von der auf der Insel eingeführten Regierungsform wahrgenommen haben, ohne zu behaupten, daß sie die vollkommenste sey, welche der menschliche Verstand sich ausdenken konnte. Wir können uns die Mühe einer weitläuftigen Entwickelung der Sache ersparen, wenn wir dem Leser einige Stellen desjenigen Entwurfs der künftigen Regierungsform vorlegen, welchen Albert Julius III. bey der eben erzählten Staatsrevolution, vor seiner Erhebung zur Regentschaft, auf Verlangen der Nation aufgesetzt und der zu diesem Geschäft niedergesetzten Commission zur Prüfung vorgelegt hat.

„Es giebt, sagt Albert Julius, so viel mögliche „Regierungsarten, als es mögliche Reiche in der „Welt giebt. Keine ist der andern gleich. Jede „hat ihre Vollkommenheiten und ihre Mängel. „Außer der Monarchischen, Republikanischen und

„gemischten Verfassung lassen sich noch eine Menge „anderer Gattungen denken. Die vollkommenste „Staatsverfassung würde freylich diese seyn, wo „alle Kräfte des Staats die stärkste Wirksam„keit zu vereinigter Beförderung des allgemeinen „und des besondern Besten eines jeden einzel„nen Bürgers zeigen könnten. Eine dergle„chen Verfassung würde weder vom Clima „oder andern Localumständen der Nation, son„dern bloß von dem höhern Grad der Voll„kommenheit ihres sittlichen Charakters abhän„gen. Der weichliche Asiate wäre ihrer eben „so wohl als der abgehärtete Nachbar des Nord„pols fähig. Tugend ist nicht an einen besondern „Erdstrich gebunden. Ihr Saame keimt unter je„dem nördlichen oder südlichen Grade. Daß die Er„fahrung dagegen Einwendung zu machen scheint, „dieß ist nicht eine Folge von der Natur der Sache, „sondern von hundert andern zufälligen Ursachen, de„ren Aufsuchung hieher nicht gehört. Ohne höhere „Vervollkommung des Menschen selbst wird auch „jede Vollkommenheit der politischen Regierung stets „ein frommer Wunsch bleiben. Laßt uns indessen „diesem Traum nicht länger nachhängen, sondern „unsere Aufmerksamkeit auf diejenige Verfassung „richten, welche unserer kleinen bürgerlichen Gesell„schaft die vortheilhafteste seyn möchte. Wenn „wir die drey Hauptsätze als wahr und richtig an„nehmen: Daß jeder Mensch, der in eine bür„gerliche Gesellschaft tritt, von seinen natürlichen „Rechten, so wenig als möglich aufzuopfern ge-

son-

„sonnen ist: daß er selbst dieses Opfer seiner na-
„türlichen Rechte nie thut, als, um größere
„Vortheile zu erlangen, als er verliert: daß
„er sich mit den übrigen Mitgliedern der
„Gesellschaft durch ein noch weit genaueres
„Familienband vereiniget, als dasjenige war,
„so ihn mit dem ganzen Menschengeschlecht
„überhaupt verknüpft: So haben wir den
„einfachsten und richtigsten Wegweiser, dem
„wir bey der neuen Einrichtung unsers kleinen
„Staats folgen müssen, wenn wir glücklich
„seyn wollen. Wir, ein kleiner Theil der gro-
„ßen Familie Gottes, der er diese Welt
„eine Zeit lang zu bewohnen angewiesen hat,
„wir vereinigen uns durch noch engere Bande,
„Brüder und Theilgenossen einerley Schicksals
„zu seyn. Wir müssen also mit vereinigten
„Kräften zu einerley Zweck, zu unserer allge-
„meinen Glückseeligkeit arbeiten. Wir wür-
„den nur eine hülflose verwayßte Familie seyn,
„wenn wir nicht unter der Leitung eines wei-
„sen Vaters stünden, der unsere Schritte lei-
„tet, wenn wir von dem vorgezeichneten Wege
„abweichen. Würden wir diesen Regenten und
„Führer, Kayser, König, Selbstherrscher, Großsul-
„tan nennen, so würde dieß alles ein elender Klang
„seyn, gegen den zärtlichen Namen Altvater, mit
„welchem wir bisher unsere Regenten beehrt haben.
„Laßt uns also unser glückliches Familiensystem bey-
„behalten und nur die dabey eingerissene Fehler ver-
„bessern. Keine Regierung ist so ruhig und sicher,

„als diejenige, welche den Händen eines einzigen „weisen edeldenkenden Mannes anvertraut ist. „Laßt euch nicht die scheinbare Republikanische „Verfassung blenden. Sie ist nichts, als verschleyer„ter Despotismus, welcher die Menge zum Opfer „einiger wenigen macht. Schrecklich sind die Er„schütterungen, wenn die betrogene Menge erwacht, „und den Despoten den Schleyer abreißt. Wol„tet ihr wohl lieber Venetianische Republikaner als „Sklaven des Großsultans seyn? Unser Haupt „sey also ein einziges, aber es sey unser Vater, kein „Despot, kein willkührlicher Beherrscher. Laßt uns „aber auch unserm guten Vater nie die Hände bin„den, die die Kinder erst auflösen müssen, wenn er „ihnen Gutes thun soll. Er muß unumschränkt „handeln können, wenn er Gutes stiften will. Nur „wenn er den ehrwürdigen Nahmen Vater verges„sen, und das Verhältniß zwischen Herr und Knecht „einführen will, dann laßt uns die Stimme der „natürlichen Freyheit, die uns Gott verliehen hat, „erheben. Aber nie müsse diese Freyheit der Vor„wand seyn, unsere Privatvortheile zu verstecken; „Sondern laßt uns stets eingedenk seyn, daß wir, „als Brüder, nur einerley Vortheile haben, daß „wir diesen Vortheilen gern unsere natürliche Frey„heit aufopfern und uns nur diejenigen besondern „Rechte vorbehalten müssen, die auf die bürgerliche „Gesellschaft keine Beziehung haben.

Albert Julius fährt in dem Folgenden fort diese Regeln auf die einzuführende Verfassung anzuwen-

den,

den, und nach solchen den Abriß des zu errichtenden Staatsgebäudes zu entwerfen und dieser Abriß ist auch wirklich von dem Volk angenommen und bestätiget worden. Nach seinem Entwurf ist der Altvater und Regent uneingeschränkt in allen seinen Handlungen. Alles geschieht durch ihn und in seinem Namen, und er giebt Niemanden von dem, was er thut, Rechenschaft, als Gott und seinem eigenen Gewissen. Er übt die gesetzgebende und vollziehende Macht allein aus, allein er ist bey dieser Ausübung gewissen Regeln unterworfen, von welchen er nie abweichen kann. Er kann Verordnungen und Gesetze machen, wie er will, wenn sie nur darauf abzielen, das Gute zu befördern, das durch die einmal angenommene Verfassung befördert werden soll. Allein er kann, ohne Beytritt des ganzen Volks und ihrer Repräsentanten, der 10 Stammväter kein Gesetz geben, welches diese Verfassung nur im geringsten abändern würde. Er kann ferner ohne Beytritt dieser Stammväter, nie neue Abgaben machen, oder die bewilligten zu andern Zwecken bestimmen, als zu denenjenigen, zu welchen sie von der Nation bestimmt sind. Er ist verbunden, die Vorstellungen der Stammväter gegen jede Verordnung, die er macht, anzuhören, wenn sie solche zu thun für nöthig finden. Er kann sie verwerfen, wenn sie nicht die Aufrechthaltung der einmal eingeführten Verfassung betreffen. Sucht er aber diese über den Haufen zu werfen, oder vergißt sonst seine Pflicht als Regent gänzlich, so sind die Stammväter berechtigt, ihm durch einmüthig

gefaß-

gefaßten Entschluß den Gehorsam aufzukündigen, und ihn seiner Würde für verlustig zu erklären.

Es ist im Vorhergehenden bereits gesagt worden, daß die Würde des Altvaters nie erblich ist. Sie ist sogar an ein gewisses Alter gebunden, und es ist Niemand vor dem zosten Jahr sie zu erlangen fähig. Das Wahlrecht besitzen die Stammväter der zehn Stämme, und zu einer rechtmäßigen Wahl werden jederzeit sieben Stimmen erfordert. Die höchste Gewalt hingegen, während erledigter Regierung gehört dem Rath der Aufseher des allgemeinen Bestens. Die Vorrechte des Altvaters und Regenten selbst vor andern Bürgern bestehen nicht sowohl in einem glänzenden Hofstaat und reichlichem Einkommen als in der größern Gewalt Gutes zu thun und Freude und Glück über eine Menge Menschen zu verbreiten. Das äußerliche Kennzeichen seiner Würde ist eine goldene Sonne, die er auf der Brust führt, und seine häußliche Einrichtung ist wenig von der eines jeden andern wohlhabenden Bürgers unterschieden. Kein Volk haßt den äußerlichen Pomp mehr als dieses. Wie können zufällige äußerliche Dinge, sagen sie, dem Menschen einen Werth geben, der keinen innerlichen Werth hat? Dieser Regent zieht seinen Unterhalt, größtentheils aus seinen eigenen Stammgütern, und wenn diese nicht zureichen, aus gewissen ihm bestimmten Einkünften des Staats.

Die strafende Gewalt übt er ohne alle Einschränkung aus, allein alle Strafen sind gelind, so selten

als

als möglich, und tragen mehr das Kennzeichen väterlicher Züchtigungen, als einer despotischen Gewalt an sich. Das Leben des Bürgers, die gänzliche Beraubung seines Eigenthums, der Verlust seiner Freyheit hängen indessen nie von der bloßen Willkühr des Regenten, sondern von dem ausdrücklichen Buchstaben des Gesetzes ab, der solche nur in sehr wenigen Fällen zur Strafe großer außerordentlicher Verbrechen bestimmt. Der kurze Innbegriff der höchsten Gewalt schränkt sich überhaupt vorzüglich darauf ein, daß der Regent ungehindert so viel Gutes thun kann, als er will, aber so wenig Böses als möglich, weil er in dem Remonstrationsrecht der Stammväter sich den stärksten Damm entgegengesetzt sieht.

Es ist schon oben gesagt worden, daß die ganze Colonie sich in zehn Stämme theilt, die von den ersten Anpflanzern derselben ihre Benennung erhalten haben. Jeder Einwohner wird zu einem von diesen Stämmen gerechnet, es sey nun, entweder nach dem Band der Blutsverwandschaft, oder der bloßen politischen Verbindung. Jeder Stamm wählt sich seinen Stammvater, oder seinen Repräsentanten. Diese stellen gleichsam die Tribunen der Nation vor, und haben die Sorge auf sich, daß die Rechte und Freyheiten ihres Stammes nicht gekränkt und unterdrückt werden. Ihr wichtigstes Vorrecht besteht in dem Recht, dem Regenten bey gesetzwidrigen Handlungen Vorstellung zu thun, welche Vorstellung er schlechterdings anzuhören

schuldig

schuldig ist, und in dem Recht, die Stämme zu Fassung eines Nationalschlusses zusammenzurufen. Da sie indessen nie einen Antheil an der Staatsverwaltung haben, auch nie einzeln, eine Handlung des Regenten zu verhindern vermögend sind, so können sie auch nie weder dem Regenten noch dem Staat gefährlich werden. Nur alsdenn, wenn alle zehn einstimmig sind, daß diese oder jene Unternehmung des Regenten, die einmal eingeführte Verfassung untergrabe, und der Regent auf ihre Vorstellung nicht achten will, haben sie das Recht, die Sache der allgemeinen Versammlung des Volks vorzutragen, und solcher die Beurtheilung ihres Verfahrens zu überlassen. Uebrigens haben sie auch noch Sorge zu tragen, daß die zu jedem Stamm gehörigen Grundstücke nicht zu andern Stämmen gezogen, und unter die Glieder jeden Stammes nicht zu ungleich vertheilt werden. In den alljährlichen Versammlungen der Stämme lieget ihnen die Direction der Geschäfte ob, und jeder Umstand, welcher auf das Beste oder den Nachtheil ihres Stammes abzielt, ist ihrer Aufsicht unterworfen.

Das oberste Collegium, welches unter der Leitung des Fürsten die Angelegenheiten des Staats besorgt, ist der Rath der Aufseher des allgemeinen Bestens. Ihre Anzahl ist unbestimmt, nachdem es viel oder wenige Personen giebt, die zu dieser Würde die erforderlichen Eigenschaften haben. Sie werden aus den weisesten, frömmsten und rechtschaffensten Männern der Nation und gemeiniglich aus der Zahl der

Sit=

Sittenrichter ausgewählt. Der Staat besoldet sie reichlich, wenn sie nicht selbst hinlängliches eigenes Vermögen haben. Alles, was nur irgend auf einige Art das Beste des Vaterlandes angehen kann, ist der Gegenstand ihrer Berathschlagungen und ihrer Arbeiten. Sie sind gleichsam der Geheime Rath des Regenten. Sie thun ihm Vorschläge zu Beförderung der vaterländischen Wohlfahrt, sie unterstützen ihn mit ihrem Rath, wenn er ihn verlangt, aber sie sind nie Stellvertreter eines müßigen Fürsten, die in seinem Namen thun, was sie wollen, ohne daß er etwas davon erfährt, damit er indessen, unbeschwert von Geschäften, seinen Lieblingsbeschäftigungen in ruhigem Schlummer nachhängen kann. Sie haben das besondere Vorrecht, daß die Wahl ihrer Mitglieder nicht von dem Willen des Regenten, sondern von ihnen selbst abhängt, weil, wie das Gesetz sagt, so ihnen dieses Vorrecht zugesteht, zehn weise und rechtschaffne Männer, den Werth eines verdienstvollen Mannes richtiger beurtheilen können, als ein einzelner Mensch. Nach dem Tode des Fürsten führen sie die Regierung des Staats, aber nur ein halbes Jahr. Wird innerhalb diesem Zeitraum die Wahl eines neuen Altvaters nicht beendiget, so fällt diese Regierung den zehn Stammvätern zu, und diese würden mit jenen von halben zu halben Jahren mit Verwaltung des Staats so lange abwechseln, bis der erledigte Stuhl des Regenten hinwiederum besetzt ist.

Die Sittenrichter, von welchen schon oben ausführlicher geredet worden ist, sind dem Rath der

Aufseher des allgemeinen Bestens untergeordnet, und sie sind diesem von ihren Handlungen Rechenschaft zu geben schuldig. In jeder Stadt und in jedem bestimmten Landdistrict sind drey derselben angestellt. Der Einfluß, den ihr Amt auf die Sitten der Nation hat, ist außerordentlich. Guter Ruf und Beyfall der Rechtschaffenen gehören zu den vorzüglichsten Gütern, deren Besitz einem Felsenburgischen Bürger kostbar ist. Der Tadel des Sittenrichteramts ist ihm die empfindlichste Strafe, die ihn treffen kann. Zu welcher Würde des Menschen muß sich eine Nation empor geschwungen haben, die dieses Lob und diesen Tadel zu empfinden fähig ist! Wie wenige dem Laster feile Seelen müssen in solcher zu finden seyn! Es versteht sich, daß die Sittenrichter die untadelhaftesten Männer des Volks seyn müssen. Wer andere tadeln will, muß natürlich selbst tadelfrey seyn. Man hat kein Beyspiel, daß sie jemals in ihren Aussprüchen partheyisch gewesen wären. Ein Ruhm, welcher wenig Richterstühlen eigen seyn möchte. Die Candidaten dieser Würde schlägt der Rath der Aufseher des allgemeinen Bestens vor, und der Gewählte kann diese Würde nicht, ohne die wichtigsten und in die Augen fallenden Gründe ablehnen, wenn er nicht die Censur eines für sein Vaterland unthätigen und nachlässigen Bürgers sich zuziehen will. Alle halbe Jahre üben sie ihr Amt in öffentlicher Versammlung des Volks aus, und lassen die Bürgerrollen ihres Districts mit der von ihnen bemerkten Censur ablesen. Dieser Tag der Verlesung ist ein wichtiger

Tag

Tag für die Einwohner der Stadt, oder des Districts, wo sie geschieht. Jeder geht freudig oder traurig aus der Versammlung weg, nachdem sein Name entweder mit Lob oder Tadel bemerkt gewesen, oder ganz verschwiegen geworden. Nur selten ist der Fall, daß der Tadel keine Besserung für die Zukunft bewirkt. Dem Spötter mag diese ganze Einrichtung tändelndes Kinderspiel zu seyn scheinen. Es ist eine bestätigte Wahrheit, daß ein ziemlicher Grad von Bösewicht erfordert wird, um gegen Lob und Tadel der Rechtschaffenen gleichgültig zu seyn.

Ein anderes Landescollegium ist der oberste Gerichtshof, welcher die Aufsicht über die Justitzverfassung und Gerichtspflege des ganzen Landes hat. Es giebt in allen Justitzsachen der Insel nicht mehr als zweyerley Instanzen, die erstere und untere, und sodann diese obere, welche unter der Direction des Regenten selbst die letzte Entscheidung aller Streitigkeiten unter den Einwohnern ertheilt. Die Berufung auf diese höhere Instanz hat so gar nur in wichtigen Vorfällen statt. Wenn der sachfällige Theil sich in Streithändeln von geringerer Erheblichkeit bey dem Ausspruch des Unterrichters nicht beruhigen will, so hat er zwar weiter kein rechtliches Hülfsmittel die Gültigkeit des richterlichen Ausspruchs zu verhindern: Es steht ihm aber frey, durch den Weg der Beschwerde über den Richter, die Sache vor den obersten Gerichtshof zu bringen. Verliert er aber solche daselbst auch, so verfällt er

nach Beschaffenheit der Sache in höhere oder geringere Strafe; Erkennet hingegen dieß oberste Gericht seine Beschwerde für gegründet, und ändert den Urthelsspruch der erstern Instanz, so hat der Richter auch gröstentheils, wegen seiner bey der Sache bezeugten Nachläßigkeit, Unwissenheit oder Partheylichkeit, Verweiß oder Strafe zu erwarten.

Es fällt natürlich in die Augen, daß durch die Abkürzung der Instanzen, die auf der Insel vorfallenden Rechtshändel außerordentlich beschleuniget werden, und die streitenden Theile selbst, an Ersparniß der Zeit und der Kosten sehr gewinnen müssen. Den Einwurf, der dieser Abkürzung der Instanzen gemacht werden könnte, daß dadurch schwere und verwickelte Sachen nicht genau genug untersucht werden, und durch diese Uebereilung einem oder dem andern Theil die nachtheiligsten Folgen zugezogen werden könnten, hebt Albert Julius III. in seinem Project einer verbesserten Justitzverfassung folgendergestalt:

„Die Anhäufung einer Menge oberer, unterer „und Zwischeninstanzen ist ein zuverläßiges Kennzei„chen der siechen Justitzverfassung eines Landes. „Es ist ein sehr schwacher Vertheidigungsgrund „dieser Einrichtung, wenn man sagt, daß dadurch „alle Gründe für und wider die Sache völlig er„schöpft, alle Nebenumstände genau geprüft, die „streitenden Theile hinlänglich gehört, und durch „übereiltes Verfahren in ihren Rechten nicht ge„kränkt

„kränkt werden. Der Gesetzgeber, der so urtheilt,
„ist ein Arzt, der dem Kranken so lange Blut ab-
„zapft, als er noch einen Tropfen im Leibe hat,
„aus der Besorgniß, daß etliche Tropfen verdorbe-
„nes Blut in dem Körper zurückbleiben möchten.
„Wenn eine streitige Sache nach den erforderlichen
„Umständen vorgetragen und von zwey bis drey
„redlichen und geschickten Männern, mit der gehö-
„rigen Sorgfalt verschiedentlich geprüft worden, so
„muß, wenn sich nicht Unwissenheit und Parthey-
„lichkeit in das Spiel mischen, es schlechterdings
„klar seyn, auf welcher Seite das Recht oder das
„Unrecht sey, vorausgesetzt, daß deutliche, hinläng-
„liche Gesetze vorhanden sind, und Herkommen und
„Observanz nebst der Willkühr des Richters keinen
„Einfluß in die zu entscheidende Sache hat. Alle
„weitere Untersuchung des streitigen Puncts ist wei-
„ter nichts als Juristisches Gaukelwerk, wo einer-
„ley Ding zehnmal wiederholt, und der Beutel
„der streitenden Partheyen so lange geschröpft wird,
„biß er in eine völlige Kraftlosigkeit fällt, den Ver-
„lust der Zeit ungerechnet. Jeder Rechtshandel
„setzt Thathandlungen voraus, auf deren Richtig-
„keit es ankommt, oder bloß ein zweifelhaftes Recht.
„Sind die erstern gehörig auseinandergesetzt und
„zuverläßig bestimmt, so fällt es dem fähigen ur-
„theilenden Richter leicht, das hierher passende Ge-
„setz des natürlichen oder bürgerlichen Rechts auf
„die Thathandlung anzuwenden und nach dieser An-
„wendung zu entscheiden. In dem andern Fall
„kann kein zweifelhaftes Recht so verwickelt seyn,

„das nicht Känntniß, Verstand und Unpartheylich-
„keit eines jeden rechtschaffenen Richters auflösen
„könnte; Die ganz verwickelten Fälle, muß der
„Buchstabe eines neuen Gesetzes ausdrücklich ent-
„scheiden. Alle Vermehrung der Instanzen wird
„also zu nichts weiter helfen, als den Streit in
„die Länge zu ziehen, der Chicane Schleifwege zu
„eröfnen, um der Gerechtigkeit auszuweichen, und
„Recht und Gerechtigkeitspflege kostbarer zu machen.
„Der unwürdige Sachwalter wird dabey Gelegen-
„heit finden, die Sache mehr nach dem Leisten zu
„z rren und zu ziehen, dem er sie anpassen will,
„und jeder urtheilende Richter wird den streitigen
„Gegenstand aus einem andern Gesichtspunct anse-
„hen, und statt Licht, neue Finsterniß über ihn
„verbreiten. Laßt uns also unsere Gerichtspflege
„so einfach als möglich machen. Beschleunigung
„ist die Seele einer guten Justitz und Verzögerung
„ihr Tod. Es sind äußerst seltne Fälle, da es nö-
„thig ist von dieser Regel abzugehen. Wenn in er-
„heblichen Fällen der Ausspruch des Unterrichters
„in der einzigen obern Instanz, zwey verschiedene-
„mal von redlichen und geschickten Männern ge-
„prüft worden ist, so ist es fast unmöglich, daß ein
„unbilliges Endurthel erfolgen kann. Auf einen
„Hauptumstand kommt es freylich bey Verminde-
„rung der Instanzen an: Der Richter, welcher ent-
„scheidet, muß gewissenhaft, einsichtsvoll, sorgfäl-
„tig und der Gesetze kundig seyn. Aber wehe dem
„Lande, in welchem diese Eigenschaften den gewähl-
„ten Richtern fehlen, und wo man nicht Aufpasser
„genug

„genug anstellen kann, daß Betrug, Dummheit „und Unwissenheit die gerechteste Sache nicht in die „ungerechteste verwandeln ꝛc.“

Dieser oberste Gerichtshof hat außerdem noch die besondere und genaueste Aufsicht auf die in dem Laude angestellten Richter zu führen. Er besorgt die Localrevisionen ihres Gerichtssprengels, zieht von der Art und Weise, wie die daselbst anhängigen Rechtshändel betrieben werden, die genaueste Erkundigung ein, und hilft allen etwan vorkommenden Justitzgebrechen, mit Billigung des Regenten ungesäumt ab. Er übergiebt dem Regenten Vorschläge zu neuen Gesetzen, macht sie bekannt, und sorgt dafür, daß sie von Jugend auf, dem jungen Bürger, nach der Fähigkeit seines Alters verständlich gemacht und eingeprägt werden. Nichts kommt diesen Insulanern sonderbarer vor, als nach Gesetzen gerichtet zu werden, von welchen man nie etwas gehört hat, und welche man, wegen des Styls, in welchem sie abgefaßt sind, nicht verstehen könnte, wenn man auch gern wollte. Dieser obere Gerichtshof besteht aus vier und zwanzig Mitgliedern, alle reife, erfahrne, einsichtsvolle Männer, und der Eintritt in selbigem ist vor dem sechs und dreyßigsten Jahr, wenn nicht außerordentliche Fähigkeiten, nicht aber Reichthum und Geburt eine Ausnahme bewirken, schlechterdings untersagt. Da alle Mitglieder, Wissenschaft und Talent besitzen, die Arbeit zu verrichten, die ihnen aufgetragen ist, und ihre Stellen nicht blos aus einer eitlen Rang-

sucht bekleiden, so ist ihre Anzahl nicht zu schwach, ihre Geschäfte, worauf die Wohlfahrt des ganzen Landes gewissermaaßen beruht, mit nützlicher Geschwindigkeit zu betreiben, ohne daß sie wegen der Gemächlichkeit oder der Unwissenheit eines Theils ihrer Collegen, unter der Bürde ihres Amtes ersticken dürfen.

Noch ein besonderes Landescollegium ist auf der Insel niedergesetzt, welches die Vermehrung der Nation und die Erhaltung der Gesundheit der Bürger, zum Endzweck hat, und unter dem Namen des Medicinalraths bekannt ist. Es unterscheidet sich wie bereits im Vorhergehenden angemerkt worden ist, von den in andern Ländern gewöhnlichen Gesundheitsräthen oder Sanitätscollegiis dadurch, daß seine Arbeiten nicht in bloßen speculativischen Vorschlägen, sondern in wirklichen Anordnungen, die eben so genau als jedes andere gegebene Gesetz, beobachtet werden müssen, und in der Vollziehung dieser Anordnungen bestehen. Alles, was nur einigermaaßen in die Medicin, Apotheker- Wundarzeney- und Hebammenkunst einschlägt, ist der Aufsicht dieses Collegii überlassen. Es giebt genau Acht, daß allen übeln Folgen, welche aus einer nachläßigen Behandlung dieser verschiedenen Geschäfte für das gemeine Beste entstehen könnten, vorgebeugt werde, und befördert alles dasjenige, was auf die Vermehrung und Erhaltung des Gesundheitzustandes der Insulaner einen nützlichen Einfluß haben kann. Alle und jede Personen, welche sich mit den vor-

vorhergenannten Wissenschaften und Künsten beschäftigen, üben diese Beschäftigungen unter der Direction des Medicinalraths und unter seiner Aufsicht aus. Die Wohnungen, die Diät, die Sitten der Colonisten sind seiner Billigung und Verwerfung unterworfen, und wenn er auch nicht mit dem Stabe des strengen Rezio über die Gastmahle und Ergötzlichkeiten der Einwohner herrscht, so sorgt er doch dafür, daß sie weder ihre Gesundheit und ihre Beutel, durch üppige, schwelgerische Lebensart, und schädliche Ausschweifungen zu Grunde richten, noch durch schädliche übelgewählte Lebensmittel, und eingewurzelte der Gesundheit nachtheilige Gebräuche in der angenommenen Lebensart, einem Schwarm vermeidlicher Krankheiten den Zugang eröfnen und leicht machen. Der weichliche Stadtbewohner, wenn es hier dergleichen geben könnte, hat sich also hier eben sowohl als der rauhe oft unachtsame Landmann, einer nützlichen Vorsorge zu erfreuen, die er in andern Staaten entbehren muß, und das schwache Opfer der natürlichen Freyheit, das er hier bringt, und das ihm in diesen andern Staaten gern erlassen wird, weil Volksgesundheit nicht füglich auf den Kammeretat gesetzt werden kann, wird ihm durch die grosen Vortheile, die er durch diese Aufopferung erhält, sehr reichlich ersetzt. Die vorzüglichste Sorgfalt dieses angestellten Medicinalraths, die er bey Ausübung seines Amtes beobachtet, ist übrigens diese, daß seine Anordnungen nicht vergebliche, mit vieler Spitzfindigkeit ausgeheckte Speculationen, sondern

einfache, ungekünstelte Hülfsmittel, die wahren Nutzen schaffen, zum Gegenstand haben mögen.

Dieß sind alle die verschiedenen Collegia, welchen unter der besondern Aufsicht des Regenten, der sich um die Berathschlagungen und Arbeiten eines jeden selbst genau bekümmert, die allgemeine Wohlfahrt des Landes anvertrauet ist. Man wird sich wundern, unter diesen Collegiis kein Geistliches höchstes Gericht, keine Landesherrliche Kammer, und andere Verfassungsmäßige Departements zu finden. Der Grund, warum sie mangeln, ist dieser, weil diese Insulaner die einfachste und kürzeste Staatsverwaltung lieben, weil sie dafür halten, daß jede Maschine, welche durch viele künstliche Räder getrieben wird, eher stockt und unbrauchbar wird, als diejenige, wo nur wenige leicht im Gang zu erhaltende Räder das Werk treiben und weil sie nach der Sitte und dem Urtheil unserer ähnlichen Vorfahren, wenige getreue arbeitsame und geschickte Diener des Staats, einer glänzenden Menge vorziehen, die sich alle von dem Fette des Landes nähren und mästen wollen, und durch ihre oft einander entgegengesetzte Denkungs- und Handlungsart mehr Verwirrung als Ordnung stiften.

Sie führen indessen noch verschiedene andere Gründe an, aus welchen sie dieses oder jenes oberste Gericht, welches in andern Ländern an der Verwaltung des Staats Antheil nimmt, für ganz entbehrlich halten; So können sie z. B. die Nothwendigkeit

digkeit eines geistlichen Gerichts ganz und gar nicht einsehn. „Religion, sagen sie, muß in die bürger„liche Verfassung so wenig als möglich eingemischt „werden, noch weniger aber muß sich der geringste „Anschein von Macht in ihr Gewand verhüllen kön„nen. Der Fürst hat nicht mehr Recht, als ein „jedes andere Glied seiner Religionsparthey. Er hat „als Fürst hierbey nichts weiter zu thun, als zu sor„gen, daß seine eigene Religion, so wie jede andere, „nie zum Vorwand gebraucht werde, Irrungen „und Unruhen im Staate zu erregen; Diese Vor„sorge übt er aus Landesherrlicher Macht aus, und „weder aus einem ihm von seiner Kirchenpar„they stillschweigend übertragenen Collegial- oder „Episcopalrechte. Er muß sich sogar in die Colle„gialrechte seiner eignen Kirchenparthey und jeder „andern gar nicht mischen. Es war, bey allem „Scharfsinn, mit welchem man die Usurpation, „durch welche sich die furchtbare geistliche Macht auf „den Trümmern der weltlichen gegründet hatte, „zur Zeit der Kirchenverbesserung des sechzehnten „Jahrhunderts einsah, dennoch Folge der Unwissen„heit und abgeschmackte Verehrung des Canoni„schen und Kayserlichen Rechts, wenn man dem „Fürsten mit einem lächerlichen Episcopalrecht „schmeichelte, ihn in seinem Lande zum Pabst nach „dem verjüngten Maasstab machte, ihm collegiali„sche Einrichtungen der Gesellschaft, die ihm eigent„lich nichts angiengen, als Majestätsrechte auf„drang, und ihm die Ausübung eines seiner herr„lichsten Vorrechte, das Recht der Erhaltung der

„öffent-

„öffentlichen Ruhe und Sicherheit, das er ohne dieß „schon hatte, in geistlichen Dingen als ein neues „besonderes Landesherrliches Recht zutheilen wollte. „Die fast unüberwindliche Schwierigkeit, mit wel„cher die Verbesserung dieser vielleicht auch damals „zum Theil eingesehenen Irrthümer, die sich nie „ohne Umschmelzung der ganzen bürgerlichen Ver„fassung bewerkstelligen ließ, verknüpft war, ent„schuldiget indessen die Vorfahren, und ihre Nach„kommen können es nunmehr nicht weiter ändern. „Wir, die wir bey der Einrichtung unserer Colonie „mit allen diesen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen „hatten, besaßen Freyheit genug, auch den gering„sten Anschein aller geistlichen Gewalt auszurotten, „und die besondern Pflichten des Christen, von den „besondern Pflichten des Bürgers ganz zu trennen. „Unser Regent ist das erste Mitglied seiner Kirchen„parthey, allein er hat als solches nichts weiter, als „das erste Stimmrecht. Unsere Prediger sind uns „die verehrungswürdigsten Männer, allein sie haben „in Ansehung ihres Gerichtsstandes und anderer „bürgerlicher Rechte keinen Vorzug vor andern Bür„gern. Den Unterschied unter Clerus und Layen, „unter geistlichen und weltlichen Sachen kennen „wir gar nicht. Irrthum in der Religion ist bey „uns keiner gesetzlichen Untersuchung unterworfen. „Heyrath und Begräbniß ist bey uns bloß bürger„liche Handlung; Liturgie und Ernennung der Pre„diger hängt bey uns von dem freyen Befugniß „und Willkühr der Societät ab; Ueber alles wacht „unser Altvater und sorgt, daß dem allgemeinen

„Besten

„Besten aus allen diesen Dingen, nie auf eine oder „die andere Art einiges Nachtheil erwachse, aber „dieß thut er als Regent und Fürst, nie als unser „Bischof, Pabst oder wie er sonst heißen mag. Sie „sehen also, daß wir allen Schatten einer geistli„chen Gewalt verabscheuen, und ihn ganz aus un„serm Staat verbannt haben."

Eine besondere Kammer, die sich mit dem Plus und Minus der Landesherrlichen Einkünfte, mit Erhöhung des erstern und gänzlicher Abwendung des letztern, tagtäglich beschäftigte, würde auf dieser sonderbaren Insel das überflüßigste Landescollegium seyn. Der Fürst hat kein Vermögen weiter, als sein eigenes Patrimonialvermögen, und was ihm das Land, wenn es nöthig ist, zu seinem Bedürfniß zuschießt. Alles, was aus den öffentlichen leicht zuerhebenden Abgaben der Nation zusammenfließt, ist Vermögen des Staats, und dieß ist jederzeit so vertheilt, daß es gleich bey der Erhebung dieser Abgaben, in die Hände derjenigen kommt, die die Ausgabe und Verwendung desselben zu besorgen und an den Regenten und die Vorsteher des allgemeinen Bestens Rechnung abzulegen haben. Dieß Vermögen des Staats circulirt nicht erst durch eine Menge Kanäle, die den hellen Strom, welcher das Wachsthum des Landes befördern soll, trüben, unbrauchbar machen, und ihn auf fremde Fluren leiten, zu deren Wässerung er nicht bestimmt ist. Da also die Landesherrliche Kammer allhier, weder für Stall, noch Tafel, noch Jagd, noch

Capelle,

Capelle, noch Oper zu sorgen, noch Fonds zu Bestreitung aller dieser Landesväterlichen Ergötzlichkeiten ausfindig zu machen hat, da man das Wort Regalien hier fast gar nicht kennt, so würde sie das Jahr lang ganz unbeschäftiget seyn, und unbeschäftigt und entbehrlich sind auf dieser Insel gleichgeltende Wörter.

Gleiche Bewandniß hat es mit der Besorgung der Militair- und anderer Angelegenheiten des Landes. Der Bürger hat nicht nöthig, die Waffen eher zu ergreifen, als biß es die Vertheidigung seines Vaterlandes, seiner Freyheit und seines Lebens von ihm fordert. Er thut nichts, was nicht einen bestimmten nützlichen Zweck hat. Er ist ein abgesagter Feind aller Projectmachereyen. Es ist folglich in diesem Lande manche gute löbliche Einrichtung gar nicht brauchbar, die für ein anderes Land, von andern Sitten und Gebräuchen, sehr nützlich und anwendbar seyn mag.

Ich gestehe indessen, daß ich den Kopf noch voll von den in Europa eingesogenen Vorurtheilen oder Wahrheiten, die einfache Behandlung des Felsenburgischen Staatssystem nicht genug tadelfrey fand. Ich eröfnete einem der aufgeklärtesten Insulaner meine Zweifel, wider dasselbe, die von der Menge der Geschäfte, der Vertheilung derselben unter eine zu geringe Anzahl Arbeiter, der daraus entstehenden Unordnung, dem langsamen Gang der Handlungen und dem Verlust, den der Staat nothwendig

dig dadurch leiden muß, hergenommen waren. Meine Einwürfe überzeugten ihn nicht. „Wir sind nur „verschiedener Meynung, antwortete er, weil wir „die Sache aus einem verschiedenen Gesichtspunct „betrachten. Jede Staatsverfassung muß der Grös„se des Landes, für welches sie bestimmt ist, angemessen seyn. Rußland wird eine weitläuftigere nö„thig haben, als ein Stand des H. R. R. zweyter „oder dritter Größe. Indessen sey das Land groß „oder klein, so bleibt einerley statistischer Grundsatz „fest: Daß ein Land desto vollkommner regiert wird, „je einfacher diese Regierung ist, und je leichter sich „das ganze Werk, welches die Maschine treibt, auf „einmal übersehen läßt. Es ist eine gemeine aber „an den Höfen der Fürsten nicht oft genug beher„zigte Wahrheit, daß eine überflüßige, ausgebreite„te Dienerschaft ein Heer Insecten sind, welche an „der Frucht des Baums nagen, die edelsten Säfte „verzehren und dem Eigenthümer das Wurmsti„chigte zurücklassen. Selbst die großen Politicker „unsers Jahrhunderts kommen auf diese Simplifi„cation der öffentlichen Geschäfte zurück, und bestä„tigen die alte abgenutzte Wahrheit, daß ein ar„beitsamer fähiger Mann mehr leistet, als zehn an„dere, die weder Lust noch Fähigkeit zu arbeiten ha„ben. Wollen Sie noch überdieß einen Beweis der „Erfahrung aus Ihrem Vaterlande haben, so ge„hen Sie in die abgestorbenen Jahrhunderte zurück, „wo sich in dem Kanzler des Herrn, sein Geheim„derath, seine Kammer und sein Justitzcollegium „concentrirte, und dieser für 800 fl. jährlichen Gehalt

„und

„und einem Ehrenkleide alles besorgte, was in den „spätern Zeiten zehnerley Departements nicht für „so viele tausende thaten. Vergleichen Sie diese frü„hern Jahrhunderte mit den spätern, und prüfen „Sie, in welchem die Kayserlichen Debitcommißio„nen, die Emigrationen der Unterthanen, und der „Verfall des Nahrungsstandes am gewöhnlichsten „waren.“

Mein freymüthiger Insulaner sprach mit so viel Unverschämtheit von meinem geliebten Deutschland, und seinen Constitutionsmäßigen Mängeln, daß ich mich aus ächtem Patriotismus über seine Freymüthigkeit ärgerte, die ganze Unterredung abbrach und die Felsenburgische Statistick lächerlicher als jemals fand.

Ehe ich indessen diesen Abschnitt ganz schließe, muß ich noch eine Gewohnheit, welche der Staatsverfassung dieses Landes eigen ist, bemerken. Ohnerachtet die Regierung dieses Landes mehr Monarchisch als Republikanisch ist, so herrscht doch daselbst eine solche uneingeschränkte Freyheit im Reden und Denken, als sie nur in Engelland gewöhnlich seyn kann. Freyheit der Presse ist auch dort ein unverletzliches Vorrecht der Vernunft. Kein fürchterlicher Censor darf mit seiner oft stumpfen Feder nach seiner Phantasie, jedes Product des Geistes verhunzen, wie es ihm beliebt. Aber diese Freyheit wird nie gemißbraucht. Man beurtheilt frey jede Handlung der Obern, aber man beurtheilt sie mit

An-

Anstand. Derjenige, der diesen Anstand aus den Augen setzen wollte, würde zwar keiner bürgerlichen Strafe ausgesetzt seyn, aber er würde die allgemeine Verachtung verdienen, und ihr nie entgehen. Im Gegentheil macht man auch nie aus jeder Kleinigkeit, die den Regenten oder die Landesverfassung angeht, ein großes Geheimniß des Staats. Man sagt es sich nie ins Ohr, ob der Regent gut oder übel verdaut hat, ob der Bergwerkszehend, welchen der Regent erhält, dieß Jahr so oder so viel getragen habe. Man betrachtet denjenigen als keinen Staatsverbrecher, welcher behauptet, diese oder jene politische Einrichtung könnte verbessert werden, und man haut ihm nicht mit Wasern den Kopf ab, wenn er seinem Freund in Europa, Abschrift von der Urkunde schickt, wodurch sich der Regent der Nation bey dem Antritt seiner Regierung verbindlich macht. Der Liebhaber der Statistick wird indessen in diesen statistischen Nachrichten schon so viel mangelhaftes gefunden haben, daß ich am besten thue, wenn ich sie ganz schließe, und zu einem Gegenstand von eben so großer Wichtigkeit übergehe.

Der sechzehnte Abschnitt.

Religionsverfassung der Insel. Geistliches Recht daselbst. Vermehrung der Ketzergeschichte durch eine neue Secte. Glaubensbekänntniß, welches noch älter ist, als das Nicänische. Definition der ächten Toleranz. Stand der Geistlichen, ihre Wahl, Rechte und Pflichten. Etwas Lehrreiches für angehende Candidaten der Theologie. Paradoxe Liturgie der Insel. Etwas nach der Mode von Symbolischen Büchern und dem Religionseyd. Anmerkung über die Religion der Insulaner überhaupt. Ihre besondern Feste. Schöpfungsfest. Erndtefest. Todtenfest.

Der Religionszustand der Insel hat so viel Eigenes, und von der religiösen Verfassung anderer Länder Abgehendes, daß er eine genauere Erzählung und Abschilderung verdient. Ich erinnere aber einmal vor allemal, daß ich hier bloß Geschichtschreiber bin, und erzähle, was ich wahrgenommen habe, ohne das Sonderbare, das sich in dieser Verfassung findet, zu billigen oder zu verwerfen. Der von Vorurtheilen unbefangene Beurtheiler, der es zu thun fähig ist, mag selbst prüfen, in wie fern der Weg der richtige sey, den die Colonie wandelt, oder in wie fern sie von diesem richtigen Weg abweicht.

Es ist bereits schon verschiedenemal gesagt worden, daß man auf dieser Insel die Religion, von aller bürgerlichen Verfassung, so viel als es nur immer möglich gewesen ist, abgesondert hat. Hieraus ist das erste große Grundgesetz geflossen, welches

ches auf der Insel gilt: Daß Jeder, welcher den Inhalt der h. Schrift und insonderheit der Schriften des Neuen Testaments, als göttlich annimmt, er mag sie übrigens erklären wie er will, und daraus als offenbarte Wahrheiten folgern, welche er will, aller und jeder bürgerlichen Würden und Vortheile fähig ist, ohne daß ein Irrthum in Glaubenssachen ihn hierzu unfähig machen könnte. Das zweyte Grundgesetz ist dieses: Jeder redliche Mann, welcher die Pflichten des bürgerlichen Lebens getreu erfüllt, genüßt von dem Staat Schutz, Duldung und eine uneingeschränkte Gewissensfreyheit, er gehöre zu welcher Religionsparthey er wolle. Als das dritte unverbrüchliche Grundgesetz wird endlich folgendes angenommen: Jede Religionsparthey und jedes einzelne Mitglied derselben, welches die Ruhe und Sicherheit des bürgerlichen Lebens stöhrt, wird aus der Colonie gänzlich ausgeschlossen und die Insel zu verlassen genöthiget. Nach diesen Grundsätzen, welche als allgemeine Landesgesetze gelten, ist jede Religionssecte, sie mag Namen haben, wie sie will, einen sichern Aufenthalt auf der Insel zu genießen fähig, wenn sie sich still und ruhig verhält, und durch keinen Partheygeist die öffentliche Ruhe des Landes untergräbt. In der That wird man auch nicht leicht ein Land finden, wo Menschen von verschiedenen Religionsmeynungen, in einer so genauen harmonischen Verbindung des bürgerlichen Lebens stehen als hier.

Man würde indessen diese Insulaner und ihre Religionsverfassung ganz verkennen, wenn man sie mit dem verhaßten Namen der Indifferentisten bezeichnen wollte. Auch auf dieser Insel wird eine gewisse Religionsparthey oder Kirche, welche sich durch den Namen der Bekenner der allgemeinen christlichen Religion von den übrigen unterscheidet, als die herrschende oder öffentlich bestätigte angesehen. Sie behauptet das verbesserte System der Lutherischen Kirche angenommen zu haben, und man wird ihre innre Einrichtung, und die Lehre, zu welcher sie sich bekennt, am besten aus der Religionsacte, welche bey der grosen oben angeführten Revolution der Colonie die Religionsverfassung auf der Insel festgesetzt hat, ersehen können.

„Ob es gleich, heißt es in selbiger ein unver„brüchliches Grundgesetz der Nation bleibt, jeden „Mitbürger in der Freyheit seines natürlichen Rech„tes, Gott auf so eine Art anzubeten, als ihm die „beste und richtigste zu seyn däucht, nie zu kränken, „so erfordert doch die Ordnung und die Ruhe des „Volks, und hauptsächlich die Pflicht, die uns ob„liegt, von unserm Glauben Rechenschaft zu geben, „daß wir die Grundartikel derjenigen Religion fest„setzen, welche wir als die allgemein eingeführte „und durch die Landesgesetze bestätigte Religion an„gesehen wissen wollen, ohne jedoch jemanden, wel„cher alle und jede bürgerlichen Vorrechte dieser In„sel genießen will, zu nöthigen, diese Grundarti„ckel unsers Glaubens anzunehmen und sich zu sol„chen zu bekennen.

„Wir

„Wir Altvater, Stammväter und übrige Mit-
„glieder dieses Volks, die wir diese Urkunde freywil-
„lig unterschrieben haben, gestehen also: Daß wir
„uns zu der allgemeinen christlichen Religion, so
„wie Christus und seine Apostel solche in den Schrif-
„ten des Neuen Testamentes gelehrt haben, beken-
„nen; Wir gestehen und bekennen, daß wir als
„Grundartickel dieser allgemeinen christlichen Reli-
„gion, welche die einzige Quelle unsrer Glückseelig-
„keit ist, keine andern annehmen, als diejenigen,
„welche uns Christus und seine Apostel in den an-
„geführten Schriften des Neuen Testamentes als
„göttliche Wahrheiten, die die bloße Vernunft des
„Menschen nicht erkennen kann, deutlich, klar und
„ausdrücklich offenbaret haben. Wir glauben und
„bekennen daher einen einigen Gott, seinen einge-
„bohrnen Sohn Jesum Christum, und seinen heili-
„gen Geist; obgleich unsere Vernunft nicht begrei-
„fen kann, in welchem Verhältniß der eingebohrne
„Sohn Gottes, und der Geist Gottes mit dem ei-
„nigen Gott sich befinden. Wir glauben und be-
„kennen, daß wir zur vollkommnen Heiligung und
„der dadurch zu erlangenden Vereinigung mit Gott
„nicht anders als durch die Erlösung Jesu Christi
„von der Gewalt der Sünde gelangen können. Wir
„glauben und bekennen, daß diese Erlösung Jesu
„Christi hauptsächlich durch sein Leiden und durch
„seinen Tod vollendet worden, ob wir auch gleich
„die Art nicht deutlich angeben können, wie solches
„geschehen sey. Wir glauben und bekennen, daß
„wir von Natur mehr zum Bösen, als zum Guten

„geneigt sind, doch wissen wir nicht zuverläßig, wo-
„her dieß natürliche Verderben der menschlichen
„Natur kommen mag; Wir glauben und bekennen,
„daß uns Gott seinen h. Geist gegeben hat, welcher
„uns auf unser Gebet, Kraft verleiht, alle Versu-
„chung zum Bösen zu überwinden und im Guten
„vollkommner zu werden. Wir glauben und beken-
„nen eine Auferstehung der Todten, eine Zeit des
„Gerichts, ein unaufhörlich seeliges Leben der From-
„men, und eine Bestrafung der Bösen nach ihrem
„Tode; Wir glauben und bekennen, daß Christus
„unser Herr und Heiland, alle Bekenner seiner Leh-
„re mit Wasser im Namen des Vaters und des
„Sohnes und des H. Geistes zu taufen befohlen
„hat, ohne zu bestimmen, ob diese Taufe in den
„Jahren der ersten Kindheit oder des spätern Alters
„geschehen soll. Wir glauben und bekennen, daß
„er uns das Andenken seines Leidens und Ster-
„bens durch den Genuß des geseegneten Brodtes
„und Weins zu feyern befohlen, und uns durch den
„würdigen Genuß dieser sinnlichen Dinge Stärkung
„des Glaubens, und vermehrte Kraft zum Guten
„versprochen hat.

„Dieß sind diejenigen Grundartickel unserer Re-
„ligion, zu welchen wir uns mit Herz und Mund
„bekennen, und welche als Glaubenslehren unsere
„Prediger den ihnen anvertrauten Gemeinden, un-
„sere Schullehrer aber der ihnen zum Unterricht
„übergebenen Jugend vortragen sollen. In allen
„übrigen Lehren und Meynungen aber, welche die

„ver-

„verschiedenen christlichen Religionspartheyen, als „Glaubenslehren annehmen, und welche hier nicht „ausdrücklich angeführt sind, überlassen wir es dem „Gewissen und der Einsicht eines jeden, davon zu „glauben, was er will, und erkennen ihn als ein „Glied unserer Kirche, wenn er sich nicht selbst von „selbiger absondert, so lange als er sich zu diesen „Glaubenswahrheiten bekennt. Wir wünschen dabey, „und ermahnen jeden unserer christlichen Mitbrüder, „daß sie ihren wahren Eifer für das Christenthum „nicht durch unnütze Spitzfindigkeiten und Grübe„leyen über die Religion, sondern durch das Bey„spiel ihres frommen Wandels und ächter Gottes„und Nächstenliebe zeigen wollen.

„Diejenigen aber, die mit uns nicht gleicher „Meynung in Sachen der Religion sind, lieben wir „eben so aufrichtig, als unsere andere mit uns „gleichdenkende christliche Mitbrüder. Wir gestat„ten ihnen die freye Uebung ihrer Religion ohne „allen Gewissenszwang, und mit allen Freyheiten „und Rechten, womit wir die unsrige ausüben, „nur mit der Bedingung, daß ihre Lehren und Re„ligionsmeynungen nichts enthalten, was die Ruhe „und die Sicherheit dieses Volks stört, daß ihre „geistlichen Lehrer von unserm Altvater bestätiget, „und von ihnen auf eigene Kosten unterhalten wer„den, sie aber auch hingegen zur Unterhaltung der „unsrigen nichts beytragen, und daß sie endlich „verbunden sind, ihre Kinder in unsern öffentlichen „Erziehungsanstalten, doch, was die Religion an-

„belangt, von Lehrern ihrer eigenen Kirchenpar-
„they, erziehen zu lassen.

Man wird nicht leicht bey einem Volk eine billigere und vernünftigere Religionsacte finden. Man wird aber auch nicht leicht in einem andern Lande mehr ächte christliche Duldung finden als hier. Diese Toleranz, die so häufig in unsern Tagen, und von den intoleranten Glaubensverbesserern am häufigsten gepredigt wird, ist hier nicht kalte Gleichgültigkeit gegen die Würde der Religion, Unempfindlichkeit, wenn sie beschimpft, beyfälliges Lächeln, wenn sie verspottet wird. Es ist wahre, christliche Bescheidenheit, welche ihre eigenen Religionsmeynungen nie einem andern aufzudringen bemüht ist, Nachsicht gegen den Irrenden, Verträglichkeit mit dem hartnäckigen Vertheidiger seiner Meynungen, fester Haß gegen alle Religionsverfolgung, behutsame Furcht in eines der vornehmsten göttlichen Majestätsrechte einzugreifen, und Menschen zu verdammen, die ihrem Herrn allein stehen oder fallen. Weder bey Besetzung der Aemter, noch bey Heyrathen, noch bey Freundschaften, noch bey jedem andern bürgerlichen Geschäft hat Verschiedenheit der Religion allhier den geringsten Einfluß. Selbst der vernünftige Naturalist, so selten er hier ist, da Verfall der Sitten hier nie die Quelle des Unglaubens ist, lebt hier verträglich mit dem Christen, und kommt gemeiniglich von seinen Irrthümern zurück. So duldend auch die allgemeine Landesreligion ist, und so wenig sie Proselyten zu machen sucht, so ver-

läugnen

läugnen sich doch zehn Fälle gegen einen, daß fremde Religionsverwandten zu ihr übertreten, ehe ein Landeseinwohner von dem eingeführten Kirchensystem abweicht. Möchte doch jederzeit der ächte duldende Geist des Christenthums in den achtzehn Jahrhunderten, durch die es bald stark, bald schwach geblüht hat, geherrscht haben, welche schreckliche Katastrophen würden in unsern Jahrbüchern mangeln, die jetzt der Religion und der Menschheit zur Schande gereichen.

Da ich nicht nöthig habe, die verschiedenen bereits bekannten Religionspartheyen, die sich auf der Insel finden, zu schildern, so führe ich bloß verschiedene Merkwürdigkeiten an, die ich von der eingeführten Religion des Landes annoch bemerkt habe. Es giebt hier keine hohe und niedere Clerisey, keine Bischöfe, Superintendenten, Stadt- und Landgeistliche. Alle Lehrer der verschiedenen Gemeinden sind sich hier an Würde gleich und unterscheiden sich weder durch ihre Kleidung, noch ein anderes affectirtes Kennzeichen von ihren Mitbürgern, als durch das Beyspiel ihres Wandels, und ihren Eifer, die wahre Religion Jesu Christi je mehr und mehr auf der Insel auszubreiten. Keine Handlung des bürgerlichen Lebens ist hier einer geistlichen Gewalt oder Gerichtsbarkeit unterworfen, und der geistliche Lehrer begnügt sich die Glieder seiner Gemeinde zu unterrichten, ohne über sie herrschen zu wollen. Jede Gemeinde hat das Recht, sich ihren Prediger selbst zu wählen, und jedes

Haupt einer Familie, es sey reich oder arm, giebt hierzu seine Stimme. Zu einer rechtmäßigen Wahl wird die Einwilligung von zwey Drittheilen der Gemeinde erfordert. Entsteht wegen dieser Wahl einige Mißhelligkeit unter der Gemeinde, so beruht die Entscheidung derselben bloß auf dem Ausspruch des Altvaters und Regentens, bey welchem sich die Gemeinde schlechterdings beruhigen muß. Wenn die Wahl gesetzmäßig von den Wählenden vollzogen worden ist, so muß der Erwählte von dem Altvater bestätiget werden, und erhält von ihm eine allgemeine Instruction, auf welche alle Lehrer der verschiedenen Kirchen gewiesen sind. Diese Instruction enthält theils die Verbindlichkeiten und Pflichten, die der Prediger bey Führung seines Amts zu beobachten hat, theils Klugheitsregeln, die ihm dabey nützlich seyn können.

Auch fremde Religionsverwandte, welche sich zu der auf der Insel eingeführten Kirche nicht bekennen, müssen ihre geistlichen Lehrer dem Regenten bekannt machen, und um seine Bestätigung der Wahl, welche ihnen aber niemals versagt wird, bitten, und den Gesetzen des Staats, in so weit sie die Religion betreffen, nachzukommen, angeloben.

Ob es auch gleich jeder Gemeinde freysteht, diejenigen Personen zu ihren Predigern zu wählen, welche sie für gut befindet, so stehet es ihr doch nicht frey, solche aus eigner Macht ihres Amtes hin-

hinwiederum zu entsetzen. Tritt der Prediger durch seine Handlungen den allgemeinen oder besondern Landesgesetzen, welche die Religion zum Gegenstande haben, und welche hauptsächlich auf Ruhe und Verträglichkeit in Religionssachen abzielen, zu nahe, so sind diese Handlungen, so wie die Handlungen eines jeden Bürgers, der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen, und diese bestimmt seine Entlassung vom Amte oder eine härtere Strafe, wenn solche zu Verhütung eines größern Uebels nöthig ist. Ist seine Gemeinde, wegen seines Wandels, oder wegen seiner Lehren mit ihm unzufrieden, und glaubt, daß das Beste der Gemeinde eine Aenderung erfordere, so ist der Regent, mit Zuziehung der Aufseher des allgemeinen Bestens allein berechtigt, die Gültigkeit der Klage der Gemeinde zu beurtheilen, und er nimmt diese Klage nie an, wenn nicht wenigstens zwey Drittheile der Gemeinde ihr beytreten. Wird sie gegründet befunden, so schreibt der Ausspruch des Regenten vor, in wie fern der mit ihrem Prediger unzufriedenen Gemeinde, einen andern an seine Stelle zu erwählen, freystehen solle.

Jedem Prediger ist, wie jedem andern Bürger, der ein öffentliches Ehrenamt bekleidet, unverwehrt, sein Amt niederzulegen, aber er kann seine Stelle aus einer eigennützigen oder andern Absicht, ohne besondere und nicht ohne die wichtigste Ursache ertheilte Erlaubniß des Regenten nie mit einer andern vertauschen. Die Versetzung der geistlichen Lehrer ist hier also gänzlich unbekannt, und sie hat hier

auch

auch nichts Anreizendes für den Ehrgeitz oder den Eigennutz, da alle Prediger sich am Range ganz, und an Einkünften fast gleich sind, und letztere nur nach dem Grade, nach dem die Beschwerde des Amtes wächst, steigen. Ich muß noch anführen, daß dasjenige, was von der jeder Gemeinde freystehenden Wahl ihrer Prediger gesagt worden ist, keinesweges von den Lehrern und Unterweisern der Jugend gilt. Diese werden bloß von dem Staat gesetzt und besoldet, und sind genau an den Erziehungsplan gebunden, der ihnen vorgeschrieben worden ist.

Jede Gemeinde ist schuldig, ihrem Prediger ein nicht nur zu seinem nothwendigen Bedürfniß, sondern auch zu seiner Bequemlichkeit hinreichendes Auskommen festzusetzen. Sie kann solches nach Gefallen vermehren, aber nie vermindern. Seine Wohnung muß geraum und bequem, mit dem nöthigen Haußrath und mit einem kleinen Garten zu seiner Erholung versehen seyn. Seine Einkünfte müssen leicht erhoben, und aus der Casse der Gemeinde pünctlich bezahlt werden. Er ist nicht auf elende und erniedrigende Accidentien für die Verrichtung seines Amtes gesetzt. Er darf nie die Stunden, die er auf die getreue Ausübung seiner Pflichten, die Cultur seines Verstandes und seiner gelehrten Känntnisse, und auf die geistlichen Vortheile seiner Gemeinde verwenden könnte, einem mühseligen Ackerbau widmen. Alles was er in seiner häußlichen Wirthschaft nöthig hat, erhält er theils in

Pro-

Producten des Landes, theils an Gelde. Seine Frau und seine Kinder sind ihm keine drückende Last. Sie sind bey seinem Leben und nach seinem Tode versorgt. Er geniesst jede Freude, die ihm der geistliche Wohlstand seiner Gemeinde schenkt, rein und unverfälscht, und er fühlt keinen Kummer, als welchen ihm etwan ein oder das andere räudige Schaaf seiner Heerde verursacht.

Ich zweifle nicht, daß mancher Candidat der Theologie alle diese Einrichtungen sehr löblich finden, und einen Ruf auf diese Insel nicht leicht ausschlagen dürfte. Allein er würde auch, wenn er hierzu fähig seyn wollte, sich stets erinnern müssen, daß hier die Würde des geistlichen Amtes, nicht nach eingebildeten Vorurtheilen einer besondern Heiligkeit, nicht nach affectirter Andächteley und Absonderung von den übrigen christlichen Mitbürgern, nicht nach theologischen Spitzfindigkeiten geschätzt wird; daß hier seichte Känntnisse jeden geistlichen Lehrer schänden, daß er hier sein Amt nie blos handwerksmässig treiben, und es als einen guten Schlupfwinkel der Bequemlichkeit und Trägheit ansehen darf, daß gefällige einnehmende Sitten, von ihm eben so sehr, als ächte Religionskänntniß gefordert werden, mit einem Wort, daß jeder Prediger hier in seinem Wandel derjenige wirklich seyn muß, was der Christ nach seiner Lehre seyn soll, daß er das Beyspiel, der Rathgeber, der Freund, der Vertraute seiner Gemeinde seyn muß; daß er aber auch, wenn er dieß alles ist, ihre uneingeschränkte Liebe und Verehrung

und

und ihr ganzes Vertrauen gewiß zu besitzen, versichert seyn kann.

Alles, was zur Liturgie gehört, hängt hier blos von der Willkühr jeder Gemeinde ab, und wird als ein bloßes Societätsrecht, nie als ein sogenanntes Regale oder Vorrecht der höchsten Gewalt angesehen. Es steht also jeder Gemeinde frey, die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, die dabey nöthigen Cerimonien, die Formulare bey den verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen nach ihrer besten Einsicht, und nach eignem Gefallen einzurichten. Sie ist nur an gewisse allgemeine Regeln, die in den Landesgesetzen, und besonders in der Instruction der Geistlichen enthalten sind, gebunden. Simplicität bey dem öffentlichen Gottesdienst, Vermeidung alles Maschinenmäßigen, Erreichung der Absicht, welche diese oder jene gottesdienstliche Handlung zum Gegenstande hat, sind dasjenige, was diese Regeln bewirken sollen. Ich zeichne einige besondere liturgische Einrichtungen der Insel aus. Der Geistliche ist nie an besondere Texte, an besondere öffentliche Gebete, an eine bestimmte Art seines Vortrags gebunden. Es steht ihm frey, ob er seine Gemeinde durch eine aneinanderhängende Rede, durch Catechisation, durch Gebet, erbauen und unterrichten will. Alle Cerimonien, die die Verehrung Gottes bloß sinnlich machen, sind mit der äußersten Sorfalt entfernt. Es giebt keine geschmückten Kirchen, sondern diese sind blos reinliche und geraume Versammlungssäle. Der geistliche

Lehrer

Lehrer ist gekleidet, wie jeder anderer gute Christ, und jede müßige, überflüßige Cerimonie, die einen bloß sinnlichen Eindruck auf den Menschen macht, wird sorgfältig vermieden. Kurz, die gottesdienstlichen Versammlungen dieses Volks sind das ächte Bild jener einfachen, ungeschmückten Versammlungen der ersten Christen, wo das wahre Wesen der Gottesverehrung nicht in Prunk und Aberglauben, sondern in Einfalt, Aufrichtigkeit des Herzens und Ehrfurcht vor der Allgegenwart Gottes gesucht ward. Man mag so viel schreyen, als man will, daß der sinnliche Mensch sinnliche Bilder zur Verehrung des unsichtbaren Gottes bedarf. Alle diese sinnlichen Bilder sind nichts als schädliche Quellen des Aberglaubens, und nicht das Bedürfniß des Menschen, sondern Mangel der Aufklärung des Geistes, selbst schändlicher Eigennutz der Clerisey haben diese sinnliche Bilder nothwendig gemacht. Wenn haben die Apostel wohl jemals nur die entfernteste Anleitung zu einer sinnlichen Gottesverehrung gegeben? Ist diese nicht blos das Werk des Verfalls der ächten Gottseeligkeit gewesen, und ist sie nicht mit dem Aberglauben eines jeden Jahrhunderts gewachsen? Wie glücklich sind also diese Insulaner, daß sie zu der ersten Reinigkeit und Einfachheit des Gottesdienstes, da die Verehrer Gottes ihn im Geist und in der Wahrheit anbeteten, zurückgekommen sind.

Es sey mir vergönnt, noch einige liturgische Gebräuche der Insel, welche von den unsrigen abgehen,

hen, zu bemerken. Der Kirchengesang ist der wohlklingendste und regelmäßigste, den man sich denken kann. Er besteht nicht in einem widrigen Geschrey einer gedankenlosen Menge, welche weder weiß, was sie singt, noch, wie sie es singt. Die Jugend wird ohne Ausnahme von ihren ersten Jahren an, zu einem melodischen Gesang angeführt. Die Gemeinde selbst wird von verschiedenen Vorsängern geleitet. Daß die Gesänge selbst voll Kraft, Verstand und Religion sind, daß kein einziger gesungen wird, welcher Unsinn, kraftlose oft läppische Gedanken enthält, versteht sich von selbst. Die Gebete verrichtet der Geistliche größtentheils aus dem Herzen, und wenigstens nie nach einem öffentlich authorisirten Exemplar. Hier glaubt man nicht, daß nur Ihro Hochwürden, der Herr Bischof, oder Herr Generalsuperintendent Verstand genug besitze, ein gutes Kirchengebet zu entwerfen. Der Prediger spricht das Gebet laut aus, und die Gemeinde betet still und stehend mit. Gebet und Gesang, nicht aber Predigt ist hier der wichtigste Theil des Gottesdienstes. Der Prediger sucht hierbey durch Mannigfaltigkeit, Abwechselung der Gebräuche, Stärke und Lebhaftigkeit des Vortrags und andere Hülfsmittel die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer stets rege zu erhalten. Man muß eine gottesdienstliche Versammlung der Insel, ihre warme ungekünstelte Andacht, ihr Gefühl der Religion, die Würde, den gesunden Verstand, den richtigen Geschmack, welcher in allen ihren gottesdienstlichen Handlungen herrscht, selbst gesehen und empfunden haben,

haben, wenn man ihren äußerlichen Gottesdienst richtig beschreiben will.

O ihr geistlichen Gerichtshöfe unserer Evangelischen Gemeinden möchtet ihr doch dieß alles gesehen und empfunden haben. Vielleicht hieltet auch ihr es für Pflicht, das Mangelhafte unsers äußerlichen Gottesdienstes zu verbessern. Vielleicht würdet ihr einmal von dem Vorurtheil zurückkommen, daß alte gottesdienstliche Gebräuche bey aller Abgeschmacktheit dennoch ehrwürdig sind. Vielleicht überzeugtet ihr euch, daß richtiger Geschmack in der Religion eben so unentbehrlich ist, als in den Künsten und Wissenschaften. Alsdann dürften wir hoffen, von dem Schwall elender, matter, und widersinniger Kirchengesänge, mit welchen unser Ohr, unser Verstand und unser Herz noch immer gefoltert wird, gänzlich befreyet zu werden. Alsdann würde die einschläfernde Monotonie, die immer noch in unserm äußerlichen Gottesdienst herrscht, mancher abentheuerlicher Kirchengebrauch, über welchen der Spötter der Religion die Nase rümpft, und zugleich auch Schläfrigkeit, Kaltsinn und Maschinenwerk aus unsern geistlichen Versammlungen immer mehr und mehr verbannt werden. Alsdann würde der geschmackvolle niedere Geistliche sich nicht mehr vor dem unverdienten Verweiß seiner geistlichen Väter fürchten dürfen, wenn er einmal von der geschmacklosen, durch Zeit und Vorurtheil geheiligten Liturgie des Landes oder der sogenannten Agende abweicht, und der träge Lehrer würde

 ange-

angespornt werden, seine Predigt, nicht in eben dem Lichte, wie der Holzhauer sein Tagewerk zu betrachten; Er würde sich schämen, nur um deswillen froh zu seyn, weil er es mittelmäßig genug vollbracht hat.

Obgleich jeder Gemeinde freysteht, unter der Direction ihrer Prediger, ihrer Aeltesten und Vorsteher liturgische Einrichtungen zu machen, wie es ihr gefällig ist, wenn sie nur den wesentlichen Grundlehren der Religion nicht entgegen sind, so findet man doch, daß bey allen Gemeinden fast einerley Einrichtung herrscht, und daß sie nur in Kleinigkeiten verschieden sind. Einige Kirchengebräuche, als, die bey der Taufe, bey der Beichte, bey dem Abendmahl, bey der Trauung, bey Begräbnissen, sind durch allgemeine Vorschrift des Regenten festgesetzt. Alle diese Gebräuche sind dem Geiste der Religion, und der Absicht der Handlung, bey welcher sie vorkommen gemäß, enthalten nichts unnützes, und zielen bloß darauf ab, einen desto tiefern Eindruck in die Seele zu machen. Sie einzeln anzuführen, würde zu weitläuftig seyn, so sehr auch einige derselben von den unsrigen abstechen. Ungeachtet auf der Insel kein Prediger dem andern unterworfen ist, so stehen sie doch in einer genauen Verbindung untereinander. Sie halten eine Art von Synodalzusammenkünften, welche aber keineswegs auf eine geistliche Oberherrschaft, sondern bloß auf die Ausbreitung einer thätigen Christusreligion abzielen.

Man

Man kennt auf der Insel keinen Religionseid, oder keine eidliche Verbindung zu gewissen symbolischen Büchern, weil man davor hält, daß es unmöglich sey, zu schwören, daß man dasjenige, was man heute vor wahr hält, auch morgen, und so lange man lebt, vor wahr halten wolle. Allein, man fordert von jedem angehenden Prediger der eingeführten Kirche, der ohnedieß durch seine Unterschrift sich zu den obenangegebenen Fundamentalartickeln der Kirche, als ein Mitglied derselben bekennt, das Angelöbniß, daß, so lange er sein geistliches Amt bekleidet, er nichts lehren will, was diesen Artickeln zuwider ist. Sollte er es in der Folge für eine Gewissenssache halten, seine Zweifel wider einen oder den andern dieser Artickel nicht länger zu unterdrücken, sondern sie bekannt zu machen, so legt er sein Amt freywillig oder gezwungen nieder, wofern seine Gemeinde darauf dringen sollte; dieß thut er ohne Beschimpfung, ohne Verfolgung und ohne verketzert zu werden, und er bleibt zur Verwaltung jeder andern bürgerlichen Bedienung, welcher er vorstehen kann, oder auch des geistlichen Amtes bey einer andern Gemeinde, der er anständig ist, fähig. Er ist immer noch von seinen übrigen Mitbürgern geachtet und geliebt, wie zuvor, wenn ihn nur sonst sein moralischer Character zu dieser Achtung und Liebe berechtiget.

Es ist oben schon bereits erinnert worden, daß durch ein besonderes Landesgesetz alle theologische Streitigkeiten, von dem öffentlichen Vortrag der

Lehren der Religion schlechterdings ausgeschlossen sind. Kein geistlicher Redner darf auf seinem Rednerstuhl, auf welchem er blos Liebe Gottes und des Nächsten, nach dem Muster seines großen Meisters lehren soll, untersuchen, wer rechtgläubig oder irrgläubig ist. Die besondern Meynungen einer jeden Religionspartheyen, sie mögen wahr oder falsch seyn, sind bloß dem Unterricht der Schule, nie dem Lehrstuhl der Kirche vorbehalten. Der Nahme der Ketzer wäre eine bürgerliche Beleidigung, welche die Gesetze ahnden würden. Arianer, Socinianer, Indifferentisten, Naturalisten, sind hier ganz unbekannte Benennungen. Man läßt Jeden den Weg zu Gott wandeln, den sein Verstand und sein Herz für den richtigsten halten. Auch der öffentliche Schriftwechsel über streitige theologische Materien, in so fern die Vollständigkeit der theologischen Lehrbücher solchen nicht erfordert, ist verboten; Wenigstens muß er ohne alle Einmischung auch nur der geringsten Bitterkeit geführt werden, wenn er nicht bürgerliches Verbrechen werden soll. Es giebt also natürlicherweise keine rüstigen Schriftsteller hier, welche, gleich der Spinne, auf die unbehutsame Fliege lauern, sie in ihrem systematischen theologischen Spinnengewebe zu fangen, und mit allem möglichen Appetit, unbeschadet der christlichen Bruderliebe, zu verzehren. So sehr man alle öffentliche theologische Streitsucht haßt, so unverwehrt ist es, jede Lehre der verschiedenen Glaubenssysteme in Privatzusammenkünften zu prüfen, zu bestreiten und zu vertheidigen, ohnerachtet auch diese

freund-

freundschaftlichen gelehrten Fehden, sich auch hier, wie überall, so endigen, daß jeder bey seiner Meynung bleibt. Niemand darf jedoch fürchten, wegen einer oder der andern besondern Meynung, die er nach Gelegenheit heute behaupten, und aus bessern Gründen morgen wieder verwerfen kann, zur Verantwortung gezogen, und von der Kirche, zu welcher er sich bekennt, ausgeschlossen zu werden. Er bleibt so lange ein Glied dieser Kirche, bis er entweder ihre Grundgesetze der Ruhe und Verträglichkeit verletzt, oder sich selbst erklärt, daß er nicht länger ein Glied derselben seyn wolle.

Aus allem, was bisher von der ganzen Religionsverfassung der Insel gesagt worden ist, ergiebt sich leicht, daß man hier das Wesentliche der Religion, weder in eine dumme, unverstandne Nachbetung der auswendig gelernten Religionswahrheiten, noch in eine müßige, unnütze Speculation, welches Glaubenssystem dem menschlichen Verstande wohl die meiste Ehre machen möge, zu setzen, gewohnt sey; sondern, daß man allen Unterricht der Religion bloß darauf concentrirt, daß der Verstand von jeder Religionswahrheit, die man als solche annimmt, vollkommen überzeugt, der Wille aber, jede Pflicht, welche diese Religionswahrheit von ihrem Bekenner fordert, gern auszuüben geneigt gemacht werde. Christenthum ist also hier weder kaltblütige Vernünfteley, noch stupider oder unüberlegter Enthusiasmus. Sein Geist ist reifgefaßter Entschluß und standhafte, unwandelbare Ausführung. Möchte

dieser Geist des Christenthums jedes christliche Volk beseelen! Was für tiefe Wurzeln würde der geistliche und weltliche Wohlstand der Staaten fassen können! Laßt uns nicht zweifeln, daß noch vor der Auflösung unser alternden Erde dieser Traum irrdischer Glückseeligkeit noch einmal Wirklichkeit werden könne.

Vielleicht würde auch auf dieser Insel dieser Geist des Christenthums nicht zu so einer vollkommnen Reife gelangt seyn, wenn sein tägliches Wachsthum nicht durch ein ganz vortreffliches Hülfsmittel daselbst befördert würde. Dieß ist der sich auszeichnende Privat- oder häußliche Gottesdienst der Insulaner. Ihr öffentlicher Gottesdienst kann nicht wärmer, rührender und ehrfurchtsvoller gedacht werden, als es ihre häußliche Andacht ist. Jedes Haupt einer Familie hält es nicht etwan bloß für Pflicht, sondern es ist seine vorzüglichste Freude, der Lehrer und das Beyspiel seiner Familie zu seyn. Ihre Morgen- und Abendandachten, die durch ein allgemeines unverbrüchliches Herkommen stets in Gemeinschaft mit allen Gliedern der Familie gehalten werden, sind kein leerer Frohndienst, durch welchen man Gott die gewöhnliche tägliche Cour machen will. Sie sind ein wahres Freudenfest glücklicher Kinder, die sich mit vollem Vertrauen ihrem Vater nähern, sich seiner Liebe und seiner Wohlthaten freuen, und ihm ohne Heucheley dafür danken. Der Felsenburgische christliche Hausvater kennt kein größeres Seelerquickendes Vergnügen, als wenn

er

er sich mit seinem Weibe, seinem Kinde, seinem Gesinde von ihrem allgemeinen Vater und Wohlthäter unterhalten, sie auf jeden Beweiß der Liebe und der Güte dieses guten Vaters aufmerksam machen, und das Feuer des Dankes, und des kindlichen Vertrauens zu ihm auch auf ihre Seelen verbreiten kann. Dann genießt seine Seele den Vorschmack des Himmels, wenn er sieht, wie sein Beyspiel der Verehrung Gottes sie reitzt, es nachzuahmen. Was für einen mächtigen Einfluß muß es auf Religion und Sitten eines Volks haben, wo jeder Säugling, von den ersten Jahren an, da seine weiche Seele Eindrücke anzunehmen fähig ist, durch alles, was er hört, und was er sieht, zur Liebe und Verehrung des unendlichen Gottes angewöhnt wird, wenn er Heiterkeit, Zufriedenheit und Dank auf jedem Gesicht sieht, welches er anlächelt. Wir, die wir so sehr über die Schwierigkeiten seufzen, die wir zu übersteigen haben, ehe wir den Gipfel der christlichen Tugend erreichen, haben wir auch je gedacht, diese Schwierigkeiten in ihren ersten Keimen zu ersticken? oder haben wir nicht vielmehr selbst das Unkraut so lange aufwachsen lassen, bis es uns den Weg verwildert und mühsam machte?

Unter den Bewohnern dieser glücklichen Insel ist zwar jeder Tag der Anbetung und der Verehrung Gottes gewidmet, und kein einziger verfließt, an welchem sie nicht wenigstens auf eine kurze Zeit in ihren Kirchen, oder sogenannten Versammlungshäusern zu diesem Endzweck zusammen kommen.

Allein sie haben doch auch noch einige besondere Feste, außer denenjenigen, welche die Christen überall feyern, welche ihnen ganz allein eigen sind. Diese Feste sind keine überflüßige von dem Aberglauben geheiligte Apostelтage, oder solche, von welchen sich keine vernünftige Ursache, als das Alterthum der Sache, angeben läßt, warum man sie feyert. Es sind allgemeine Landfeste, welche verschiedene Tage, theils mit gottesdienstlichen Handlungen, theils mit allerley wohlanständigen Freudensbezeugungen feyerlich begangen werden. Ausser einigen wenigen, die sich auf verschiedene wichtige Vorfälle der Colonie beziehen, zeichnen sich das Fest der Schöpfung, das Erndtenfest, und das Todtenfest vorzüglich aus. Sie freuen sich an dem ersten des Glücks, daß der Mensch auf die unterste Stuffe der vernünftigen Geschöpfe gestellt ward, und Fähigkeit erhielt, von Stuffe zu Stuffe immer höher zu steigen. Jedes fühlbare Herz freut sich sodann seines Daseyns. Freundschaftliche Gastmale, heiterer Scherz, Tanz, Gesang, Musik und jede Art von gesittetem Zeitvertreib, sind die Zeichen, wodurch der Greiß und der Jüngling, jeder nach seinem Geschmack und nach seiner Denkungsart, sein Vergnügen zu erkennen giebt. Kein Seufzer über die Mühseeligkeiten des menschlichen Lebens entweyht diese fröhlichen Tage, und er würde an ihnen doppelt strafbar seyn. Man glaubt hier überhaupt, daß Klagen und Murren über die unvermeidliche Bürde, die der Erdbewohner bißweilen tragen muß, bey so unzählbaren Wohlthaten, wo-

durch

durch er zugleich unter seiner Last erquickt wird, strafbarer Undank gegen Gott sey. Man glaubt aber dieß nicht allein, sondern man handelt auch darnach.

Das Erndtenfest hat Aehnlichkeit mit den bey uns gewöhnlichen Erndtenfesten, nur daß es mit mehr Anstand und Sittlichkeit gefeyert wird. Die schönste Feyer dieses Festes besteht in der Austheilung eines Theils des eingeerndteten Seegens unter die Armen und Unbegüterten der Insel. Die dankenden Gesänge der Landleute, ihre muntern unschuldsvollen Tänze, ihre fröhlichen Aufzüge, ihr bekränztes Haar, sind dankbare Opfer für den erhaltenen Ueberfluß, und durch die ganze Insel ist jeder Ton des geselligen Lebens, auf Freude und Zufriedenheit gestimmt.

Ihr merkwürdigstes Fest, ist das Todtenfest. Dieß ist nicht etwan eine traurige Erinnerung ihres Todes und der Zerstörung ihrer irrdischen Freuden. Es ist ein Fest der Fröhlichkeit, an welchem sie sich freuen, daß auch ihr Staub gesäet werden soll, um zur herrlichsten Schönheit hinwiederum aufzublühen. Sie feyern es größtentheils auf ihren Begräbnißplätzen, auf den Gräbern ihrer modernden Vorwelt, den reizendsten, anmuthsvollsten Lustgärten, die man sich denken kann. Jede Familie bekränzt die Gräber ihrer Anverwandten und Freunde mit Blumen, und schmückt sie des Nachts mit den zierlichsten Erleuchtungen. Alles, was ein

Felsenburgischer Klopstock oder Cramer über Tod, Verwesung und Auferstehung dichten kann, ertönt aus ihren Gesängen, verbunden mit den bezaubernd-sten Reizen der Musik, welche über der Asche ihrer ruhenden Freunde gesungen werden. Jeder Greiß fühlt es sodann ruhig und heiter, daß er nahe an dem großen Verwandlungstag ist, an welchem er sich ohne Furcht aus seinem Raupenstand zu einer höhern Classe der Geister emporschwingen darf. Selbst weder der Mann, noch der Jüngling, zittert nie vor dem Gedanken, daß auch sein kraftvoller Körper, seine erst aufblühende Gesundheit und Munterkeit ihm keinen Freyheitsbrief giebt, erst spät zu seinen Vätern versammlet zu werden. Ohne Schauer und Furcht betrachtet die blühende Schöne mit heiterm Auge den Ort, wo ihre siegreichen Reitze verwelken sollen, denn sie weiß, daß weit vollkommnere ihrer hier warten. O glückliches, dreymal glückliches christliches Volk, welches allein den ächten unerschütterten Heldenmuth besitzt, dem nahen-den Tod ins Angesicht zu schauen, und ihn nicht zu fürchten!

Wenn man die ganze Denkungs - und Handlungsart dieses außerordentlichen Volks genau betrachtet, so wird man jemehr und mehr überzeugt, daß ein frommer, tugendhafter Sinn, ein immerwährendes Wolleben ist. Heiterkeit und Ruhe der Seele athmet aus allem was sie thun, und selbst auf die Gesundheit ihres Körpers hat die Gesundheit ihrer Seele einen erstaunenden Einfluß. Alle diese

Vorzüge

Vorzüge werden sie indessen niemals von mancherley Tadel freymachen. Selbst ihre Religion wird der Orthodox und der Heterodox mangelhaft finden. Dem einen werden sie zu wenig, und dem andern zu viel thun, und der Witzling wird sie überhaupt als die abentheuerlichsten Geschöpfe finden, die jemals durch Natur oder Witz zur Welt gebohren worden sind. Da ich weiß, wie ruhig sie seyn würden, wenn sie diesen Tadel selbst hören sollten, so habe ich um desto weniger nöthig, ihre Vertheidigung zu übernehmen, sondern ich kann unbekümmert fortfahren, sie von einer andern seltsamen Seite zu zeigen.

Der

Der siebzehnte Abschnitt

Vorrede, welche zu jeder Erziehungsschrift paßt. Allgemeine Grundsätze der Erziehungskunst überhaupt, und ihre Anwendung. Vocation eines sogenannten Schulmeisters auf der Insel. Vocation eines Schulmeisters im evangelischlutherischen Deutschland. Vergleichung beyder. Verschiedene Denkwürdigkeiten der Insel, welche bey Errichtung guter Schulseminarien zu erwägen seyn würden. Zustand der Gelehrsamkeit daselbst. Mangel der Materialien zu einem gelehrten Felsenburg. Frage, die auch ohne aufgesetzten Preiß beantwortet zu werden verdient.

Vorurtheil und Gewohnheit wurzeln sich so tief in die Denkungs- und Handlungsart der Menschen ein, daß sie oft die allgemeinsten und nützlichsten Wahrheiten unbegreiflich und unbrauchbar machen. Man würde sich sehr irren, wenn man diesen Fehler bloß der Kurzsichtigkeit des menschlichen Verstandes zuschreiben wollte. Der aufgeklärteste, ausgebreitetste Verstand hängt nicht seltner an der ihm zur andern Natur gewordenen Gewohnheit, läßt sich eben so oft von dem nie geprüften Vorurtheil leiten, als der eingeschränkteste Verstand. Bey keiner Handlung des menschlichen Lebens findet man diese Wahrheit häufiger bestätiget, als bey dem Geschäfte der Erziehung. Wäre dieß nicht, so wäre es unbegreiflich, wie man bey diesem Geschäfte, so grobe, in die Augen fallende Mängel Jahrhunderte hindurch übersehen können, welche man in unsern Zeiten, nach und nach anfängt

fängt wahrzunehmen. Allein dieſe Wahrheit iſt zugleich Apologie für unſere Vorfahren. Das Auge ganzer Nationen wird oft eben ſo lange, als das Auge eines jeden einzelnen Mannes von dem Felle verſchloſſen, welches ihn hindert, die Gegenſtände deutlich und richtig zu ſehen, bis ſich ein geſchickter Operateur findet, der es wegnimmt. Dieſe Wahrheit ſey aber auch zugleich Warnung für unſer Zeitalter, daß wir uns nicht über unſern wahren Werth erheben, und mit unſerm Maulwurfsauge in die volle Sonne zu ſehen glauben, wenn wir in der Finſterniß der Nacht kaum einen oder den andern einzelnen Stern unterſcheiden.

Dieß mag zur Einleitung zu demjenigen dienen, was ich von der Erziehung, vom Flor der Künſte und Wiſſenſchaften und ihrem Verhältniß zu Religion und Sitten der Inſel, die ich beſchreibe, zu ſagen haben werde. Verbeſſerung der gewöhnlichen Erziehungsart, Geſchwätz, gutes und ſchlimmes über Litteratur, iſt der Modeton unſers Zeitalters und größtentheils ſein Lieblingszeitvertreib. Ich habe keine Stimme in der gelehrten Republik, die mich nie zu ihrem Aldermann aufgenommen hat; Niemand fürchte alſo eine gelehrte ermüdende Abhandlung über dieſe wichtigen Gegenſtände. Ich erzähle mein Mährchen in der Stille. Wem es nicht gefällt, der jähne und mache das Buch zu.

Ich habe bereits im Vorhergehenden den auf der Inſel eingeführten Erziehungsplan entwickelt.

Ich

Ich beziehe mich hierauf und wiederhole bloß, daß allhier, in diesem paradoxen Lande, das noch mehr Wunder enthält, als Eldorado, Erziehung von den ersten Jahren des Kindes bis zu den vollendeten Jahren des Jünglings, eines der dringendsten Geschäfte des Staats ist, daß dieses Geschäft ganz aus den Händen der Eltern genommen, und der unumschränkten Leitung der Männer, welchen es der Staat aufgetragen hat, überlassen ist, und daß ein entworfener Erziehungsplan, eben so sehr ein Gegenstand der sorgfältigsten Prüfung des Regenten und der Obersten des Volks ist, als es etwan in andern Ländern, eine projectirte Finanzoperation oder die geheimste Staatsintrigue seyn mag. Die einfachen, unveränderlichen Grundsätze, die man also in Ansehung des Erziehungsgeschäftes, auf der Insel angenommen hat, und die auch zum Theil bereits angeführt worden sind, möchten etwan vorzüglich folgende seyn: Alles, was der Mensch seyn soll, muß er hauptsächlich durch die Erziehung werden: Erziehung ist der Grund seiner Tugenden, so wie sie auch der Grund seiner Laster seyn wird. Die ersten Eindrücke, die er durch diese Erziehung erhält, werden unauslöschlich in seiner Seele hangen bleiben. Wenn Religion und Tugend die ersten Bestandtheile menschlicher Glückseeligkeit sind, so müssen diese ersten Eindrücke vorzüglich auf diese Religion und Tugend gerichtet seyn. Er muß so an sie gewöhnt werden, daß sie sich ganz in seinen Character verweben, und, so zu sagen, einen Theil seiner Natur ausmachen.

Dieß

Dieß muß nicht blos bey einem oder dem andern Individuum geschehen, es muß bey dem größten Theil der zu erziehenden Jugend bewerkstelliget werden, kurz es muß Volkserziehung seyn. Diese muß einen festen Nationalcharacter hervorbringen. Sie muß also nicht der Phantasie und der Willkühr eines jeden oft kurzsichtigen Erziehers überlaßen werden. Sie muß folglich nach einem festgesetzten, wohlgeprüften, und, so viel möglich, tadelfreyen Plan des Staats geschehen. Dieser wird ohne unmittelbaren Beytritt, und thätige Hülfe des Staats nie auszuführen möglich seyn. Die verständigsten einsichtsvollsten Männer, werden von dem bunten A B C Buch des lernenden Knaben an, bis zur gänzlichen Vollendung des wißbegierigen Jünglings an der Ausführung dieses Plans arbeiten müssen; Der Arme und der Reiche wird gleichen Unterricht von ihnen erhalten, und der Lohn für die Lehrenden wird nie so groß, als ihre Bemühung und der Nutzen, den sie schaffen, seyn können, er muß aber indessen doch wenigstens in einigem Verhältniß mit beyden stehen.

Alle diese Grundsätze und noch hundert andere nützliche und wichtige, hat man in Europäischen Ländern schon oft in Büchern geprediget, aber selten oder gar nicht darnach gehandelt. Auf der Insel Felsenburg hat man nicht allein davon geschrieben, sondern man hat sie auch wirklich ausgeübt. Bey der zugestandenen Richtigkeit aller dieser Grundsätze

wird

wird auch immer noch die Frage zu beantworten seyn: Welches die beste und leichteste Methode ist, alle diese Grundsätze auch wirklich in Ausübung zu bringen? Diejenige Methode, welche man hierzu auf der Insel Felsenburg für die beste erachtet hat, ist oben schon weitläuftig erzählt worden, theils wird sie auch noch aus einigen im Folgenden angeführten Stellen der Instruction, worauf jeder Lehrer und Aufseher der untern Classen der Zöglinge gewiesen ist, noch mehr erhellen. Das Hauptwerk kommt hierbey darauf an: Daß jede Pflicht dem jungen Menschen so viel möglich als unentbehrliche Gewohnheit eingeätzt, hierzu seine Leidenschaften selbst genützt, und sein ganzes Geschäft ihm weder zum Spielwerk, noch zu verdrießlicher Arbeit gemacht, sondern er von dem ersten Augenblick, da er zu handeln fähig ist, zur Thätigkeit gewöhnt wird; daß alles, was man ihn lehrt, darauf abzielt, seinen Verstand zu erleuchten, und sein Herz für das Gute zu erwärmen. Daß man Liebe Gottes und des Nächsten, zur herrschenden Neigung des Knabens und des Jünglings, je nachdem es der noch unreife oder reifere Keim des Verstandes zuläßt, zu erheben sucht; daß man alle Hinderniße hinwegräumt, welche das Gute im ersten Wachsthum ersticken; daß man alle die mannigfaltigen Räder der großen Maschine der Erziehung im richtigen Gang erhält, so, daß eins in das andre eingreift, weil, wenn eins stockt, alle stocken; und daß man endlich nie vergißt, daß auf unserer Erde nicht die voll-

vollkommenste Erziehung, sondern nur diejenige, welche die wenigsten Mängel hat, möglich ist; Daß man also Phantasie nie mit Realität verwechsele.

Zu einiger Erläuterung, wie man auf der Insel alle diese Regeln anzuwenden, bemüht gewesen ist, theile ich einen Auszug aus derjenigen Instruction mit, welche jedem Lehrer der ersten Erziehungsclasse, bey dem Antritte seines Amtes mitgetheilt wird, und welcher er nachzukommen angeloben muß. Diese Instruction ist auf der Insel dasjenige, was bey uns die Vocation eines so genannten Schulmeisters seyn würde. Der Inhalt dieser Instruction und unserer so genannten Vocationen sind nun freylich einander so unähnlich, als auch ein Lehrer der ersten Classe auf der Insel und ein sogenannter Schulmeister bey uns zwey ganz heterogene Dinge sind. Aber auf dieser Insel ist nun einmal vieles weit anders, als es in andern Ländern ist.

„Ich, der Altvater, und wir, die Stammälte„sten der verschiedenen Geschlechte dieser Insel, ver„langen von N. N., welchen wir nach sorgfältiger „Ueberlegung zum Lehrer der ersten Classe in dem Er„ziehungshause zu N. N. gewählt haben, haupt„sächlich folgende Eigenschaften: Sein ganzes Be„zeigen gegen seine Lehrlinge muß liebreich, sanft„müthig und gefällig seyn. Er muß nie mürrisch „seyn, und zum Ernst nie schreiten, als bis der Ver-

„such, seine Absicht, durch Liebe zu erreichen, ganz „vergeblich gewesen ist. Die Erwerbung der Liebe „und des Zutrauens seiner Lehrlinge, muß eine sei„ner wichtigsten Pflichten seyn. Er muß sich bis „zu ihren Spielen herabzulassen wissen, und es ist „gut, wenn er es so weit zu bringen weiß, daß „sie selbst in ihren kindischen Angelegenheiten, ihn „zu ihrem Vertrauten und Rathgeber machen. „Hauptsächlich aber muß er von einer nie zu ermü„denden Geduld seyn. Ihre kindischen Einfälle, „ihre Unarten, selbst ihre Trägheit muß ihn nie bis „zur Ungedult reitzen. Hat er nicht so viel kaltes „Blut, alle diese Mängel seiner Lehrlinge zu ertra„gen, so muß er sich dieser beschwerlichen Gattung „der Erziehung nie widmen. Durch Ungedult und „Hitze wird er sie nie bessern. Schaam, gebesserte „Einsicht, Erregung der Reue und Klugheit, ihre „kindische Begierden zu guten Endzwecken zu nu„tzen, sind bessere Hülfsmittel.

„Kaum ist es nöthig, zu erinnern, daß er völlig „Beherrscher seiner eignen Leidenschaften seyn muß. „Schon als Christ ist er sich die strengste Beobach„tung dieser Pflicht schuldig, und als Lehrer ist er „sich ihre Erfüllung doppelt schuldig. Für jeden „schlimmen Eindruck, welchen seine Fehler und La„ster, z. E. sein Zorn, sein Geiz, seine Faulheit, „seine unordentliche Lebensart, in den weichen See„len seiner Lehrlinge hinterläßt, wird er Gott Re„chenschaft ablegen müssen ꝛc.

„Seine

„Seine Lehrmethode muß vorzüglich von seiner „eignen Einsicht und von der Känntniß der Cha„ractere und der Geistesfähigkeiten seiner Lehrlinge „abhängen. Festbestimmte, unveränderliche Regeln „lassen sich hier nicht geben. Was hier folgt, muß „er mehr als gute Rathschläge, als ausdrückliche „Vorschrift ansehen. Die Hauptsache ist, daß er „seinen Lehrlingen ihre Beschäftigung, von ihm zu „lernen, nie zu einer beschwerlichen unangeneh„men Arbeit mache. Er muß also seinen Unterricht „munter, mannigfaltig zu machen, und seine Zuhö„rer stets in der Aufmerksamkeit zu erhalten wissen. „Er muß ihre kindische Neubegierde, so viel möglich „zu erregen suchen, er muß nie schelten oder gar kör„perliche Strafen brauchen, wenn sie ihre Lection „entweder nicht wissen, oder falsch sagen. Aber nie „muß er ihnen auch die Erlernung ihrer Lection zu „einem bloßen Spielwerk machen. Sie müssen von „dem zartesten Alter an, zur Arbeit, und zu einer „ihren Jahren angemessenen Anstrengung der Gei„steskräfte angewöhnt werden. Es ist gewiß, und „die Erfahrung bestätiget es, daß alle die spielen„den Methoden, welche man z. E. erfunden hat, „Kindern die Anfangsgründe der Sprachen, selbst „ihrer Muttersprache zu lehren, mangelhaft sind. „Nicht zu gedenken, daß jedes einförmige Spiel ei„nem Kinde leicht verhaßt, und so beschwerlich, als „jede andere Arbeit wird; zumal, wenn einige An„strengung des Geistes dabey nöthig ist, so bleibt „jede spielende Lehrmethode nur allezeit auf der „Oberfläche der Sachen hängen, verdirbt den Lehr-

„ling, welcher nur alles spielend und ohne viele Mü-
„he und Arbeit lernen will, eine Sache, die im Gan-
„zen genommen, überhaupt unmöglich ist, und
„macht den Lehrer am Ende selbst faul und träge ꝛc.

„Da die zarten Lehrlinge, die seiner Sorgfalt
„anvertraut werden, das reinste weichste Wachs
„sind, welches noch durch keine falschen, verwerfli-
„chen Abdrücke verunstaltet worden ist, und wel-
„ches sich noch in jede Form drucken läst, so wird
„es hauptsächlich von der eignen Gottesfurcht und
„dem Verstand des Lehrers abhängen, worzu er sie
„bilden will. Alle Erlernung einer jeden nützlichen
„Wissenschaft würde vergeblich seyn, wenn die See-
„le des Lehrlings dabey vernachläßiget, und nicht
„in den ersten Jahren des Unterrichts der festeste
„Grund zur Gottes- und Menschenliebe in die See-
„le des Kindes gelegt wird. Dieser Saame muß
„jetzt schon gesäet werden, wenn er in spätern Jah-
„ren reichliche Früchte tragen soll. Allein er muß
„nicht gesäet werden, durch auswendig gelernte
„Sprüche der Bibel, durch Religionslehren, wel-
„che dem kindischen Alter unverständlich sind. Der
„Religionsunterricht des Kindes muß blos sinnlich
„seyn. Es muß Gott und den Menschen lieben ler-
„nen, wie es seinen Vater lieben lernt. Beyspiele,
„Erzählung, Dinge, welche das Reich der Natur
„anbiethet, jede zufällige Gelegenheit, werden dem
„aufmerksamen und einsichtsvollen Lehrer, Mittel
„genug anbiethen, seinen Saamen auszustreuen,
„und groß wird sein Lohn seyn, wenn er sorgfältig
„genug ist ꝛc.

„Jede

„Jede Tugend, welche das Glück des Menschen „befördern hilft, schlägt ihre Wurzel in ächter Got„tes- und Menschenliebe. Den Zusammenhang die„ser Tugenden kann das Kind zwar nicht einsehen. „Allein der Lehrer muß jede Gelegenheit sorgfältig „ergreifen, es auf jede dieser Tugenden aufmerksam „zu machen, und sie ihm in gefälliger einnehmender „Gestalt zu zeigen. Selbst die dem Menschen so „nöthige Tugend der Gedult Leiden zu ertragen, „kann dem Kind in einem Lichte gezeigt werden, in „welchem es den Werth dieser Tugend zu begreifen, „fähig ist. Hieraus wird der Lehrer leicht, auch „ohne Erinnerung begreifen, daß Bildung des mo„ralischen Characters seiner Lehrlinge, eine eben so „wichtige Pflicht für ihn ist, als der ihm obliegende „Unterricht in jeder nützlichen Känntniß. Die Bil„dung dieses moralischen Characters, schränkt sich „nicht bloß auf Tugenden und Pflichten ein, welche „die Religion von dem Menschen fordert. Der „Mensch soll nicht bloß fromm seyn, er soll nach „dem Ausspruch des Apostels jedem Lobe, jeder Tu„gend nachtrachten. Der junge Bürger muß früh „gewöhnt werden, alles zu vermeiden, wodurch er „andern mißfällig, wiedrig, ekelhaft werden kann. „Reinlichkeit, Ordnung, Ablegung alles ungesitteten „Betragens, Feinheit der Sitten, sind eben so nö„thige und nützliche Tugenden als, Nüchternheit, „Keuschheit, Aufrichtigkeit. Der Lehrer muß also „seine Lehrlinge sorgfältig unterweisen, nicht nur „christliche, sondern auch gesittete Menschen zu wer„den. Hierzu muß er alle und jede, ohne Ausnah-

„me zu gewöhnen suchen, sie mögen reich oder arm;
„es mag das Kind des Regenten, oder das Kind
„des niedrigsten Dienstbothens seyn. Wachsthum
„in Känntnissen und Wissenschaften hängt zum
„Theil mit von den Fähigkeiten des Geistes ab.
„Wachsthum in den Sitten ist stets Folge unermü-
„deter Cultur ꝛc.

„Körperliche Bestrafungen bey ermangelndem
„Fleiß der Lehrlinge, oder Fehlern des Verstandes,
„lassen sich einem Lehrer des ersten kindischen Alters
„weder ganz abrathen, noch anrathen. Sie kön-
„nen bey gewissen einzelnen Zöglingen fast unent-
„behrlich seyn, allein ein allgemeines Hülfsmittel zu
„Ermunterung des Fleißes können sie nie werden.
„Eigene Klugheit und Einsicht muß auch hier den
„Lehrer ganz allein leiten. Bey Fehlern des Her-
„zens können sie oft ein heilsames Mittel werden,
„den verdorbenen Zögling zu bessern, allein ihr
„größter Nutzen hängt nicht von dem kurzen Ein-
„druck ab, welchen der physicalische Schmerz auf die
„Sinne macht, sondern von den Formalitäten, von
„welchen sie begleitet werden, und welche das Herz
„des Knaben, welcher fühlen kann, oft heftiger
„schmerzen, als die Strafe den Körper schmerzt.
„Daß jede körperliche Bestrafung nicht im Zorn
„unternommen, daß sie mit weiser Mäßigung ge-
„braucht, daß sie sehr selten, und nur im äußersten
„Nothfall angewendet werden muß, braucht kaum
„erinnert zu werden. Ein Lehrer, welcher bey nö-
„thiger körperlichen Bestrafung nicht den Vater,

„son-

„sondern den Barbaren machen würde, bleibt auf „dieser glücklichen Insel, wo Tyranney im Großen „und Kleinen äuserst verhaßt ist, der härtesten „Ahndung bürgerlicher Gesetze bloß gestellt ꝛc.

„Belohnungen müssen eben so wenig als Bestra„fungen als Ermunterung zum Fleiß und zu jeder „löblichen Tugend angewandt werden. Kein jun„ger Bürger dieser Insel müsse jemals von seinem „zartesten Alter an, zu einem lohnsüchtigen Knecht „gebildet werden, der das Edle und Gute deswe„gen thut, weil er Belohnung dafür hoft. Wenn „der faule Knabe weder durch die liebkosende, noch „strafende Stimme seines Lehrers und Freundes er„muntert werden kann, so suche ihn dieser Lehrer „nicht dadurch zu bessern, daß er ihm Ergötzlichkeit „versagt, die er die übrigen Mitschüler genüßen „läßt, oder daß er diesen letztern Vorzüge für jenem „einräumt. Trotz aller kindischen, noch schwachen „Begriffe des Knabens, muß er überzeugt werden, „daß er für seine Trägheit gestraft genug ist, wenn „er jene edle Eigenschaft der Seele entbehrt, die er „sich erwerben konnte. Kann er nie zu dieser Ue„berzeugung gebracht werden, so wird er stets ein „schwacher, kraftloser Mensch bleiben, und weder „die Ruthe der Zucht, noch der Kranz der Ehre, der „ihm vorgehalten wird, wird ihn bessern. ꝛc.

„Die Gesundheit der Seele des lernenden Kna„ben ist es nicht allein, welche die Sorgfalt und „die Treue des wachsamen Lehrers erfordert. Er

„muß für die körperliche Gesundheit der ihm an-
„vertrauten Zöglinge unermüdet besorgt seyn. Die
„Kräfte des Körpers müssen erst fest seyn, wenn
„die Seele in ihrer Werkstatt ungestöhrt arbeiten
„soll. Auf alles was darzu dient, die Gesund-
„heit des Kindes zu erhalten, und zu vermehren,
„muß sein Auge gerichtet seyn. Nahrung, Spiel,
„Bewegung, Schlaf, Ordnung, Reinlichkeit, Klei-
„dung, Wohnung, sind nicht zu geringschätzige Gegen-
„stände, als daß er sie nicht seiner Aufmerksamkeit
„würdigen sollte. Unter seiner besondern Aufsicht, ste-
„hen alle Pfleger und Pflegerinnen, die nach der beson-
„dern Erziehungsanstalt unserer Insel darzu ange-
„stellt sind, daß sie dem kindischen Alter die Pflege
„und Wartung reichen, die ihm unentbehrlich ist.
„Er muß die bemerkten Fehler und Mängel an ge-
„hörigem Orte zur Verbesserung anzeigen, zu dem
„Ende seine Lehrlinge, auch außer den Schulstun-
„den oft besuchen, ihre Erhohlungen leiten, ihren
„Bedürfnissen abhelfen, und kurz, der wahre Vater
„aller der jungen Pflanzen seyn, die seiner War-
„tung anvertrauet worden sind ꝛc.

„Wir, der Altvater und Stammältesten bekennen
„hierdurch, daß wenn er sein mühsames Amt ge-
„treu erfüllen, und den ersten Saamen der Tugend
„und Gottesfurcht, mit allem Eifer und mit aller
„Klugheit, in die Herzen unserer jungen Nachwelt
„ausstreuen wird, wir bey allen Belohnungen, die
„wir ihm anbiethen können, ihn nie hinreichend zu
„belohnen vermögend sind. Wir werden in ihm

„den

„den treuen Arbeiter in der großen Haushaltung „Gottes dankbar ehren, und ihm den Rang unter den „Verdienstvollsten und Nützlichsten unserer Mitbür„ger anweisen. Zu seinem reichlichen Auskommen „soll er haben ein geraumes und bequemes Haus „mit dem nöthigen Hausgeräthe, einen feinen an„muthigen Garten, so viel Getreyde als er in seiner „Haushaltung nöthig hat, und nach dem Verhält„niß seiner schwerern oder leichtern Arbeit, drey„bis vierhundert Thaler jährlichen Gehalt, aus un„serer allgemeinen Landescasse. Seine Wittwe und „Kinder sollen bey seinem frühzeitigen Absterben, „in den Versorgungs- und Erziehungshäusern der „Insel eine vorzügliche Verpflegung genüßen, in so „fern sie solcher bedürftig sind, und wir wollen al„les beytragen, ihm sein mühsames Leben ruhig „und angenehm zu machen.“

Ich zweifle nicht, daß viele Leser den gewöhnlichen Kanzeley- oder Consistorialstyl in dieser Vocation gänzlich vermissen, und den Unterschied zwischen selbiger, und der Vocation eines deutschen Schulmeisters sehr auffallend finden werden. Jedem Unpartheyischen sey es zu eigener Prüfung überlassen, ob sich eine solche Vocation besser lesen läßt, wenn sie nach dem vorherstehenden Inhalt oder etwan folgendergestalt abgefaßt ist:

„Ich N. N. Erblehn und Gerichtsherr auf N. „uhrkunde und bekenne: Nachdem ich aus be„sonderer Huld und Gnade den N. N. wegen sei-

„ner gegen mich währender Zeit er mir als Tafel-
„decker bedient gewesen, bezeigten Treue, den erös-
„neten Schulmeister und Organistendienst des Dörf-
„leins N. gnädigst angedeyhen zu lassen, mich re-
„solvirt, als ernenne ich hierdurch besagten N. zum
„Schulmeister und Organisten des Dörfleins N.
„mit dem Bedeuten, daß er seiner vorgesetzten
„Obrigkeit und besonders mir, seinem Collatori und
„Gerichtsherrn treu, hold und gewärtig sey, und al-
„len gebührenden Respect bezeige, sein Amt fleißig
„abwarte, die ihm anvertraute Jugend täglich von
„6 bis 10 Uhr Vormittags, und von 1 bis 4 Uhr
„Nachmittags fleißig unterrichte, sie in der reinen
„evangelischen Lehre nach der unveränderten Aug-
„spurgischen Confeßion, wie nicht weniger im Le-
„sen und Schreiben, so viel ihm das letztere selbst
„geläufig ist, mit aller Treue unterweise, das Lau-
„ten zur Kirche und sonst gehörig verrichte, auf
„Glocken und Seiger, wie nicht weniger auf das
„Kirchengeräthe behörige Aufsicht trage, die Orgel
„an Sonn- und Festtagen, wohl und zierlich spie-
„le, auch wann er darzu erfordert wird, bey Herr-
„schaftlichen Festivitäten, Tafelmusiken und derglei-
„chen mit seiner erlernten Kunst nebst andern auf-
„warte, auch sonst sich also verhalte, wie es einem
„treuen Schulmeister und Organisten geziemet und
„gebühret. Für diese seine getreuen Dienste, soll er
„außer der Schulwohnung, die zwar etwas ver-
„fallen und, sobald möglich, gebauet werden soll, in-
„gleichen 1 Morgen Lehdeacker, der zur Schulwoh-
„nung gehört, alljährlich Vier Gülden und noch

„Einen

„Einen Gülden besonders für die Orgel zu schlagen,
„excl. des Gewöhnlichen an Seigerschmiere, Oehl-
„geld, Mayengeld, Waschgeld für das Kirchenge-
„räthe, die Kirchrechnung zu schreiben, und dem
„Herrn Pastori den Mantel auf das Filial nachzu-
„tragen, aus dem Kirchenvermögen, nicht weniger
„von jedem Schulkind quartaliter Drey Pfennige,
„und von jedem Anspänner und Halbhüfner, all-
„jährlich noch über das hergebrachte Neujahrsin-
„gen, eine Wurst und ein Brodt unausbleiblich er-
„halten, auch die üblichen Accidentien bey Kindtau-
„fen und Begräbnissen ungestöhrt genüßen. In-
„gleichen soll ihm auch wegen seiner besondern Ge-
„schicklichkeit und Dexterität in Musicis nachgelassen
„seyn, an Kindtaufen, Hochzeiten und Kirmsen sei-
„nes Ortes und der umliegenden Orte bey erlaub-
„ten Ergötzlichkeiten der Unterthanen mit seiner
„wohlerlernten Kunst gegen die Gebühr aufzuwar-
„ten ꝛc. Dessen allen zu mehreren Urkund ist die-
„se Vocation von mir als Erblehn und Gerichts-
„herrn zu N. auch Collatorn der dasigen Kirchen
„und Schulen wohlbedächtig ausgestellt, auch mit
„meinem angebohrnen Hochreichsgräflichen Wap-
„pen und Hand besiegelt und unterschrieben wor-
„den. So geschehen Schloß N. ꝛc.“

Ich würde noch sehr weitläuftig seyn müssen, wenn ich alles Besondere, so ich bey der Felsenburgischen Erziehungskunst bemerkt habe, anführen wollte. Ich will mich bloß noch bey einigen allgemeinen Bemerkungen aufhalten. Man sieht aus allen dabey getroffenen Anstalten, daß Erziehung

der

der Jugend daselbst die Grundlage ist, auf welcher sich das ganze Religions- und Politische System der Insel gründet. Alle Triebfedern, welche den künftigen Bürger in allen seinen Handlungen in Bewegung setzen und in Gang erhalten sollen, werden in den allgemeinen Erziehungsanstalten zubereitet, angelegt und gespannt. Jeder Schritt der bey der Erziehung gethan wird, hat eine Absicht zum Grunde, den jungen Menschen zu demjenigen zu bilden, was er dermaleinst seyn soll, der gute ächte Christ, und der nützliche Bürger. In allen diesen Erziehungshäusern ist übrigens die Lehrmethode, die Einrichtung und der Gang des ganzen Werks fast immer einerley. Es herrscht in jedem einerley Ordnung, einerley Reinigkeit, selbst einerley Ueberfluß. Die Häuser selbst, sind als öffentliche Gebäude des Staats mit einem gewissen Geschmack, und so gar mit einer Art von Pracht gebaut. Sie vertreten die Stellen prächtiger Kirchen, an welchen der äussere Schmuck, den Mangel des Innern ersetzen soll, kostbarer Hospitäler, in welchen die Vorsteher reich werden, und die armen Bewohner verhungern und oft vom Schweiß des Volks erbauter Lustschlösser der Fürsten.

Die Erzieher der zartesten Jugend sind keine rohe, unwissende, ungesittete Geschöpfe, welche oft aus dem niedrigsten Pöbel zusammengeraft sind. Es sind die geschicktesten, einsichtsvollsten Männer von den feinsten Sitten, den ausgebreitesten Känntnissen, und der geprüftesten Geschicklichkeit, Ver-

stand und Herz dieser Jugend zu bilden und nach den weisesten Maasregeln zu lenken. Eben diese vorzüglichen Verdienste, welche die Lehrer der ersten und untersten Erziehungsclassen bezeichnen, sind auch allen Lehrern der übrigen Classen, und zwar Jedem nach dem Grade der Fähigkeiten, die sein Amt von ihm fordert, eigen. Alle sind würdige, geschickte, helldenkende Männer. Wissenschaft, Geschmack, Feinheit der Sitten, Redlichkeit des Herzens sind bey jedem Lehrer, dem das Geschäft der Erziehung, es mag sich solches auf die ersten Anfangsgründe der menschlichen Känntnisse, oder auf einen höhern Grad derselben beziehen, anvertrauet ist, unentbehrliche Eigenschaften. Man würde sehr unrecht handeln, wenn man es als einen leeren Traum ansehen wollte, daß sich auf einem so kleinen Winkel des Erdbodens, als meine Insel ist, so viele würdige, verdienstvolle Männer auf einmal finden sollten, als zu Erziehung einer zahlreichen Jugend erforderlich ist. Würde man diese Menge, wird man sagen, nicht oft mit vergeblicher Mühe in einem größern und weitläuftigen Lande aufsuchen? Allein würde man sich in jedem Lande, so viel Mühe als hier geben, gute und geschickte Lehrer der Jugend zu bilden, die hierzu fähigen Köpfe, aus der übrigen Menge aufzusuchen, sie zu ihrem künftigen Beruff, welchem sie sich widmen wollen, auf alle mögliche Art zu ermuntern, sie bey der treuen Führung ihres Amtes selbst, vorzüglich zu unterscheiden und zu belohnen, so würde man daselbst auch eben so wenig Mangel an guten Lehrern und Erziehern

der

der Jugend haben als hier. Würde man hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf die bessere Pflege des Lehrstandes, der erstern oder so genannten untersten Classe der Lehrer widmen, was für einen mächtigen Einfluß würde es auf die Unterweisung und Bildung in den höhern Classen haben! Allein so lange noch der Auswurf und die Auswüchslinge des menschlichen Verstandes der Teig sind, woraus man tüchtige Schullehrer zu formen sucht, so lange man ihnen zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht viel mehr reicht, als dem Hund der an der Kette liegt, und sie auch nicht viel höher achtet, so lange muß in einem solchen Lande, wo dieß üblich ist, Erziehung der Jugend des gemeinen Mannes, wovon hier eigentlich die Rede ist, das armseligste Ding seyn und bleiben, was man sich denken kann, und wenn sich auch sämmtliche Consistorialräthe dieser Lande an verbesserten Schulordnungen die Finger lahm schreiben würden.

Auf der Insel Felsenburg die ich beschreibe, ist der Lehrer, der dem Knaben das A B C der Sprache und der Tugend lehrt, eben der geachtete, angesehene Mann, der in einem andern Lande der große Gelehrte, der reiche Kaufmann, oder selbst der vergoldete Höfling des Fürsten ist. Jede Gesellschaft seiner Mitbürger ist ihm offen, und der Staub seiner Schule macht ihn nie der Freundschaft des edelsten Mannes unwürdig. Sein Gesicht ist nie der Spiegel der Dürftigkeit und der kriechenden Demuth gegen Höhere. Er fühlt nie den nagenden

Wurm

Wurm der Nahrungssorgen, und Würde und Anstand begleitet jede seiner Handlungen. Freylich bestehen diese Handlungen aber auch nicht in Aufwartungen, die er dem ihm vorgesetzten Herrn Pastor zu erweisen verbunden ist, oder in niedrigen Beschäftigungen, die ihn und seine armselige Familie von dem langsamen Tode des Verhungerns retten müssen. Wie hoch kann die Erziehungskunst von solchen Erziehern getrieben werden, und was für ein Geschlecht von Menschen muß sie hervorbringen!

Ich habe bereits erinnert, daß alle männliche Jugend der Insel, ohne Unterschied der Geburth, des Standes, der Vermögensumstände ihrer Eltern eine gleiche Erziehung in den öffentlichen Erziehungshäusern der Insel so lange erhält, biß sich jeder Jüngling seiner künftigen Lebensart, nach der Leitung seiner Obern widmet. Die Frucht dieser Art der Erziehung zeigt sich bey der ganzen Nation überhaupt. In jedem Stande des Lebens, von demjenigen an, welcher sich bey dem Pfluge nicht entehrt zu seyn glaubt, bis zu demjenigen, welcher das Glück der Bürger durch gute Gesetze zu befördern sucht, findet man Leute von aufgeklärtem Verstand, von mannigfaltigen nützlichen Känntnissen, auch von solchen, die sich über die Sphäre ihres gewöhnlichen Gewerbes erstrecken, von den feinsten Sitten, und der edelsten Denkungsart. Aberglaube, Vorurtheil, natürliche Dummheit, rohe Lebensart, Einfalt des Verstandes findet hier bey keiner Classe der Menschen, Erdreich, wo sie fest wurzeln können.

können. Der Landmann schwatzt von Begebenheiten in der Natur, und andern Dingen, oft mit eben so viel Richtigkeit, als der forschende Gelehrte; in keinem andern Lande unserer Welt, wird man so klar als hier den Beweis finden, daß Gott alle Menschen gleichgeschaffen hat, und daß diese allgemeine Gleichheit möglich ist.

Die allgemeine über die ganze Nation verbreitete Erlernung vieler nützlichen Känntnisse, welche die Aufklärung aller Stände des bürgerlichen Lebens bewirkt, versteckt sich hier indessen nicht unter dem erborgten Namen der wahren und gründlichen Gelehrsamkeit. Auch diese prangt hier mit dem Vorzug der ihr gebührt; allein es wimmelt hier nicht von einem Schwarm von Gelehrten, welche diesen Titel oft mehr dem Vorurtheil und der Einbildung, als dem Nutzen, den sie für das gemeine Wesen stiften, zu danken haben. Es giebt hier, wenige, aber gründliche Gelehrte vom ersten Rang. Die Art und Weise, wie die eigentlichen sogenannten Wissenschaften hier erlernt und Gelehrte zubereitet werden, ist oben beschrieben worden. Ich habe auch bereits daselbst angemerkt, daß man hier nur denjenigen Wissenschaften und Künsten einen vorzüglichen Werth beylegt, welche einen unmittelbaren Einfluß auf die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit haben, diejenigen aber nicht so außerordentlich zu schätzen scheint, die hierzu nur einen entferntern und nicht sogleich bemerkten Nutzen beytragen können. Hier wird also nur noch

ein

ein allgemeiner Abriß nöthig seyn, in welchem Verhältniß die verschiedenen Künste und Wissenschaften unter sich, bey einem Volk stehen, bey welchem Religion den Grund aller seiner Verfassung ausmacht.

Wenn man den Ursprung der christlichen Religion genauer erwägt, so scheint es dem ersten Anblick nach, als ob der Flor der Wissenschaften mit dem Flor der Religion gar keinen Zusammenhang habe, und als ob der letztere ohne den erstern ganz wohl bestehen könne. War nicht diese christliche Religion auf den Stamm einer andern, der Jüdischen, gepfropft, welche Unwissenheit und Verachtung aller Künste und Wissenschaften, die damals unter andern Völkern blühten, zu ihrem besondern Erbantheil erhalten zu haben schien? Waren nicht die ersten Lehrer dieser Religion, wenigstens dem größten Theil nach, Männer ohne alle litterarische Känntnisse und Hülfsmittel? Waren die eifrigsten und wärmsten Bekenner dieser Religion nicht eben diejenigen, welche noch in manche Wolken des Vorurtheils und der Unwissenheit bey aller Rechtschaffenheit des Herzens eingehüllt blieben? Wer daran zweifelt, darf nur fast jeden Kirchenvater, der ihm in die Hände fällt, aufschlagen. Wie viel menschlichen Zusatz und Schlacken hat nicht endlich so manche Gattung der Wissenschaften in das eigene Göttliche der Religion hineingetragen und dasselbe dadurch verunreiniget? Alle diese Gedanken wären traurig und für den Verstand, dieß herrliche

Geschenk Gottes erniedrigend, wenn sie wahr wären, und wenn wir uns, um gute Christen zu seyn, in die Zeiten der Barbarey und Unwissenheit, in die Zeiten der Mönche und Einsiedler zurück setzen müßten. Zum Glück bestätiget es Erfahrung und Geschichte, wie genau mit dem Verfall der Künste und Wissenschaften, der Verfall der Religion selbst verbunden gewesen, und wie glücklich die wieder anbrechende Morgenröthe in den erstern, auch die Finsterniß, welche sich über die letztere verbreitete, hinwiederum aufgeklärt hat.

Indessen würde die Beantwortung der Frage: in welchem Verhältniß stehen Aufklärung und Wachsthum der Künste und Wissenschaften, und Aufklärung und Wachsthum der Religion gegen einander? und wie viel tragen eigentlich die erstern zu Beförderung der letztern bey, immer noch der Untersuchung eines denkenden Kopfs würdig seyn. Mich däucht, es dürfte sich am Ende finden, daß Gewinn und Verlust bey dem Wachsthum der Wissenschaften und Künste für die Religion ziemlich gleich sey, daß die erstern ein zufälliges, aber kein nothwendiges Hülfsmittel des beförderten Wachsthum der letztern seyn werden, und daß endlich mit einem Wort ein in einem hohen Grad christliches Volk nie ein in einem hohen Grad gelehrtes Volk seyn wird, noch seyn kann. Die Gründe welche diesen dem Wiederspruch vielleicht sehr ausgesetzten Satz unterstützen, lassen sich hier nicht weitläuftig anführen. Ich begnüge mich einen Beweiß aus

der

der Erfahrung für selbigen anzuführen, und dieser Beweiß ist von dem Grad der Cultur und des Flors der Künste und Wissenschaften, auf derjenigen Insel, die ich beschreibe, hergenommen.

Es giebt hier gründliche und brauchbare, aber keine glänzende Gelehrte, welche sich auf den Schwingen ihres Geistes, zur Bewunderung ihres Volks und anderer Völker empor geschwungen haben. Man kennt hier kein Phantom, welches man Unsterblichkeit des Namens nennt, und man opfert ihm hier weder seine Zeit, noch seine Gesundheit noch seine Zufriedenheit auf. Man glaubt hier fest, daß der unbewunderte verborgne Mann oft mehr stille Größe des Geistes besitzt, als der halbvergötterte Liebling der Menge, der mit ebender Aengstlichkeit um das kleinste Lob seiner Nebenmenschen buhlt, mit welcher die Motte das Licht umflattert. Lob und Tadel der jetzigen und der künftigen Welten sind in dem Auge des Felsenburgischen Gelehrten noch weniger als Staub gegen den Beyfall des Unermeßlichen, dem einzigen Ziel seines heißen Bestrebens und seiner Wünsche. Er fragt sich daher nie bey jeder Arbeit seines Geistes, die er unternimmt: wie sehr wird die Nation über den hohen unnachahmlichen Flug deines Genies erstaunen? Sondern: wie viel Nutzen wirst du für den Ort, für den Cirkel, in welchem du lebst, für dein ganzes Volk stiften?

Dieß ist der wahre Grund, warum hier verschiedene Gattungen der Künste und Wissenschaften we-

nig, verschiedene aber gar nicht getrieben und geachtet werden. Alle Wissenschaften, welche zu Beförderung eines vernünftigen Religionsstudiums, zu richtiger und genauerer Känntniß der Arzeneykunde und der damit verbundenen Zweige, der Gesetzkunde, etwas beytragen können, sind die vorzüglichsten Gegenstände des gelehrten Fleißes. Alle Künste und Wissenschaften, welche mehr die Seele belästigen, als bessern, werden mit wenigerm Eifer bearbeitet, und diejenigen, welche bloß belustigen, oder gar nur die Sinne reitzen, werden ganz vernachlässiget. Die speculativische Philosophie hat ihre Freunde und Verehrer, aber man sucht ihre Schätze mit sehr abgemessener Vorsichtigkeit auf. Man glaubt hier, daß derjenige, der nach diesen Schätzen nicht tief genug gräbt, öfterer, als derjenige, der sie gar nicht sucht, Gefahr läuft, unter dem Schutt der Irrthümer begraben zu werden, und daß derjenige, der sie zu tief sucht, sie gemeiniglich gar nicht findet. Eine besondere Claßification des verschiedenen Werthes, welchen man hier jeder einzelnen Kunst oder Wissenschaft, mittheilt, weitläuftiger anzuführen, unterlasse ich theils aus dem Grunde, um keinen Dilettanten in dem süßen Vorurtheil zu stöhren, daß sein Lieblingsstudium das schätzbarste und nützlichste sey, theils meine armen Insulaner von dem Verdammnißurthel der Dummheit und Barbarey zu retten, welches sie sich durch ihre ungebilligte Würderung der verschiedenen Wissenschaften und Künste zuziehen könnten. Ich glaube der genaueste Abriß von dem Zustand der

Gelehr-

Gelehrsamkeit auf der Insel wird sich am vollständigsten in den wenigen Worten schildern lassen, wenn ich sage, daß die Republick der Gelehrten daselbst so genau mit der Republick der nützlichen Bürger vereiniget ist, daß beyde zusammen das schönste Ganze ausmachen, und sich keine von der andern trennen läßt.

Der achtzehnte Abschnitt.

Die Gesetzverfassung der Insel. Unterscheidende Kennzeichen der Gesetze eines christlichen Volks von den Gesetzen anderer Völker. Eigenheiten der Gesetzverfassung der Insel. Verwerfung des subsidiarischen Rechts und der Observanz. Sprache der Gesetze. Etwas vom Kanzleystyl. Proben der bürgerlichen und peinlichen Gesetze der Insel. Von den Eigenschaften eines guten Criminalrichters. Noch verschiedene Bemerkungen von Verbrechen und Strafen. Von Richtern und Advocaten. Vergleichung der Europäischen und Felsenburgischen Rechtsgelahrheit.

Weise und gute Gesetze sind oft ein dauerhafteres Denkmal einer Nation gewesen, als jedes andere Werk der Kunst, welches der höchste Grad der Cultur hervorgebracht hat, und welches die Unsterblichkeit des Namens seiner Urheber zu verkündigen schien. Selbst den Waffen der Sieger haben sie oft Widerstand gethan. Die überwundne Nation fiel, und der Ueberwinder beugte freywillig seinen Nacken unter die Gesetze dieses überwundenen Volks. Rom und Griechenland haben überzeu-

gende Beweise hiervon gegeben, und sie waren zugleich der Beweiß, welche Vorzüge ein Volk, das durch gute Gesetze regiert wird, vor einem andern voraus hat, welchem es daran mangelt. Dieß alles wird nicht leicht bey Jemanden Widerspruch finden, allein es würde auf eine große Verschiedenheit der Meynungen hinauslaufen, wenn die Frage entschieden werden sollte: Welches Volk wohl jemals die besten und vortreflichsten Gesetze gehabt hat? Ohne die genaueste Kenntniß und Erwägung der localen Umstände eines jeden Volks, worauf sich diese Gesetze unumgänglich beziehen müssen, wofern sie gut seyn sollen, möchte sich diese Frage wohl nie richtig entscheiden lassen; und hieraus möchte sich auch zugleich die in der Geschichte so oft vorkommende Erscheinung erklären lassen, warum Gesetze, die bey einem Volk die nützlichsten und vortreflichsten waren, bey einem andern, von welchem sie ohne Wahl und Ueberlegung aufgeraft wurden, die seltsamsten und nachtheiligsten Wirkungen hervorbrachten? Ein Fall, welcher dem nachahmenden Deutschland mit den Römischen Gesetzen begegnet ist.

Wenn es indessen jemals Gesetze geben möchte, welche auf jedes Volk passen, und für jedes heilsam seyn würden, so würden es ohnfehlbar die Gesetze eines christlichen Volks seyn, nehmlich, eines christlichen Volks, nicht dem Namen nach, sondern eines christlichen Volks, welches Ausübung der Religion auch in seine Gesetze hineingetragen hat, das heißt,

wo

wo jede Pflicht des Bürgers nach der Vorschrift ächter unverfälschter Religion beurtheilt wird. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, würden die Felsenburgischen Gesetze der Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig seyn, und die Erzählung der nachfolgenden Bemerkungen würden der Probierstein seyn, ob diese Gesetze mit dem Geist der Religion auch wirklich übereinstimmen?

Es ist unläugbar, die Gesetze eines solchen Volks müssen sich von den Gesetzen anderer Völker sehr unterscheiden. Ihr erster und vorzüglichster Character, muß nothwendig der Geist der Sanftmuth seyn, welcher diese Religion belebt. Sie können also nicht, wie die Gesetze des Draco, mit Blut geschrieben seyn. Diese Sanftmuth muß indessen nie in Weichlichkeit ausarten. Gesetze, unverbunden mit Gehorsam, sind die lächerlichste und vergeblichste Mühe ihrer Urheber. Das Unterscheidende dieser Gesetze wäre also, daß sie den Uebertretungen des Bürgers mehr vorbeugen, als sie bestrafen, daß sie seine Handlungen mehr anrathen, als vorschreiben. Dieß können sie nie anders, als wenn der Bürger schon jung zum Gehorsam und zu edler Empfindung jeder Tugend gebildet wird. Diese Bildung aber, ist blos das Werk der Erziehung. Für den rauhen Bewohner des nördlichen Amerika, würden also freylich diese Gesetze, die ein christliches Volk in Ordnung zu erhalten hinreichend sind, nur einen schwachen Damm gegen seine Leidenschaften abgeben. Innre Ueberzeugung von der Güte dieser Gesetze müßte daher jedem christli-

chen Bewohner seines Landes leicht werden, folglich würden sie nie der bloße Wille eines eigensinnigen, eigenmächtigen, oder unverständigen Gesetzgebers seyn, sie würden nie einem Bürger mehr natürliche Freyheit entziehen dürfen, als die Beförderung des allgemeinen Bestens unumgänglich erfordert. Zu dieser Ueberzeugung kann der Bürger nie ohne Känntniß und Einsicht der Gesetze selbst gelangen, diese werden also jedem bekannt, deutlich und faßlich seyn müssen. Diese Deutlichkeit und Känntniß der Gesetze schließt alle Mannigfaltigkeit und Verwickelung derselben aus. Wenige gute und vollständige Gesetze sind über alle Vergleichung mit einem Chaos unzählbarer und sich oft widersprechender Verordnungen erhaben. Es ist unmöglich, jedes Gesetz so allgemein zu machen, daß es auf jeden vorkommenden Fall paßt. Die Gesetze müssen sich also entweder ins unendliche vervielfältigen, wenn jede Ausnahme von der Regel ein neues Gesetz erzeugt, oder das strenge Recht muß dem allgemeinen Rechte der Billigkeit nach der besten Einsicht des unpartheyischen Richters unterworfen bleiben. Die meisten Europäischen Völker haben das erste Hülfsmittel erwählt, und wenn sich in der Juristischen Rüstkammer unter den alten verrosteten Waffen der Vorwelt keine finden, welche ihnen den neuentstandenen Misbrauch zu bekämpfen schicklich genug scheinen, so schmiedet der Wille des Gesetzgebers bald ein neues Gesetz, und schaft zu den Tausenden, die schon vorhanden sind, noch andere Tausende. Auf der Insel hat man sich des andern

Hülfs-

Hülfsmittels bedient, und zu der Billigkeitsliebe des alten römischen Prätors die Zuflucht genommen. Daß diese Billigkeitsliebe sich übrigens nicht auf Vorurtheil, Eigensinn oder Eigennutz, sondern auf die strengste Unpartheylichkeit, verbunden mit tiefer Menschenkänntniß und richtig urtheilenden Verstand gründen müsse, versteht sich von selbst. Da auch alle bürgerliche Gesetze eines christlichen Volks, Beförderung und Ausbreitung der allgemeinen Menschenliebe zur vorzüglichsten Absicht haben werden, so müssen viele Handlungen der Gefälligkeit, der Dienstgeflissenheit, welche ein anderes Volk als gleichgültig betrachtet, hier unmittelbare Gegenstände dieser Gesetze seyn. Ueberhaupt aber wird jedes Gesetz nicht nur eines christlichen, sondern eines jeden vernünftigen Volks so beschaffen seyn müssen, daß es sich auch wirklich befolgen und anwenden läßt. Der Gesetzgeber wird also jederzeit mit richtiger Beurtheilungskraft auch die erforderlichen Localkänntnisse verbinden, und nicht bloß auf seinem Lehnstuhl, gleich dem Philosophen, Theorien schmieden, die von keinem practischen Erfolg seyn können. Ein Fall, der die Lykurge alter und neuer Zeiten oft getroffen hat und noch trift, wie man aus jeder voluminösen Sammlung von Landesgesetzen leicht ersehen kann. Endlich werden überhaupt alle Rechtshändel bey einem Volk, welches christlich zu denken und zu handeln gewohnt ist, in weit geringerer Anzahl vorkommen, als bey andern Völkern; der Plan solche zu entscheiden und beyzulegen, wird einfacher und ungekünstelter seyn

können, und sie werden sich öfterer durch Verträge, als durch richterlichen Ausspruch endigen.

Dieß wären ohngefähr die vorzüglichsten Beobachtungen, die bey der Gesetzverfassung eines christlichen Volks überhaupt wahr zu nehmen seyn würden, und sie lassen sich auch wirklich bey der Felsenburgischen Gesetz- und Justizverfassung bemerken. Ueber dasjenige, was bereits oben davon angeführt worden ist, will ich noch einige einzelne Bruchstücke hier beyfügen, um von der Vortreflichkeit, oder Verwerflichkeit des Ganzen desto zuverläßiger urtheilen zu können.

Es gilt auf der ganzen Insel kein subsidiarisches fremdes Recht, in so fern es nicht in ein ausdrückliches Landesgesetz verwandelt worden ist. Der tiefgelehrte Urthelsverfasser würde sich also hier vergebens freuen, ein altes vermodertes Römisches Gesetz aus dem Staube der Vergessenheit hervorziehen und solches auf den ihm vorgelegten Fall eines Felsenburgischen Dorfes mit großer Kunst anpassen zu können. Der Grund aller Erkenntniß des bürgerlichen Rechts bleibt jederzeit das unwandelbare Recht der Natur, modificirt nach der politischen Verfassung des Landes. Wo dieses Recht nichts Zuverläßiges bestimmt, ersetzt der ausdrückliche Buchstabe des publicirten Gesetzes diese mangelnde Bestimmung. Ereignen sich Fälle, da entweder auch dieser Buchstabe des Gesetzes nicht deutlich genug entscheidet, oder die beste Einsicht des Richters

ters zwischen Recht und Unrecht ungewiß bleibt, so unterstützt den letztern die Entscheidung des Regenten und des obersten Gerichtshofs der Colonie. Observanz und Herkommen, diese Juristischen Mißgeburten, sind hier bis auf den Namen unbekannt. Verjährung kann kein Unrecht in Recht verwandeln, in so fern es nur möglich ist, das erstere zu erweisen, und den Besitzer von unbescholtener Treu und Glauben schützt sie nur alsdann, wann er darthut, daß die Unrechtmäßigkeit seines Besitzstandes ihm nicht bekannt seyn konnte. Alle Gesetze sind in der Sprache des Landes, in der verständlichen Sprache des bürgerlichen Lebens geschrieben, können von Jedem verstanden, und müssen von Jedem gelesen werden. Sie strozzen von keinem schwülstigen verworrenen Kanzleystyl, sondern sind so deutlich und einfach abgefaßt, als es nur immer möglich ist. Die wenige unentbehrliche Kunstsprache in ihnen hat der lernende Knabe von Jugend auf gefaßt. Sie zu verstehen, ist weder antiquarische, noch litterarische Weißheit, sondern hauptsächlich gesunder Menschenverstand und richtiges Gefühl von Recht und Unrecht nöthig. Kurz, man hat hier den eignen und sehr sonderbaren Grundsatz als wahr angenommen, daß wahre Rechtsgelehrsamkeit nicht in der Kenntniß eines unübersehlichen Heeres wohl und übelverstandner Gesetze, die jemals von Erschaffung der Welt bis jetzt auf dem ganzen Erdkreis mit Verstand und Unverstand publicirt worden sind, bestehe, sondern daß es dabey ganz allein auf die Fähigkeit, in jedem

ein-

einzelnen Fall, gründlich und unpartheyisch zu urtheilen, was Recht oder Unrecht sey, ankomme, und daß hierzu Studium des Menschen, gesunde Philosophie, gründliche Känntniß des Rechts der Natur und der Billigkeit mehr beytragen, als alle Corpora Juris. Der Rechtsverständige Leser sieht hieraus freylich sehr leicht, ohne meine Erinnerung, daß es auf dieser ihm lächerlichen Insel sehr wenig elegante Rechtsgelehrte geben mag, daß daselbst die ganze Rechtsgelehrsamkeit nicht viel mehr, als die Türkische werth ist, und daß die Insel selbst in diesem Fache den vormaligen Ruhm der hohen Schule zu Bononien, wohl schwerlich jemals erreichen wird.

Man kann von dem Werth oder Unwerth der Gesetze eines Landes nicht wohl urtheilen, wenn man sie nicht selbst kennt. Ich erachte es also für nöthig, sowohl von den bürgerlichen als Criminalgesetzen der Insel einige Beyspiele anzuführen. Alle auf der Insel vorkommende Rechtsfälle sind entweder nach den bürgerlichen oder Criminalgesetzen der Insel zu beurtheilen. Ich brauche also auch nur von diesen beyden Arten Beyspiele zu wählen.

Von der testamentarischen und gesetzlichen Erbfolge auf der Insel.

„Die Gesetze der Billigkeit erfordern es wenig„stens, daß es einem jeden Eigenthümer einer Sache „freysteht, zu bestimmen, wer nach seinem Tode diese

„diese Sache besitzen und nutzen soll. Es ist also
„auch jedem Einwohner dieser Insel freygelassen zu
„verordnen, wie es nach seinem Tode mit dem Besitz
„und Genuß seines Vermögens soll gehalten werden,
„oder ein sogenanntes Testament zu errichten. Zu
„Errichtung dieses Testaments ist jeder fähig, der
„den Gebrauch seiner freyen Vernunft hat, und sei-
„nen Willen deutlich zu erklären vermögend ist, er
„sey wes Standes, wes Alters welcher Religion er
„wolle. Ein Unsinniger, ein Kind, ein Tauber und
„Stummer, der sich nicht durch Schrift oder Zei-
„chen deutlich ausdrücken kann, sind hierzu nicht fä-
„hig. Jeder Wille eines Verstorbenen muß deutlich
„aus dem errichteten Testament zu ersehen seyn,
„wenn er nach seinem Tode gültig seyn soll. Es ist hier-
„bey keine weitere Formalität nöthig, als daß entweder
„durch eydliche Aussage zweyer oder mehrerer glaub-
„würdiger unverdächtiger Zeugen, oder durch schriftli
„chen unverwerflichen Aufsatz die Gewißheit des Wil-
„lens des Verstorbenen dargethan werde. Alle übrige
„Formalitäten und Eintheilungen, welche fremde
„Rechte zu förmlichen und gültigen Testamenten er-
„fordern, oder wodurch sie die verschiedenen Gattun-
„gen derselben von einander unterscheiden, kommen
„hier in keine Betrachtung, und werden hierdurch
„gänzlich verworfen, diese einzige ausgenommen,
„daß kein Testament gültig ist, in welchem nicht,
„nach Proportion des Vermögens, Etwas zu Unter-
„haltung der öffentlichen Schulanstalten und der
„Verpflegungshäuser der Armen ausgesetzt ist. Es
„ist auch nicht nöthig, daß bey denen zu errichten-

„den

„den Testamenten auf einen den nächsten Anver-
„wandten zu lassenden Pflichttheil Rücksicht genom-
„men wird, doch mit dieser Einschränkung, daß
„Eltern ihren unerzogenen Kindern, so viel in ih-
„rem Testament aussetzen müssen, als bis in ihr
„zwanzigstes Jahr, zu ihrer Erziehung erforderlich
„ist, Kinder ihre unvermögenden und zur Arbeit
„unfähigen Eltern aus dem hinterlassenen Vermö-
„gen, allenfalls nach richterlicher Ermäßigung ver-
„pflegen lassen, Geschwister bey ermangelnder De-
„scendenz gegen unerzogene oder unvermögende Ge-
„schwister ein gleiches beobachten müssen, und Ehe-
„gatten den gesetzlichen Erbantheil des überleben-
„den Ehegatten durch testamentarische Verordnung
„nicht beschweren können. Da übrigens das
„Band zwischen Eltern, Kinder, Geschwister und
„Ehegatten nicht fest genug auf dieser Insel ge-
„knüpft werden kann, so ist eine gänzliche Enter-
„bung vorbenannter Personen, aus keinem einzi-
„gen Grund gültig, wofern nicht zuvor durch rich-
„terlichen Ausspruch diese Enterbung als recht und
„billig erkannt worden ist.

„Wenn der Verstorbene vor seinem Tode we-
„gen seines Vermögens nichts verordnet hat, so
„tritt alsdann die gesetzliche Erbfolge ein, wie sie
„die Gesetze dieser Insel bestimmen. Diese Erbfol-
„ge fällt zuerst auf die absteigende Linie. Alle erben
„zu gleichen Theilen, ohne Unterschied der Zeit der
„Geburth, oder des Geschlechts. Enkel und Uren-
„kel treten bey Großelterlichen Verlassenschaften,

„an

„an die Stelle ihrer Eltern und erben nach Stäm-
„men. Bey ermangelnder absteigender Linie erbt
„die aufsteigende Linie nach dem nächsten Grad von
„dem Erblasser. Die Seitenlinien erben nach der
„Nähe des Grades von dem Letztverstorbenen, ohne
„Rücksicht auf die männliche oder weibliche
„auf die aufsteigende oder absteigende Linie. Mit
„dem vierten Grad nach der Generation gerechnet,
„schließt sich alle Erbfolge, und das eröfnete Ver-
„mögen fällt der Erziehungsanstalt und der Ver-
„pflegungscasse der Armen zu gleichen Theilen zu.
„Ehegatten erben ohne Unterschied den vierten
„Theil des Vermögens des verstorbenen Ehegat-
„ten, wenn sie mit Kindern zugleich erben, die Hälf-
„te aber, wenn sie mit Eltern, Großeltern ꝛc. zu-
„sammentreffen. Seitenverwandte schließen sie bis
„auf den dritten Theil von der Erbschaft ganz aus,
„und sie erben allein, wenn auch diese fehlen.

„Wider diese festgesetzte Erbfolge gilt außer einem
„gültigen Testament, kein besonderes Statut eines
„Ortes, keine Observanz, kein Fideicommiß, Sub-
„stitution, Schenkung unter Lebendigen, oder auf
„den Todesfall, oder andere Erfindung, wie sie
„auch genannt werden mag.

Von den Eyden.

„Der Eyd muß in allen Handlungen des bür-
„gerlichen Lebens so selten als möglich gebraucht
„werden. Außer dem Eyd, durch welchen Regent
„und Bürger dieser Insel sich zu Beobachtung ih-

„rer

„rer Pflichten gegen einander verbindlich machen,
„soll Niemand durch geleisteten Eyd, sondern bloß
„durch gegebenen Handschlag, Treu und Redlich-
„keit in dem ihm aufgetragenen Geschäfte angelo-
„ben. Bricht er seine Zusage, so wird er dem Eyd-
„brüchigen gleich bestraft. Alle gerichtliche Eyde,
„welche bloß auf eine gewisse Formalität, und nicht
„auf den Beweiß der Sache unmittelbar abzielen,
„sollen gänzlich aufgehoben seyn. Der Zeugeneyd
„allein bleibt in seiner völligen Gültigkeit. Jeder
„Zeuge, der der Ablegung eines falschen Zeugnisses
„überwiesen wird, verfällt unausbleiblich in die
„Strafe der Eydbrüchigen. Beweiß durch den
„Eyd zu führen, ist nicht eher nachgelassen, biß alle
„andere Beweißmittel mangeln, oder unzureichend
„sind. Es steht aber auch jedem der rechtenden
„Theile frey, zu jeder Zeit währender Dauer des
„Rechtsstreits dieses Beweißmittel zu ergreifen,
„wenn es nur noch vor dem letzten Entscheidungs-
„urthel des Richters geschieht. Es kommt aber
„hierbey nicht auf den zugeschobenen oder zurück-
„geschobenen Eyd, sondern auf das wohlüberlegte
„Urthel des Richters an, welchem von beyden strei-
„tenden Theilen er den Eyd zuerkennen will. Er-
„füllungs- und Reinigungseyde sind nur über That-
„handlungen zu Ergänzung des nicht vollständigen
„Beweises und Gegenbeweises, zulässig, nicht über
„die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des streitigen
„Rechtshandels selbst. Reinigungseyde in peinli-
„chen Sachen sind ganz untersagt, und verliehrt
„das gemeine Wesen weniger, wenn das Verbre-

„chen

„chen ganz unentdeckt bleibt, als wenn durch einen „falschen Eyd die Strafe desselben vermieden wird. „Jeder der einen Eyd vor Gericht ablegen soll, muß „zuvor vor eben diesem Gericht die Erklärung „thun, was er unter der Ablegung eines Eydes ver„stehe, und was er sich für Verbrechen und Stra„fe denke, im Fall er falsch schwören sollte. Jeder „Richter dieser Insel soll mit der äußersten Sorg„falt, falsche leichtsinnige und unüberlegte Eyde zu „verhindern suchen, und er soll dieß als eine der „wichtigsten Pflichten seines ihm aufgetragenen „Amtes ansehen. Jede Eydesleistung soll auch von „dem Richter mit allen möglichen Formalitäten „veranstaltet werden, welche er vor schicklich erach„tet, von der Würde und Wichtigkeit der vorzuneh„menden Handlung, einen tiefen Eindruck in der „Seele des Schwörenden zu machen. In Dingen „von geringer Erheblichkeit, deren Grund oder Un„grund nicht anders als durch abgelegte Eyde, es „sey entweder der angegebenen Zeugen, oder der „streitenden Partheyen selbst, ausgemacht werden „kann, sollen dergleichen Eydesleistungen, ganz un„zulässig seyn, und soll der Richter die Sache, in so „fern sie durch Vertrag nicht zu endigen ist, entwe„der nach den Gesetzen der höchsten Wahrscheinlich„keit, des Rechts und der Billigkeit nach bestem „Wissen und Gewissen entscheiden, oder, dafern er „solches bedenklich fände, da für keinen Theil ein „erheblicher Schaden aus der Beysetzung des „Rechtshandels erwachsen würde, solchen als noch

„zur Zeit ungewiß und unentschieden ganz von sich „weisen ꝛc.“

Ich würde noch viele besondere und eigene Ge-setze, aus den verschiedenen Abschnitten des Felsenburgischen Gesetzbuches, von mündlichen Versprechen, von schriftlichen Verträgen, von den Erwerbungsarten des Rechts, von den bürgerlichen Verbindlichkeiten, von dem Besitzstand, von Treu und Glauben und der Unredlichkeit in bürgerlichen Dingen, von den Graden der Schuld und ihrer Zurechnung ꝛc. anführen können, wenn es der Raum litte. Der Systematische Rechtsgelehrte würde überall viel Willkührliches finden. Ein kurzer Aufenthalt auf der Insel aber würde ihm zeigen, daß derjenige, der daselbst einen Rechtshandel zu führen sich genöthiget sieht, bey dieser Willkühr immer noch mehr gewinnt, als derjenige, der in andern Ländern die Schale der Auster, um welche gestritten ward, endlich erbeutet, weil ihm alle mögliche Gesetze, nebst Glossatoren und Commentatoren derselben ihm die Auster selbst gründlich und den Rechten gemäß zugesprochen haben.

Ich begnüge mich, nur noch einen kurzen Auszug aus der Criminalordnung der Insel oder der sogenannten Vorschrift zur Verhinderung der Verbrechen mitzutheilen. Auch diese hat viel Auffallendes, welche sie von andern Verordnungen dieser Art unterscheidet. Der Leser urtheile selbst.

„Ich

„Ich der Altvater und wir die Stammältesten „der verschiedenen Geschlechter dieser Insel haben „uns zwar auf das sorgfältigste bemüht, unsere „Kinder und Mitbürger, durch Erziehung, Beyspiel „und Unterricht zu gesitteten und Tugendliebenden „Menschen zu machen. Da es aber die Unvollkommenheit dieser Welt mit sich bringt, daß ohnerachtet aller dieser angewandten Sorgfalt, der Keim „der Laster auch auf dieser Insel nicht ganz ausgerodet werden kann, und es auch unter uns Verbrecher und Bösewichte, doch, wie wir hoffen in geringerer Anzahl, als bey jedem andern Volk geben „wird, so finden wir nöthig, den Richtern dieser „Insel, nachfolgende Instruction zu ertheilen, wie „sie sich bey Entdeckung der etwan vorfallenden „Verbrechen und deren Bestrafung zu verhalten haben. Sie werden in der ersten Abtheilung dieser „Instruction an die nöthigen Eigenschaften eines „guten Criminalrichters, und die vorzüglichsten Pflichten, die sie bey Führung ihres Amtes zu beobachten haben, erinnert werden. Die andere wird sie „belehren, was wir eigentlich als dem gemeinen „Wesen nachtheilige Verbrechen erachten und nach „welcher Regel wir die verschiedenen Grade der „Schädlichkeit dieser Verbrechen bestimmen, und sie „den Verbrechern anrechnen. Die dritte wird die „Gattungen der verschiedenen Strafen selbst, nebst „ihren Vergrößerungs und Verminderungsgründen „enthalten, und die vierte wird ihnen endlich die „bequemsten Mittel zeigen, diese Bestrafung dergestalt in das Werk zu setzen, daß daraus für das ge-

„meine Wesen der gröste Vortheil, und für die „Verbrecher selbst so wenig Nachtheil als möglich „erwachse.

Aus der Instruction selbst lassen sich nur hier und da, wegen Mangel des Raums einige merkwürdige Stellen auszeichnen. Zuerst werden als unentbehrliche Eigenschaften eines guten Criminalrichters folgende erfordert: Gesunde Philosophie, Menschenkänntniß, Menschenliebe, unermüdete Aufmerksamkeit, Kaltblütigkeit bey Entdeckung der Verbrecher, Entfernung alles Scheins der partheylichkeit und der Rachbegierde, Vermeidung alles Leichtsinns und strafbarer Uebereilung bey einem Geschäft, wo es auf Ehre, Leib, Gesundheit und Leben des Mitbürgers ankommt, wohlüberlegte Vorsicht, den Schein nicht sogleich für die That selbst anzunehmen, aber auch Vermeidung aller unzeitigen Weichlichkeit, welche dem gemeinen Besten so oft den größten Schaden zuzieht. Thätigkeit und Geschwindigkeit bey der Untersuchung selbst. Als zu beobachtende Pflichten werden eingeschärft: Wachsamkeit für Sicherheit der Ehre, des Guts, der Gesundheit, des Lebens der Mitbürger, Vermeidung der Nachsicht gegen jede Art der Laster und Verbrechen, anzuwendende Mühe sie zu entdecken, aber auch Vermeidung aller unnützen Weitläuftigkeit und Strenge, dabey Vorsorge für die Gesundheit des Verbrechers währender Untersuchung, Aufsicht auf Reinlichkeit und Ordnung der Gefängnisse, Rücksicht

sicht auf die physicalische und moralische Natur des Verbrechers, äuserste Vorsicht den Unschuldigen zu retten, und den Schuldigen so wenig leiden zu lassen, als es möglich ist. Vergütung des durch Schuld des Richters erlittenen Unrechts.

Wegen der nähern oder entferntern Anzeigen verübter Verbrechen heißt es wie folgt:

„Wir finden es nicht für nöthig, einem verstän„digen Einsichtsvollen Richter ein langes Verzeich„niß der nähern oder entferntern Kennzeichen ei„nes jeden verübten Verbrechens vorzuschreiben, „und die Art seines Verfahrens genau an diese „Kennzeichen zu binden. Jedes Verbrechen hat „seine besondern Kennzeichen, die mehr aus den indi„viduellen Umständen der Ausübung und der Natur „desselben, aus dem Character, Stand und Natur „des Verdächtigen, aus einer Menge persönlicher „und localer Umstände als aus allgemeinen Ideen „und Grundsätzen hergenommen werden müssen. „Klugheit und Vorsicht des Richters muß hier das „meiste thun. Eben so wenig bestimmen wir, daß „er, nachdem diese oder jene Kennzeichen sich fin„den, auf diese oder jene Art handeln soll. Einerley „Kennzeichen, kann bey einerley Art der Verbre„chen in dem einen Fall einen stärkern, und in dem „andern Fall einen schwächern Verdacht bewirken. „Wir fordern also bey der Untersuchung der Gewiß„heit eines verübten Verbrechens von ihm nichts „weiter, als was ein unpartheyischer Einsichtsvol„ler, und in der Ausübung seines Amtes redlicher

„und unermüdeter Mann ohnedieß zu thun schuldig „ist. Diese Gewißheit des verübten Verbrechens „setzen wir zwar bey jeder vorzunehmenden Unterſu„chung, als unumgänglich nöthig voraus, allein, „ohne sie auf eine bestimmte körperliche Empfin„dung schlechterdings einzuschränken, sondern wir „schätzen auch hier den höchsten Grad der Wahr„scheinlichkeit der Wahrheit selbst vollkommen „gleich.

Aus dem Abschnitt von den verschiedenen Gattungen der Verbrechen, scheinen folgende Stellen einiger Aufmerksamkeit werth zu seyn:

„Wir schließen von der Anzahl solcher Verbrechen, „welche dem Urtheil und der Bestrafung der Men„schen unterworfen sind schlechterdings alle diejenigen „aus, deren Bestrafung Gott allein zukommt. Hier„her rechnen wir alle Beleidigung seiner Ehre und „seines Namens, z. B. Blasphemie, Verleugnung „und Verachtung der Religion, Atheisterey, ꝛc. Nur „in sofern die allgemeine Sicherheit des Volks da„durch gestört wird, behalten wir uns vor, diesen „Lastern, durch diejenigen Mittel, die wir vor „die dienlichsten erachten, Schranken zu setzen und „ihre Ausbreitung zu verhindern. Wir hoffen aber, „daß es nie unter unsern Mitbürgern solche verab„scheuungswürdige Menschen geben wird, die sich „dieser schwärzesten Laster schuldig machen. Eben „so wenig unterwerfen wir der menschlichen Bestra„fung diejenigen Fehler und Verbrechen, welche

aus

„aus Einfalt und Schwäche des Verstandes, ver-
„bunden mit Unwissenheit, herrühren. Hierher rech-
„nen wir Aberglauben, Zauberey, Bündnisse mit
„dem Teufel, Selbstmord, alle Arten der soge-
„nannten Ketzerey, Verbrechen der Kinder und Un-
„sinnigen. Wir wünschen ferner, daß gewisse Gat-
„tungen der Verbrechen, welche vorzüglich aus der
„Quelle der in zu hohem Grad verderbten sinnlichen
„Begierden herfließen, unsern Mitbürgern gänzlich,
„bis auch auf ihren Namen unbekannt bleiben mö-
„gen, und wird es im Folgenden weiter verordnet
„werden *) wie es in Ansehung derselben gehalten
„werden soll, im Fall sie sich wirklich ereignen.
„Endlich erklären wir auch keinesweges für Verbre-
„chen, die eine besondere harte Bestrafung verdienen,
„alle diejenigen Handlungen, welche gemeiniglich unter
„dem Laster der beleidigten Majestät begriffen werden.
„Wir erklären also hierdurch ausdrücklich, daß we-
„der Schmähworte, noch Schmähschriften, sowohl
„wider den Altvater und Regenten als die höchsten
„Obrigkeiten dieser Insel einer besondern Strafe aus-
„gesetzt seyn sollen. Wären wir so unglücklich, daß
„wir durch unsere Liebe und Vorsorge diesen Mangel
„der kindlichen Ehrerbietung eines guten Bürgers
„nicht verhüten können, so soll der Schuldige nicht
„durch Kerker und Banden, sondern durch glimpf-
„liche Vorstellung seines Unrechts, und, wenn dieses
„nichts fruchtet, blos durch Verachtung bestraft
„werden.“ ꝛc.

*) S. den 8ten Abschnitt.

Ich kann nur noch bloß einige Bemerkungen über die verschiedenen Criminalgesetze und die in denenselben festgesetzten Bestrafungen anführen.

Lebensstrafe ist in keinem einzigen Fall als bloß bey überlegtem vorsetzlichen Todschlag und gewaltsamer Empörung, verbunden mit Verheerung des Eigenthums und Beschädigung der Gesundheit und des Leibes der Mitbürger, gesetzmäßig. Ueber das Leben eines jeden Bürgers erkennt kein einzelner Richter, sondern der Regent und das Collegium der Stammältesten unmittelbar. Auch Leibesstrafen sind nur in sehr wenigen Fällen, und hauptsächlich bey solchen Verbrechen, zu welchen Faulheit, Nachlässigkeit, Rachgierde, die Veranlassung geben, üblich. Alle körperliche Verstümmelung und erhöhete Grausamkeit ist bey Ausübung derselben unbekannt.

„Körperlicher Schmerz, heißt es hiervon in der „oftangeführten Instruction, kann nur bey weichli„chen Menschen bisweilen ein Mittel werden, sie „von Verbrechen zurückzuhalten. Er ist leicht ver„gessen, und in der Hitze der Leidenschaften am „leichtesten. Das gemeine Wesen hat hiervon we„nigen oder gar keinen Nutzen. Verstümmelung „des Körpers selbst, welche den Verbrecher zu künfti„gen Diensten des Staats unbrauchbar macht, ist „nicht nur Entweihung der Creatur Gottes, son„dern Grausamkeit gegen das gemeine Wesen selbst.

Diebstahl, vorsetzlicher Brand, Raub, er sey auf Straßen oder in Kirchen verübt, ohne Verletzung

des

des Beleidigten, wird nie mit Lebens- oder Leibesstrafe belegt. Ersterer wird mit doppeltem, und nach Befinden, drey und vierfachem Ersatz, und da der Dieb diesen gemeiniglich nicht leisten kann, mit Verurtheilung auf kürzere, längere, oder die ganze Zeit des Lebens zu öffentlicher Arbeit bestraft, auch wird nach Beschaffenheit der Umstände eine mäßige Geißelung damit verbunden. Die beyden letztern Arten der Verbrechen werden über den Ersatz, wenn er geleistet werden kann, mit Lebenslanger Arbeit in den öffentlichen Arbeitshäusern gebüßt.

Jede Gattung der Unzucht, bis zum Ehebruch, wird hier von keinem sportelsüchtigen Richter, eigenmächtig aus der Finsternis gezogen, wo sie eigentlich hingehört. Wenn die ruchtbargewordene Verletzung guter Sitten, oder die Anklage des Beleidigten das richterliche Amt zur Bestrafung auffordert, besteht diese Bestrafung ohne weitläuftige und kostbare Untersuchung, nach dem höhern oder geringern Grad des Verbrechens in einer gelindern oder härtern Gefängnißstrafe, ohne Ansehn der Person, und ohne daß diese Strafe durch Geld abgekauft werden kann. Allein dieß ist der geringste Theil der Strafe. Die allgemeine Verachtung, welche den niedrigen Wollüstling, der aus bloßem Instinct, nicht aus Schwäche gefallen ist, überall begleitet, bestraft ihn noch weit empfindlicher, und befördert die Tugend der Keuschheit und Enthaltsamkeit, welche das Christenthum von seinen Bekennern fordert. So wenig man hier indessen die spitz-

findigen Distinctionen der Rechtsgelehrten unter den verschiedenen Arten der Unzucht und des Ehebruchs kennt, so wenig kennt man auch dagegen allhier die oft ungestitteten Entschuldigungsgründe, welche die Strafe dieser Verbrechen, nach der Sprache der Rabulisterey mildern, oder aufheben. Noch weniger straft man hier das eine Geschlecht wegen dieser Verbrechen gelinder als das andere, weil man glaubt, daß Reinigkeit der Sitten beyden Geschlechtern eben sowohl als eheliche Treue und Glaube gleich nothwendig sey, und hierbey auf die Verschiedenheit der Folgen des Lasters bey dem Mann und bey der Frau nichts ankomme. Alle Arten der Kuppeley würden durch die empfindlichste Leibeszüchtigung geahndet werden. Die abgeschmackte Bestrafung aber, die in verschiedenen Ländern junge allzulüsterne Verlobte zu Ehren des heiligen Ehestandes zu befürchten haben, würde hier sogar bis auf den Namen lächerlich seyn.

Meineyd wird unter die schwärzesten Laster, und unter die dem Staat schädlichsten Verbrechen gerechnet. Wenn man auch den Verlust des Lebens für eine zu harte Bestrafung des Meineydigen geachtet hat, so hat man doch geglaubt, daß man ihn zur Warnung für jeden ehrlichen Mann mit dem Buchstaben M. brandmarken und ihn, nach dem Grad des Schadens, den er gestiftet, zu härterer oder gelinderer Arbeit Lebenslang verurtheilen müsse. Die Untersuchung dieses Verbrechens ist eine unmittelbare Pflicht des Richters, bey jedem

des-

deswegen entstandenen Verdacht, und er darf nicht erst deswegen die Aufforderung des Anklägers erwarten.

Verfälschung der Münze, Verrätherey und Vervortheilung des gemeinen Wesens, allerley feine Arten der Betrügerey werden mit Verlust des guten Namens oder der Infamie und Aufbewahrung in den öffentlichen Arbeitshäusern, entweder auf längere oder kürzere Zeit bestraft. Alle schändliche und dem gemeinen Wesen nachtheilige Handlungen, welche den Geiz zum Grunde haben, werden durch Geldstrafen, doppelten und noch mehr erhöhten Ersatz gezüchtiget. Uebrigens werden auf dieser Insel noch verschiedene Dinge, unter die Verbrechen gerechnet, welche in andern Ländern von aller andern bürgerlichen Ahndung frey sind, als z. B. Trunkenheit, Müßiggang, Unbarmherzigkeit gegen das Vieh, Verleumdung, lieblose Beurtheilung des Mitbürgers, Undienstfertigkeit, Zanksucht, Hartherzigkeit, gegen die Armen. Kurz jede Untugend, welche zu Schwächung der allgemeinen Liebe und Gefälligkeit auch nur entfernt Etwas beyträgt, entgeht eben so wenig der Ahndung der Gesetze, als der Aufmerksamkeit der Sittenrichter. Endlich haben die Criminalgesetze dieses Landes auch noch dieß besondere, daß gewisser abscheulicher Verbrechen, theils der sogenannten unnatürlichen, theils der verabscheuungswürdigsten, des Vater- und Kindermords, aus der bereits angeführten Ursache in denenselben gar nicht gedacht, sondern nur überhaupt verordnet wird, daß in großen außerordentlichen Verbrechen, welche nicht

genannt

genannt worden sind, bey jedem vorkommenden Fall es auf den Willen des jedesmaligen Altvaters und Regenten ankommen soll, wie sie sollen bestraft werden.

Alle Lebensstrafe wird auf einerley Art vollzogen und besteht in der Enthauptung durch eine Maschine, so, daß der tödtende Schlag nie fehlen kann. Kein höherer Grad der Verbrechen zieht eine Vermehrung der Quaal nach sich. Der Schuldige legt den Hals auf einen Stein; über seinem Haupt ist ein mit einem hinlänglichen Gewicht beschwertes Instrument in Form einer Axt festgemacht. Durch einen einzigen Druck fällt die Axt herunter auf den Hals des Unglücklichen, und entseelt ihn durch einen einzigen unfehlbaren Schlag. Die Instruction drückt sich darüber folgender Gestalt aus:

„Die traurige Nothwendigkeit, ein ganz verdor„benes Glied von dem Körper der Nation abzuschnei„den, und ihm ein Leben zu nehmen, das man ihm „nicht gegeben hat, ist so schon schauervolle Pflicht „genug für den Regenten und Vater eines Volks, „als daß er durch Vermehrung der Quaalen des „Elenden sich solche noch schrecklicher machen sollte. „Jede Todesstrafe, sie sey noch so quaalvoll als sie „will, ist auch nie ein hinlängliches Vergeltungsmit„tel des ausgeübten Verbrechens. Sie soll bloß „Hülfsmittel seyn, die Nation von dem Gift zu rei„nigen, das sie angesteckt hat, und das sonst noch „mehr Schaden verursachen würde. Eben so wenig „ist die Erhöhung der Quaal durch den gemachten „Eindruck stark genug, künftigen ähnlichen Verbre„chen

„chen vorzubeugen. Kein Verbrecher hat jemals in „der Hitze der Leidenschaft, und ohne diese ist man „nie Verbrecher, an den härtern oder gelindern Grad „seiner Bestrafung gedacht. Er sterbe also, auf die„ser Insel, weil sein längeres Leben für das allge„meine Wohl gefährlich seyn würde, allein er sterbe „mit so wenig Quaal, als möglich, und wir bestim„men also für jedes Verbrechen, welches den Tod „verdient, von welcher Gattung es auch seyn mag, „die Trennung des Hauptes vom Körper auf die ge„schwindeste und sicherste Art; und ohne daß es ei„nen Menschen gegen den andern zu bewafnen nö„thig ist.„

Es ist bereits oben angeführt worden, daß die Untersuchung wichtiger Verbrechen, deren Bestrafung bis zur Verurtheilung zur Arbeit in den öffentlichen Arbeitshäusern ansteigt, nicht dem Richter jeden Districts, sondern besondern bestellten Criminalrichtern, zu welchen die Einsichtsvollsten und geschicktesten Männer gewählet werden, überlassen ist. Wenn der peinliche Proceß des Schuldigen von dem Richter so weit vollführt worden ist, daß aus den Acten entweder die Gewißheit des Verbrechens und des Verbrechers oder wenigstens die höchste Wahrscheinlichkeit von beyden klar ist, so spricht der Richter das den Gesetzen gemäße Urthel und unterwirft solches der Bestätigung des Altvaters und des obersten Gerichtshofs. Erweißt aber der Beschuldigte seine Unschuld, oder kann er nicht überwiesen werden, so kann ihn der Richter ohne weitere Rückfrage freysprechen. Das Verfahren selbst während der Untersuchung hat

genaue

genaue Beobachtung der Menschlichkeit und möglichste Schonung des Beschuldigten zum Endzweck. Reinliche und gesunde Gefängnisse, hinlängliche Verpflegung des Gefangenen, öftere Nachsuchung, ob ihm alles gehörig gereicht werde, verstattete Theilnehmung an den Uebungen der Religion, sorgfältige Aufsuchung und Erwägung aller Umstände, die zu seiner Vertheidigung nützlich seyn können, sind alles Folgen dieser Menschlichkeit, die man auch dem Böswicht schuldig zu seyn glaubt. Kaum darf ich es wohl erinnern, daß allhier dieses Ungeheuer, die Folter, welche man auch schon in andern gesitteten Ländern zu verabscheuen anfängt, gänzlich unbekannt ist. Auch sogar in dem Fall, da durch dieses grausame Mittel Mitschuldige zu entdecken seyn würden, hält man sie nicht für nothwendig. Das gemeine Beste, sagen die Felsenburgischen Gesetze verliert nichts dadurch, wenn auch gleich nicht alle Theilnehmer an einer bösen Handlung bestraft werden. Es ist genug, wenn durch die Bestrafung des einen oder einiger wenigen die Folgen dieser Handlung verhütet, und den künftigen Verbrechen vorgebeugt wird. Ueberdieß ist ein durch die Folter ausgepreßtes Zeugniß jederzeit ein verdächtiges, und wer wollte auf ein verdächtiges Zeugniß, einen Mann für strafbar erachten, der keine andern Anzeigen seines Verbrechens wider sich hat?

In denjenigen wenigen Fällen, in welchen man die Todesstrafe für unumgänglich nothwendig hält, vermeidet man allen öffentlichen Pomp eben so sehr, als man allen unnöthigen Kostenaufwand dabey

zu

zu ersparen sucht. Eine so genannte Execution ist hier niemals ein allgemeines Fest, wo Greis, Jüngling und Kind mit grausamer Neubegierde hinzueilt, die letzten quaalvollen Verzuckungen eines Sterbenden zu sehen. Eben so wenig setzt man durch eine Menge erbaulicher dabey üblicher Ceremonien einem Phantasten die Grille in den Kopf, daß man sich mit mehr Anstand zu seinem Tode zubereiten könne, wenn man so glücklich ist, den Kopf auf einem Blutgerüste zu verlieren. Alles geht in der Stille und nur in Gegenwart der unentbehrlichsten Personen zu, weil man überzeugt ist, daß tausend Hinrichtungen noch keinen einzigen Bösewicht, der dabey Zuschauer war, tugendhaft gemacht haben.

Die ekelhafte Aufstellung der Leichname der Bestraften auf Rädern, und an Galgen, ingleichen die den Sitten so anstößige öffentliche Ausstäupung sind hier nicht üblich. Der todte Verbrecher wird auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatz mit den gewöhnlichen Cerimonien unter seinen übrigen Mitbürgern guten und bösen begraben. Man glaubt, daß sein modernder Körper nunmehr nicht besser und nicht schlimmer als jeder anderer entseelter Leichnam sey. Die Strafe der Geißelung ist hier kein unterhaltendes Schauspiel des Pöbels, denn es giebt hier keinen Pöbel, und man sucht auch hier den Schuldigen eine Schaam zu ersparen, die zu seiner eigenen und seiner Mitbürger Besserung nichts beyträgt.

Von der Einrichtung der öffentlichen Zucht- und Arbeitshäuser der Insel ist schon oben verschiedenes erin-

erinnert worden. Sie sind weder bloße Sammelplätze unnützlicher Verbrecher, deren Ernährung dem Staate zur Last fällt, noch langwierige Kerker, welche endlich durch einen langsamen Tod den Verbrecher tödten. Jeder Verbrecher muß durch die Arbeit, die er nach seinen Kräften und Fähigkeiten zu verrichten angestrengt wird, dem Staat so viel erwerben, daß der Ertrag dieser Arbeit nicht nur zur nothdürftigen und der Gesundheit zuträglichen Verpflegung des Arbeiters zureicht, sondern auch davon noch einiger Ueberschuß, der zu andern Bedürfnissen des Staats verwendet werden kann, übrig bleibt. Vortheilhafte Einrichtung des ganzen Werks, getreue Verwaltung der dabey angestellten Aufseher und zweckmäßige Arbeiten der Züchtlinge sind die hauptsächlichsten Hülfsmittel, eine Anstalt dem Lande vortheilhaft zu machen, welche andern Ländern nur zur Last gereicht.

Ich habe mich so lange bey dem bestrafenden Theil der Gesetzgebung der Insel aufgehalten, daß ich nur noch wenig von den übrigen Zweigen dieser Gesetzgebung anführen kann. Das meiste ist auch bereits schon im Vorhergehenden *) bemerkt worden. Verträglichkeit, Gefühl der natürlichen Billigkeit, Liebe des Nächsten, Entfernung vom Geitz, Neid und allen raubgierigen Leidenschaften des Menschen sind so tief in die Seele des Felsenburgischen Bürgers eingeprägt worden, daß Proceßsucht der schwächste Hang ist, den er bey sich fühlt, und ohne Zwei-

*) S. oben den 8ten Abschnitt.

Zweifel ist dieß auch das beste und sicherste Mittel, die Griffe der Chicane dem Staat unschädlich zu machen. Die Gleichheit, die ferner unter allen Einwohnern der Insel herrscht, die Freyheit, die jeder genüßt, die Leichtigkeit, mit welcher jeder die nöthigen Bedürfnisse des Lebens erlangen kann, die Mäßigkeit, an die er von Jugend auf gewöhnt ist, schneiden noch, über die Grundsätze der Erziehung, viele andere krumme Wege ab, auf welchen in andern Ländern, die Streitsucht auf das Eigenthum oder ein anderes Gut, des Vertheidigungslosen Bürgers lauert, und sich desselben unter dem Schein des Rechts bemächtiget. Processe von Erheblichkeit sind also auf der Insel äuserst selten, und Streitigkeiten über Kleinigkeiten, welche bisweilen bloß in dem Eigensinn der Menschen ihren Ursprung haben, weiß die Ueberredung, oder die Weisheit und Gerechtigkeit des Richters bald zu schlichten. Diese magern Processe würden freylich den sportelsüchtigen Richter nicht sehr mästen, und er würde Mängel genug finden, die elende Justitzverfassung der Insel anzuklagen. Da aber hier kein Richter von Sporteln, sondern von demjenigen Unterhalt lebt, welchen ihm der Staat reicht, so hat hier auch nicht einmal die Sportelsucht Gelegenheit zu klagen. Der Rechtsgang eines jeden Processes kommt übrigens darauf an, daß jede Sache mit möglichster Unpartheylichkeit und Geschwindigkeit untersucht und entschieden, alle Uebereilung und Nachläßigkeit sorgfältig dabey vermieden, der Schwächere von dem Mächtigern nie unterdrückt, und bey Gegenstän-

den von Wichtigkeit, nicht nach Willkühr, sondern nach dem wahren Sinn des Gesetzes gehandelt werde. Die weitläuftige Erzählung der auf der Insel eingeführten rechtlichen Formalitäten, welche alle diese vorgesetzten Endzwecke befördern sollen, würden zwar den Kenner unterhalten, und ihm Vorzüge oder Mängel an selbigen bemerken lassen, allein dem übrigen Theil der Leser würde sie unverständlich und langweilig seyn.

Jeder Bürger, der rechtliche Angelegenheiten vor den Richterstuhl zu bringen hat, ist hier sein eigener Advocat, wenn er es seyn will, und er müßte sehr blödsinnig am Verstande seyn, wenn er es aus Mangel der Fähigkeit nicht seyn könnte. Die Gesetze seines Vaterlandes, welche den Gang der meisten Vorfälle des bürgerlichen Lebens bestimmen, werden ihm von Jugend auf bekannt gemacht. Sie sind in seiner Muttersprache in deutlichen und verständlichen Worten, ohne ihm dunkele und unbekannte Terminologie abgefaßt. Er kann sie also lesen, und sich selbst aus ihnen ziemlich zuverlässig erklären, ob er Recht oder Unrecht hat. Sollte er in denen bey jeder rechtlichen Verhandlung einer Sache unentbehrlichen Formalitäten, in welchen die Gesetze aber auch ihn hinlänglich unterrichten, verstoßen, so ist es hier die Pflicht des Richters, ihn auf den rechten Weg zu weisen, und an dasjenige zu erinnern, was er zu beobachten hat. Wenn jedoch eine Rechtssache so verwickelt ist, daß sie den Beystand eines Rechtsgelehrten unumgänglich erfordert, oder wenn der streitende Theil selbst,

sich nicht Fähigkeit genug zutraut, dem Richter seine Sache, nach allen nothwendigen Erfordernissen vorzutragen, so ist dieser letztere schuldig, insofern nicht ein Freund des erstern, freywillig seine Vertheidigung vor Gericht übernimmt, ihm aus denjenigen jungen Rechtsgelehrten, welche unter dem Nahmen der Volksvertheidiger, und unter der Aufsicht des Richters mit der praktischen Ausübung ihrer erlernten Wissenschaft sich beschäftigen, einen rechtlichen Beystand zu verordnen. Da hier dem alten schlauen Prakticker, seine Schlupfwinkel, die er auf dem Wege der Erfahrung kennen gelernt hat, nichts helfen, und alle Formalitäten einfach und in geringer Anzahl sind, die Observanz aber von den Richterstühlen gänzlich verbannt ist, so bringt auch die Jugend des Sachwalters seinem Clienten keinen Nachtheil, wenn nur Känntniß der Gesetze, Fähigkeit sie richtig anzuwenden, gesunder Menschenverstand und Thätigkeit bey ihm vorausgesetzt werden. Auch dieser von dem Richter bestellte Sachwalter führt auf Kosten des Staats, und für den stehenden Gehalt, den ihm dieser reicht, die Sache seines Clienten. Er hat also nicht nöthig an dem Beutel desselben so lange zu sauzen, bis er sich genug gesättiget hat. Ueberdieß ist dieser junge juristische Kämpfer noch in dem Alter, wo die Ehre, noch mehr reitzt als die Belohnung. Er weiß dabey, der Ruhm einen Bürger gut vertheidiget zu haben, ist auf der Insel so glänzend als in dem alten ehrwürdigen Rom, und bahnt ihm den Weg zu den ansehnlichsten Ehrenstellen.

Aber dieser Felsenburgische Staat, muß sehr reich seyn, wird der Cameralist fragen, wenn er aus seinen Schätzen sogar die Kosten bestreiten kann, welche die Streitsucht seiner Bürger veranlaßt? Die Beantwortung der Frage folgt zum Theil schon aus demjenigen, was kurz zuvor gesagt worden ist, daß in diesen Wohnungen der Friedfertigkeit und Verträglichkeit nichts verhaßter und seltner ist, als Streitsucht, daß sie daselbst auf das schärfste geahndet wird, und daß also der Staat sehr wenig nöthig hat, um dem Bedürfniß abzuhelfen, welches sie veranlaßt. Wenn man überdieß abrechnet, daß die Casse des Staats, von so vielerley Artickeln der Ausgaben ganz frey ist, welche ihr in andern Staaten Ehrsucht und Verschwendung des Fürsten aufdringen, so wird sie mit mäßigen Summen den Unterthanen eine unentgeldliche Pflege der Justitz verschaffen, und ihnen dadurch größere Vortheile gewähren, als jemals durch eine zum Besten des Landes verwendete Ausgabe, mag seyn erlangt worden.

Kein Ding unter der Sonne ist von Mängeln und Unvollkommenheiten frey. Wie könnte es also die Justitzverfaßung dieser Insel seyn? Einer der gefährlichsten Mängel, möchte wohl das große Uebergewicht seyn, welches der Richter bey allen rechtlichen Verhandlungen erhält, da seiner Willkühr so viel überlassen ist. Es ist gewiß, in der Hand eines partheyischen, gewinnsüchtigen Richters ist das Schwerdt der Gerechtigkeit, wenn er es nach Gutdünken führen kann, die gefährlichsten Waffen für

die

die Sicherheit des Bürgers. Allein es ist auf der andern Seite auch eben so gewiß, daß in dem andern Lande, wo der Richter bey jeder Kleinigkeit an dem Laufband der Gesetze und der Formalitäten geführt, und wie ein Kind gegängelt wird, die Gerechtigkeit einem unvermögenden Kranken gleicht, welcher an seiner Krücke mühsam forthinkt, ohne weit fortschreiten zu können. Was wird also weiter zu thun seyn, als aus zwey Uebeln das kleinste zu wählen? Und fast scheint es das erste zu seyn, wenn nur die gehörige Vorsicht getragen wird, den Stand der Richter in dem ehrenvollen Glanz zu erhalten, der ihm auf der Insel eigen ist, und welcher darinnen besteht, keinen Richter zu dulden, welcher durch Partheylichkeit, Eigennutz und Unwissenheit das Amt schändet, das ihm anvertrauet worden ist.

Vielleicht wird eine kurze Vergleichung der Europäischen Rechtsgelahrheit mit der Felsenburgischen hier nicht ganz am unrechten Orte stehen. Der Rechtsgelehrte des letztern Ortes wird sich freylich gegen den Europäischen Rechtsgelehrten in einem sehr dunkeln Lichte zeigen. Was für mäßige Känntnisse werden erfordert, wenn zu einem guten Rechtsgelehrten nichts weiter nöthig ist, als Menschenkänntniß, Wissenschaft vaterländischer Gesetze, die in der Sprache des Pöbels geschrieben sind, ein wenig Naturrecht, und gesunde Logick bey Fällen, wo ihn die natürlichen und vaterländischen Gesetze verlassen? Wird dieser Mann jemals fähig seyn, ein einziges Gesetz der Justinianischen Sammlung zu verstehen und zu erklären oder die Widersprüche

dieser Gesetze zu heben? Wird er sich jemals legitimiren können, wenigstens zwanzig verschiedene Theile der Rechtsgelahrheit encyclopädisch durchstudiert und gefaßt zu haben? Kaum würden ihn unsere Facultäten als zu einem Notarius tüchtig erkennen. Dieß ist alles wahr und dieser Mann würde nach unserer Verfassung wirklich ein sehr dürftiger Rechtsgelehrter seyn. Wenn man aber gleichwohl die Sache unpartheyisch aus einem höhern Standpunct übersieht, so wird man statt eines erquickenden Baches, welcher das Land wäßern soll, einen Schwall fremder, aus ihrem Zusammenhang, aus der localen Sphäre, worein sie paßten herausgerissene, durch Dummheit, Aberglauben und Barbarey erzeugte Gesetze gewahr, welche gleich einem reißenden Strom, das ganze Land überschwemmen. Einige wenige, welche die Kunst verstehen, aus diesem Strom Canäle, zu Befruchtung ihrer Grundstücke zu ziehen, gewinnen dabey, da indessen das ganze Land dadurch ersäuft wird. Wenn der redliche Mann, der es gut mit seinem Nächsten meint, dieß alles überschaut, so müssen ihm natürlich die Fragen einfallen: War es denn unumgänglich nöthig, daß, wenn Kunz und Hans über das Eigenthum eines Rayns streiten, die Sammler des Justinians erst entscheiden müssen, wer Recht hat? War es denn nöthig, daß unsere Jünglinge, welche nach dem Tempel der Gerechtigkeit wallfahrten, durch so viele krumme Umwege geführt werden? Könnten sie nicht kürzer, ich will nicht sagen leichter, geführt werden? Denn warlich Studium des Men-

schen

schen, gesunde Vernunft, und Fähigkeit Gesetze abzufaßen oder anzuwenden, sind schwerer zu erlernen, als alle Römische, Canonische und Longobardische Rechtsgelahrheit. Sollte denn nicht alles, was fremde Gesetze Gutes haben, blos Hülfsmittel, zu Aufklärung des Verstandes, nie Vorschrift der Handlungen seyn? Sollten nicht die alten ausgelaufenen und unbrauchbargewordenen Räder, welche die Maschine der Justitzverfassung treiben, heraus genommen und neue eingesetzt werden? Sollten nicht also jeder Fürst und seine Räthe, es ihre erste Sorge seyn lassen, ihr Land mit weisen Gesetzen, die ihm angemessen sind zu beglücken, alle Justitzpflege so einfach zu machen als möglich, sie von dem Schwall fremder und veralteter unschicklicher Gesetze und unnützer Formalitäten zu reinigen? Sollten sie die Reduction des Insectenheers von Sachwaltern, Schreibern und Notarien, welche die edelsten Säfte des nützlichsten Theils der Unterthanen, des Landmanns, durch ihre nie gesättigten Federn an sich saugen, nicht für eben so nöthig halten, als die Reduction ihres überflüßigen Hofstaats? Sollten nicht endlich unsere obersten Priester der Gerechtigkeit, zu Behauptung ihrer eignen Würde, mehr Sorgfalt zeigen, nicht jedem unwissenden Jüngling, der seine drey Jahr auf der Universität richtig verlebt hat, gegen die Gebühr einen Erlaubnißschein zu schreiben, den Beutel des ersten besten dummen Bauern zu plündern, sich von der Chicane zu ernähren oder zu verhungern?

Ich überlasse dem redlichen Sachkundigen Mann die Beantwortung aller dieser Fragen. Und wär ich selbst Richter und Advocat, so zwingt mich das Gefühl des öffentlichen, oft verkannten Uebels und Liebe für meine Mitbürger, meine Stimme zu erheben und auszurufen: Glücklich ist das Land, welches keine Richter und Sachwalter plündern! Wo Gerechtigkeit ohne viele Kosten, ohne Weitläuftigkeit, ohne Verzögerung erhalten werden kann! Wo wenige aber gute Gesetze und viele Beobachtung dieser Gesetze sind! Wo jeder diese Gesetze ohne Dollmetscher verstehen kann! Vornehmlich alle Richter und Sachwalter Christen sind! Glücklich ist also die Insel Felsenburg! wo ihr dieß alles findet, wenn ihr es auch in keinem andern Lande finden solltet.

Der neunzehnte Abschnitt.

Scheinbare Mängel der Insel. Eingeschränkter Handel. Armselige Manufacturen und Fabricken. Vom Verhältniß des Luxus zur Religion. Flor der Oeconomie. Mittel, sie zu befördern. Folgen davon. Simplicität der Finanzeinrichtung der Insel. Classen der verschiedenen Landesabgaben. Ihre Quellen. Von den Felsenburgischen Regalien. Von der Militairverfassung daselbst. Verhältniß eines ruhigen christlichen Volks gegen unruhige, kriegerische Nachbarn.

Auch die vollkommenste Regierungsverfassung eines Landes wird nicht von allen Mängeln frey seyn. Man würde daher diese Befreyung von Mängeln, auch bey demjenigen christlichen Volk vergeblich suchen, bey welchem Religion die vorzüglichste

Trieb-

Triebfeder der Handlungen des bürgerlichen Lebens ist. Aber in geringerer Anzahl würden sie doch seyn, als bey jedem andern Volk, wäre es auch nur aus dem einzigen Grunde, weil die Bedürfnisse dieses Volks weniger zahlreich, die Befriedigungsmittel dieser Bedürfnisse einfacher, und seine Wünsche der irrdischen Größe gemäßigter und reiner sind, als bey jeder andern Nation. Vieles wird bey diesem Volk auch nur dem Afterpolitiker Mangel zu seyn scheinen, was im Grunde wahre Vollkommenheit ist. Diese Beobachtung würde sich hauptsächlich bey dem Manufacturwesen, der Handlung, der Finanz- und Militaireinrichtung dieses Volks anstellen lassen, und vielleicht giebt dasjenige, was von diesen vorhergenannten verschiedenen Zweigen der Felsenburgischen Staatsoeconomie theils im Vorhergehenden bereits berührt worden ist, theils noch im Folgenden erzählt werden wird, zu dergleichen Beobachtungen häufige Veranlassung.

Nach den bey allen Europäischen Staaten gegenwärtig angenommenen Grundsätzen, ist ausgebreiteter Flor des Handels, der Grundstein von dem Flor des ganzen Staats, und dieser Flor des Handels gründet sich wieder auf Vermehrung der National-Industrie, Fabricken, Manufacturen, Cultur und Vertrieb fremder und inländischer Producte, Uebergewicht in der Schiffarth und aller andern Hülfsmittel, welche der Gelddurst unsers wirklich dürftigen Jahrhunderts so erfindungsreich ausgedacht hat, und zu Stillung seines Bedürfnisses für unentbehrlich erachtet. Auf dieser sonderbaren

Insel, die ich beschreibe, behauptet man von allen diesen Dingen gerade das Gegentheil. Blühender Handel ist hier nicht das sicherste Kennzeichen des blühenden Staats. Man würde ihn vielmehr für ein Kennzeichen des sich nähernden Verfalls rechnen. „Laßt uns nie, würde der über diesen Gegen„stand philosophirende Insulaner sprechen, von dem „so gemeinen, oft behaupteten und eben so oft ver„kannten Grundsatz abgehen, daß unsere Bedürf„nisse mit der Menge der Mittel, die wir haben, „sie zu befriedigen, täglich wachsen! Laßt uns nie ver„gessen, daß Reichthum, Luxus, Ueberfluß, eben so un„sichere Merkmale, von der Gesundheit und Dauerhaf„tigkeit des Staats sind, als Vollblütigkeit und Fettig„keit von der Gesundheit des Körpers. Oft folgt der „Tod des politischen und des animalischen Körpers „aus dem einen sowohl als aus dem andern. Nicht „der Staat ist reich, der viel besitzt, sondern derjeni„ge, der wenig bedarf. Fragt die Geschichte, diese „beste Lehrmeisterinn in allen Vorfällen des Lebens. „Welche handelnde Nation, die ihre Größe bloß „dem Handel zu danken hatte, hat diese Größe so „lange zu erhalten gewußt, als jede andere Zeitver„wandte Nation, bey welcher Adel der Sitten die „Grundlage des Staats war, und Adel der Sitten „eines Volks, kann bey dem immer mehr zunehmen„den Handlungsgeist desselben fast nie unbefleckt blei„ben. Der handelnde siegreiche Phönicier verlohr „seine Eroberungen fast so schnell als er sie gemacht „hatte, und das gewinnsüchtige Athen, war nicht „stark genug das Uebergewicht unter den verbünde-

„ten

„ten Griechischen Staaten, welches es vielleicht „mehr seinem Gold als seiner Beredsamkeit zu dan„ken hatte zu erhalten, und mußtee sich unter das „Joch des armen Spartaners demüthigen. Hätte „Rom einige Jahrhunderte eher Spanien erobert, „Carthago zerstört, und sich dem Handlungsgeist, „den es bisher so standhaft verachtete, sich um so „viel früher überlassen, so würde es auch einige „Jahrhunderte eher zu Grunde gegangen seyn. Es „ist eine feste Kette, wo jedes Glied an dem andern „hängt: Flor des Handels, Ueberfluß, Ueppigkeit, „Verfall der Sitten, Vergiftung aller Kräfte des „Staats, Krankheit und Tod des allgemeinen „Wohls. Eingeschlossen von unsern rauhen und un„zugänglichen Felsen, begnügen wir uns mit dem„jenigen, was Gott und die Natur uns hier schen„ken wollten, und entbehren ohne Sehnsucht den „Genuß desjenigen, was wir nicht kennen.

Die Gesetze des Landes begünstigen zwar den Vertrieb der inländischen Producte innerhalb den Gränzen der Insel und suchen ihn zu befördern. Allein aller inländischer Handel ist keine Quelle des Reichthums und des Ueberflusses. Er hilft bloß den nöthigsten Bedürfnissen ab. Diese kann er jedem Bürger verschaffen, einen Zufluß der Reichthümer aber kann er nie bewirken. Den Endzweck, den man auf der Insel dabey zu erreichen strebt, ist derjenige, den man vielleicht in jedem wohlregierten Lande, in Ansehung des Handels haben sollte: Daß in dem Lande selbst, alles dasjenige hinlänglich erzeugt wird, was der Bürger nicht zu seinen

ein-

eingebildeten meistentheils schädlichen, sondern zu seinen wahren zur Erhaltung und Bequemlichkeiten des Lebens nothwendigen Bedürfnissen, nöthig hat.

Ein Land, das keinen ausgebreiteten ausländischen Handel hat, wird auch wenige blühende Manufacturen und Fabricken haben. Dieß ist auch der ähnliche Fall auf der Insel. Alle Manufacturen und Fabricken, welche bloß Pracht, Ueppigkeit, Einbildung, mit einem Wort, den so genannten Luxus zum Gegenstand haben, sind hier gänzlich unbekannt. Jeder Künstler, welcher blos für die Phantasie und die Mode nicht aber für die Bequemlichkeit und die Nothdurft des Menschen arbeitet, würde nicht viel höher, als ein Müßiggänger geachtet werden. Alle Manufacturen der Insulaner schränken sich hauptsächlich auf die Verarbeitung ihrer inländischen Producte, an Flachs, Wolle und Baumwolle, und ihre Fabriken, auf Eisen-, Stahl- und Thonarbeit ein. Alles, was sie zu dem Betrieb ihrer Manufacturen und Fabricken nöthig haben, muß auf vaterländischem Boden erzeugt seyn, und sie entbehren es lieber, ehe sie ihren Geschmack dem ausländischen Handel unterwerfen, und einem fremden Volk zinsbar werden. Den Beweis davon haben sie bey zwey wichtigen Artickeln gegeben, die ihnen eben so fremd sind, als dem ganzen Europa, und die gleichwohl dem letztern so unentbehrlich geworden sind, als Korn und Wasser. Dieß sind die wichtigen Artickel, von Thee und Caffee. Diese Producte begünstiget das hiesige Clima nicht, und der wirthschaftliche Insulaner entbehrt sie lieber,

ehe

ehe er sich einen allgemeinen Tribut zum Vortheil seiner Nachbarn auflegt, um seinen Gaumen einige Augenblicke zu kitzeln.

Dieß ist ein elendes Land, werden die Geschmackvolle Dame und der lüsterne Schwelger vereiniget ausrufen. Fast würde man noch mit mehr Anstand und mit mehr Appetit sich mit dem Grönländer in ein wohlriechendes Seehundsfell einhüllen, oder mit ihm eine Tasse Fischthran ausschlurfen, als man hier in eine wollne Jacke kriechen und eine Biersuppe einschlucken soll. Denn in Grönland würde man es wenigstens nicht anders haben können. Was geht denn das der Religion an, ob ich die Bibel in einer Bergere oder auf einem hölzern Schemmel lese? ob ich in einem Silberstoff, oder in einem wollenen Kleide in die Kirche gehe wenn es auf beyde Arten mit Andacht geschehen kann?

Mit der Dame und dem Herrn Apicius würde sich vermuthlich der Felsenburgische Insulaner nicht leicht in einen Streit über diese Materie einlassen, da sie gleich in den ersten und allgemeinsten Grundsätzen, allzuweit von einander abweichen würden. Ohnfehlbar würde er sich also gegen sie bücken und schweigen. Allein mich dünkt, die Fragen, würden ihm näher an das Herz dringen, wenn ein vernünftiger Mann und Freund seiner Religion ihn fragen würde: Warum soll ein erlaubter Luxus sich nicht vollkommen mit der Religion vertragen können? Warum soll ein ächt christliches Volck nicht eben so wohl einen, blühenden Reichthum und Ueberfluß ihm mittheilenden Handel, und die damit verbundenen Manufa-

nufacturen und Fabricken haben können? Sind nicht selbst die frommen Brüder zu Herrenhuth ein Beweis, daß dieß möglich sey? Ferner: Ist nicht jederzeit Mangel an Handel und Künsten, das untrügliche Kennzeichen eines rohen und verwilderten Volks gewesen? Und ist nicht unter den Nationen mit dem Wachsthum der Religion, und der daraushergeflossenen Verfeinerung der Sitten, zugleich Handel und Gewerbe, und mit diesem Geschmack an den Bequemlichkeiten des Lebens und also der Luxus überhaupt, von Jahrhunderten zu Jahrhunderten gewachsen?

Die genaue und ausführliche Beantwortung aller dieser Fragen würde für diese Blätter viel zu weitläuftig seyn. Der Felsenburgische Bürger würde kürzlich ohngefähr darauf folgendergestalt antworten: daß erlaubter Luxus ein schwankender Begriff sey, welcher erst bestimmt werden müßte: daß jeder Luxus relativ sey, und bey manchem Volk bloß Bedürfniß seyn könne: daß die Religion nie allen Luxus verbiethe, sondern nur den schädlichen, welcher die Sitten vergiftet: daß selbst der Colonist auf der Insel Felsenburg, eben sowohl wie der rauheste Barbar, seine Art des Luxus habe: daß auch ein ächt christliches Volk einen blühenden Handel haben könne, wenn er nur sonst seinen übrigen politischen und bürgerlichen Verhältnissen angemessen ist: daß es aber ein falscher Grundsatz der Politik unsers Jahrhunderts sey, daß blühender Handel, Ueberfluß und Reichthum, die erste Quelle der Glückseligkeit des Staats sey: daß vielmehr diese Glückse-

ligkeit bloß von dem Adel und der Reinigkeit der Sitten, unterstützt von einer weisen Regierung einzig und allein abhange: daß aber diese Reinigkeit der Sitten, durch einen ausgebreiteten Handel am leichtesten verderbt und zu Grunde gerichtet werde: Der Insulaner wird ferner anführen: daß er die innre Einrichtung der frommen Brüder zu Herrenhuth eben so wenig als die Maasregeln des ehemaligen ehrwürdigen Jesuiterordens genau genug kenne, um ihren Handlungstrieb, als einen Beweis gegen sich gelten zu lassen: daß Mangel an schädlichem Handel und unnützen Künsten eben so sehr ein untrügliches Kennzeichen eines cultivirten und wohl regierten Volks sey, als gänzlicher Mangel des Handels und der Künste, das rohe Volk characterisirt: daß mit der Religion und der Verfeinerung der Sitten nicht sowohl der Luxus überhaupt gewachsen, sondern nur eine Art des Luxus mit der andern vertauscht worden ist, daß aber diese Vertauschung nicht das Werk der Religion und der Sitten, sondern das Werk der Phantasie und der menschlichen Leidenschaften gewesen ist: daß also der Luxus unsers Zeitalters nicht sowohl nach dem Grade als in Ansehung der Mannigfaltigkeit, von dem Luxus zu den Zeiten Friedrichs des Rothbarts verschieden sey. Daß endlich überhaupt eine Sitte auf der Insel Felsenburg sehr löblich seyn kann, die es deswegen eben nicht auch bey jedem andern Volk seyn muß. Da auch diese Disputation des Felsenburgischen Insulaners mit seinem Gegner den Streit über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit des Luxus nicht schlich-

ten, noch den allgemeinen Hang zu dem letztern vermindern wird, so brechen wir ab, und begnügen uns unsern Insulaner von einer andern Seite, in einem bessern Lichte zu zeigen, als wir ihn von der Seite des Handels und der Manufacturen zu zeigen vermögend waren.

Dieß ist die Seite des ökonomischen Fleißes der Colonie. In dem eifrigen Betrieb aller landwirthschaftlichen Angelegenheiten, weicht dieß Volk keinem andern. Flor des Ackerbaues und der Viehzucht sieht man hier als die festesten Stützen von dem dauerhaften Wohlstande eines Landes an. Ohne zunehmende Bevölkerung sagen diese Insulaner, läßt sich keine Zunahme der Festigkeit und der Dauerhaftigkeit des allgemeinen Wohlstandes denken, und diese Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung hängt bloß von der geringern oder größern Sorgfalt ab, welche auf die Verbesserung des Ackerbaues verwandt wird. Je mehr Fleiß und Arbeit diese Verbesserung kostet, je reicher ist der Seegen, durch welchen sie den Arbeiter belohnet. Handel und Gewerbe kann nur dem kleinsten Theil der Nation Unterhalt verschaffen, die Menge kann ihn bloß von dem Ackerbau erhalten, und wenn drey Viertheile der Nation Mangel leiden, so kann der vierte Theil ohnmöglich im Ueberfluß leben, wenn er ihn nicht durch die Unterdrückung erzwingt. Eine Menge Landesgesetze zielen gleich den Chinesischen auf Cultur des Landes ab. Kein Winkel des Erdbodens ist hier so unfruchtbar, dem nicht durch unermüdete Arbeit endlich einiger Tribut abgenöthiget worden ist.

Die

Die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft selbst stehen in dem richtigsten Verhältniß gegen einander, und man hat die Verbesserung eines jeden Zweiges nicht auf müßige Speculation, sondern auf Erfahrung und weißlich angestellte Versuche gegründet. In den verschiedenen Landdistricten in welche die Insel getheilt ist, sind Aufseher angestellt, welche Acht haben, daß der Oeconomische Fleiß der Einwohner stets in seiner Thätigkeit bleibt.

Es ist vielleicht nicht ganz überflüßig, einige Hülfsmittel anzugeben, durch welche man nach und nach diese wahre, nie vertrocknende Quelle von dem Ueberflusse eines Landes, eröfnet, und die Landwirthschaft zu dem Ansehn erhoben hat, in welchem sie allhier steht. Das erste und vorzüglichste, welches bereits angezeigt worden ist, besteht in der allgemeinen Achtung und Schätzung des Landmanns. Er ist hier nicht das verachtete lasttragende Thier, sondern der nützliche Ehrenvolle Bürger. Ohne Aufklärung des Geistes wäre diese Achtung nie möglich gewesen, und in keinem Lande ist diese Aufklärung des Landmanns so eifrig versucht, und mit so glücklichem Erfolg gekrönt worden, als hier. Diese Aufklärung mußte nothwendig alle Ablegung der väterlichen Vorurtheile, welche Trägheit und Unwissenheit nur jemals erzeugt haben, nach sich ziehen. Der Landmann verrichtet hier seine Geschäfte nicht um deswillen so und nicht anders, weil er es sei. nen Vater, so verrichten sah, sondern weil er überzeugt ist, daß er es nie nützlicher und bequemer verrichten könne. Entfernung von aller Unterdrückung

und Befreyung von allen Lasten, welche den Fleiß niederschlagen, muß ferner nothwendig einen mächtigen Einfluß auf den arbeitenden Landmann haben, welcher weiß, daß er für sich und seine Familie, nicht bloß für den Landesherrlichen oder Herrschaftlichen Einnehmer der Gefälle Durst und Hitze duldet. Rechnet man noch hierzu, Unterricht zum Betrieb einer vernünftigen Landwirthschaft, in den Erziehungsanstalten der Insel, Beyspiel des vornehmern Theils der Nation, welcher den väterlichen Boden, so emsig als der geringste Landmann mit seinen eignen Stieren pflügt, Beyfall und Ermunterung, den der fleißige Arbeiter überall erhält, leichter Absatz der erworbenen Producte bey der immer mehr und mehr zunehmenden Volksmenge und Sicherheit für Krieg, und andern Europäischen Landplagen, so hat man nicht nöthig über den Grad der Cultur zu erstaunen, zu welchem man den Ackerbau und die Landwirthschaft überhaupt auf der Insel zu bringen, vermögend gewesen ist.

Aber auch die mannigfaltigen glücklichen Folgen muß man bewundern, welche dieser Oeconomische Trieb der Nation über selbige verbreitet. Die leichte und reichliche Befriedigung aller und jeder Bedürfnisse, sie mögen bloß Bequemlichkeit, oder wahre Nothdurft des Lebens betreffen muß ohnfehlbar jedem Einwohner Munterkeit des Geistes, und Zufriedenheit der Seele mittheilen. Armuth wird ferner ein sehr seltnes fast unbekanntes Uebel seyn. Reichthum ist nicht bloß das glückliche Loos einiger wenigen Sterblichen, sondern reichliches Auskommen, das

eigen-

eigenthümliche Gut fast eines jeden Bürgers. Alle übrige Gattungen des bürgerlichen Gewerbes erhalten durch die blühende Landwirthschaft, überflüßige, und wohlfeile Materialien, welche zu ihrem Betrieb nöthig sind. Der Felsenburgische Einwohner kleidet sich von der Wolle seiner Heerde, besetzt seinen Tisch mit den Speisen, die ihm sein Vaterland darbietet, trinkt den Wein, den er selbst gepflanzt hat, und steht kein Hausgeräthe um und neben sich, das nicht auf vaterländischem Boden gezeugt und gefertiget worden wäre. Was für Festigkeit seines politischen Körpers muß ein Volk erlangen, welches alle Kräfte, die es zur Nahrung dieses Körpers bedarf, aus seinem eignen Vorrath nehmen kann! Und wie würde es sich jemals diesen reichlichen Vorrath ohne die sorgfältigste Cultur des Ackerbaues und der damit verbundenen übrigen Zweige der Landwirthschaft verschaffen können? Bey einem andern Lande, als diese Insel, würden noch der durch die Menge der erzeugten inländischen Producte, vermehrte Handel, das dadurch gewonnene Uebergewicht der Handlungsbilanz, die leichte und geschwinde Unterstützung des Staats bey dringenden Fällen, die durch die Volksmenge bereicherte Schatzkammer des Fürsten, und eine Menge anderer Vortheile mit in Ansatz gebracht werden müssen, wenn man alle glückliche Folgen überrechnen wollte, welche der Wohlstand des Landmanns einem Staat gewährt, dem diese Glückseligkeit durch die falsche Weisheit seiner Financiers nicht entrissen, sondern vielmehr durch ihre richtigern Einsichten erhalten wird.

Ein Land welches durch Beförderung des Ackerbaues und durch den Wohlstand des Landmanns blühend gemacht werden soll, wird freylich nicht durch eine Menge fast unerträglicher Auflagen, und zwar solcher Auflagen, welche hauptsächlich den dürftigen und arbeitsamsten Theil der Nation niederdrücken, kraftloß gemacht und zu Grunde gerichtet werden dürfen. So wenig dieß aber bey einem jeden christlichen Volk, wo Tugend herrschende Neigung ist, ein möglicher Fall seyn kann, so wenig ist er es auch auf dieser Insel. Hier ist weder der Eroberungsgeist, Hang zur Pracht und Verschwendung und jedes Lieblingslaster des Fürsten, noch die Geldgierigkeit und die Raubsucht seiner Minister von den öffentlichen Einkünften des Staats zu befriedigen. Jeder Bürger ist überzeugt, daß alles dasjenige, was er dem Staat von seinem so sauer erworbenen Verdienst abgiebt, ganz gewiß zu Erreichung eines nützlichen Endzwecks verwendet wird. Diese Abgabe wird nur einen mäßigen Theil dieses Verdienstes ausmachen. Er wird sie also willig und aufrichtig abtragen, ohne zu heimlichen Betrügereyen seine Zuflucht zu nehmen, um dem Staat die unzählbaren und unmäßigen Abgaben zu entziehen, welche dieser von ihm fodert, und die er ihm ohne gänzlichen Ruin seines Wohlstandes nicht wohl entrichten kann. Da auch in diesem Lande so viele Abgründe, welche die Schätze des Landes verschlingen, wie bereits angeführt worden ist, gänzlich mangeln, so ist die Möglichkeit leicht begreiflich, wie mit mäßigen Summen öffentliche Ausgaben bestrit-

stritten werden können, zu welchen in andern Ländern gar kein Fond vorhanden seyn würde. Ein kurzes Verzeichniß derjenigen Landesbedürfnisse, zu welchen der größte Theil der öffentlichen Einkünfte auf der Insel verwendet wird, kann dieß klar machen.

Die Subsistenzgelder des Regenten nehmen den ersten Platz ein, unter den allgemeinen Landesbedürfnissen. Sie sind weder auf gewisse liegende Gründe gelegt, noch auf eine bestimmte Summe festgesetzt, sondern die Nation bestimmt durch die Stammväter der verschiedenen Geschlechter diese Summe, welche aus dem öffentlichen Schatz baar erhoben wird, bey dem Antritt der Regierung eines jeden Regenten, nach Beschaffenheit der Größe seines eigenen Patrimonialvermögens. Diese Summe ist größer oder geringer, nachdem dieß letztere stärker oder schwächer ist. Sie ist indessen jederzeit der Würde die dadurch unterstützt werden soll, angemessen, in so fern Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit nicht zugleich als unentbehrliche Kennzeichen dieser Würde angesehen werden, und davon zu befriedigen sind. Bey der mäßigen Lebensart, an welche jeder Einwohner der Insel, von dem Oberhaupt an, biß zum geringsten Bürger gewöhnt ist, sind diese Subsistenzgelder noch hinreichend, das eigene Vermögen des Fürsten zu vermehren, wenn er solches zu vermehren für Pflicht hält.

Das andere wichtigste Bedürfniß welches aus den Einkünften des Staats bestritten werden muß, ist der Beytrag, welchen dieser letztere zu den öffentlichen Erziehungsanstalten der Nation zu entrichten

hat. Da diejenigen Summen, welche die Eltern zur Erziehung ihrer Kinder aus dem eignen Vermögen, nach Proportion desselben, beytragen, wegen der vielen dürftigen Eltern die nur einen geringen, oder auch gar keinen Beytrag, zu einer gleichen Erziehungsart der ganzen Jugend der Insel, leisten können, niemals zur Ausführung dieses so sorgfältigen Erziehungsgeschäftes zureichend sind, so erfordert der hierzu nöthige Aufwand jedes Jahr einen beträchtlichen Zuschuß. Sowohl dieser Zuschuß als auch der Beytrag der Eltern fließt in die öffentliche Erziehungscasse, welche unter besonderer Verwaltung und Aufsicht des Regenten steht. Aus dieser Casse werden alle Kosten, welche zu Besorgung des ganzen Erziehungswesens, an Gebäuden, Erhaltung der Zöglinge, Besoldung der Lehrer, Aufseher und Aufwärter, Bücher, Instrumente ꝛc. nöthig sind, bestritten, und die darauf zu verwendenden Summen, unter die verschiedenen Erziehungshäuser der Insel vertheilt.

Die Unterhaltung der öffentlichen Armen und Arbeitshäuser, die Besoldung der zu den Geschäften und der Verwaltung des Staats angestellten Personen, zu welchen allhier auch Sittenrichter, Aerzte, Wundärzte und Hebammen gerechnet werden, die den Bürgern ohne Entgeld- und Kostenaufwand zu ertheilende Justitz, die zur Vertheidigung der Insel erforderlichen Militairbedürfnisse, der Aufwand zur Ermunterung der Industrie der Nation, die Anbauung der Bergwerke, Unterhaltung der Eisenfabricken und der Baumwollenmanufacturen, ingleichen

chen der Artickel der zufälligen Ausgaben, sind ohngefähr noch die übrigen vorzüglichsten Canäle, in welche sich der Strom des öffentlichen Schatzes vertheilt. Sie erschöpfen ihn nicht so sehr, als daß nicht immer noch ein ansehnlicher Reservefond jedes Jahr übrig bleiben sollte, welchen der Staat bey unvermutheten dringenden Fällen nutzen kann.

Die Quellen der Einkünfte, aus welchen die zu diesen Ausgaben erforderlichen Summen genommen werden, sind eben so einfach und wenig zahlreich. Sie bestehen hauptsächlich 1) in dem zehnten Theil des reinen Ertrags von den rohen Producten, welcher nach einer sehr mäßigen Taxe zu Gelde angeschlagen wird. 2) In dem zwanzigsten Theil von dem Ertrag der Gewerbe. 3) In dem jährlichen freywilligen Beytrag zu den Landesbedürfnissen. 4) In der jährlichen Armensteuer, welche zu Einviertel Procent des Vermögens angesetzt ist. 5) In der Steuer der Hagestolzen oder der Unverehlichten. 6) In den freywilligen Vermächtnissen für die Armuth und das Erziehungswesen. 7) In den Geldstrafen. 8) In den Einkünften aus den Zinn und Eisenbergwerken, und den damit verwandten Fabricken, zu deren Betrieb, der Staat die Kosten allein vorschießt, aber auch allein die Nutzung genießt. 9) In den Einkünften aus den Baumwollenmanufacturen der Gentoos, welche gleichfalls auf Kosten des Landes unterhalten werden. 10) In den Producten der benachbarten unbevölkerten Insel Kleinfelsenburg. Sollten jemals diese Quellen der öffentlichen Einkünfte zu Abhelfung der allge-

meinen Bedürfnisse nicht hinreichen, so bestimmt der freye Wille der Nation, in den angestellten Nationalzusammenkünften, in welchen jedes Haupt einer Familie ein freyes Stimmrecht hat, welche Gattungen von neuen Abgaben, den gewöhnlichen beygefügt werden, und wie lange solche dauern sollen. Der Hauptgrundsatz, den man hierbey nie aus der Acht läßt, ist dieser: daß die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, nie mit Abgaben belegt, und der größte Theil dieser Abgaben nie dem dürftigsten Theil der Nation aufgebürdet werden müsse.

Die größte Aufmerksamkeit bey der Verwaltung der Finanzen der Insel, verwendet man hauptsächlich auf die Einfachheit ihrer Einhebung und ihrer Verwendung. Alle Einkünfte, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, werden durch die verordneten Einnehmer, die so wenig zahlreich als möglich angestellt sind, in eine einzige Hauptcasse abgeliefert, und aus dieser wird jede Summe wieder zu demjenigen Zweck ausgezahlt, welchem sie gewidmet ist. Die Denkungsart dieses Volks und die allgemein herrschende Verabscheuung des Diebstahls und jeder andern Betrügerey, muß nothwendig eine getreue Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, so wohl bey den obersten als den geringern Verwaltern derselben außerordentlich befördern. Die Schatzkammer des Landes ist hier keine Lockspeise, welche die Gefräßigkeit der Raubbegierigen Geyer reitzt, die in andern Ländern von Amtswegen ungestraft an den Eingeweiden des Staats nagen. Diese getreue

Ver-

Verwaltung der Finanzen muß also auch nothwendig die Ausführung von vielen politischen Unternehmungen möglich machen, welche bey einem andern Volke schwer, wo nicht ganz unmöglich seyn würde.

Man hat sich hier nie mit der Kunst abgegeben, jedes Ding welches dem Menschen am unentbehrlichsten ist, oder welches die Natur für alle ohne Unterschied bestimmte, fast biß auf die Luft zu einem Reservat oder sogenannten Regale des Fürsten zu machen. Man kennt hier also, z. B. kein Jagd- Salz- und Zollregale. Man hält dafür, daß zu dem Wilde derjenige das meiste Recht habe, der sich keine Mühe verdrießen läßt, es zu fangen, daß das Salz eines der unentbehrlichsten Producte der Erde sey, daß es also dem Bürger nie wohlfeil genug geliefert werden könne, und aus diesem Grunde mit gar keiner Auflage beschwert werden müsse und daß Sicherheit und Bequemlichkeit der Heerstraßen die erste Pflicht der Policey sey, ohne daß es nöthig ist, solche erst dafür zu bezahlen. Man hat endlich hier alles zu entfernen gesucht, was den öffentlichen Abgaben, welche die Bedürfnisse des Landes erfordern, nur den geringsten Schein des Tributs geben könnte, welchen der Sclave seinem Herrn bringt. Dieß ist auch vielleicht die Ursache, warum hier der Unterschied unter dem Schatze des Landes und dem Schatze des Fürsten, oder unter Aerarium und Fiscus ganz unbekannt ist. Hier weiß man nichts von den Privilegien des letztern, der Erfindung des Despotismus. Alle öffentlichen Einkünfte gehören dem Lande zu, aus dessen Eigenthum sie ge-

zogen sind. Der Regent ist bloß der erste Verweser derselben. Jedem Anfänger in der Kameralwissenschaft, wird dieß Beweiß genug seyn, daß diese Wissenschaft allhier noch in der Wiege liegt.

Nur wenige Worte müssen noch von der Militäreinrichtung der Insel gesagt werden, da diese Materie nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden kann. Es ist bereits oben angemerkt worden, daß dieses eben nicht die glänzendste Seite der Colonie sey. Es ist auch nicht wohl möglich, daß ein Volk, welches seinen edelsten Ruhm, in allen den großen Tugenden sucht, welche die Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts befördern, den Krieg mit allen seinen schrecklichen Folgen zu seiner Lieblingsneigung machen kann. Dieß Zerstörungsmittel der menschlichen Natur, welches trotz aller der großen Männer, die keinen Teufel glauben, fast allein Beweis genug ist, daß es einen Teufel giebt, weil es von ihm allein erfunden seyn kann, ist der Denkungsart eines friedfertigen Volks so sehr zuwider, daß dieses Volk in den Kunstgriffen, so dieses Mittel wirksamer machen, nie zu einer auserordentlichen Vollkommenheit gelangen wird. Die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung, worzu diese Insulaner durch unvermuthete Zufälle aufgefordert werden könnten, hat sie indessen genöthiget, ihre Insel in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, der ihnen möglich gewesen ist, und sie haben keine Vortheile ungenützt gelassen, welche ihnen die bessern Einsichten ihrer Europäischen Brüder, Menschen mit dem glücklichsten Erfolg zu morden, dar-

gebo-

gebothen haben. Wenn man übrigens aus der Gleichgültigkeit mit der sie den Tod, als das kleinste Uebel, das ihnen begegnen kann, betrachten, eine sichere Vermuthung ziehen kann, und wenn man damit ihre enthusiastische Liebe für ihr Vaterland und seine Freyheiten verbindet, so ist es fast keinem Zweifel unterworfen, daß kein alter Römer, und noch weniger jeder jüngere Held für achtzehn Pfennige, der dem Tod muthig entgegen geht, weil er nicht zurückweichen darf, sie an Muth für das Vaterland zu fechten, so leicht übertreffen würde. Sie preisen jedoch die glückliche Lage ihrer Insel und ihr gutes Schicksal, welche ihnen bisher die Ablegung des Beweises von ihrem Heldenmuth erspart haben.

Ich fragte indessen meine Insulaner, was sie thun würden, wenn sie diese Vortheile der Lage nicht nutzen könnten, und von kriegerischen und unruhigen Nachbarn umringt wären? Wir würden, war ihre Antwort, eben das thun, was in diesem Fall jedes christliche Volk, das sich nicht bloß mit dem Namen begnügt, zu thun verbunden wäre. Wir würden die Kriegskunst, zu einem der vornehmsten Gegenstände unserer politischen Verfassung und unserer öffentlichen Ausgaben machen. Wir würden sie zu einer so hohen Vollkommenheit zu treiben suchen, als es uns nur unsere Kräfte zulassen wollten. Nie würden wir den alten Gedenkspruch aus der Acht lassen: Glücklich ist der Staat, welcher währenden Frieden an Krieg denkt. Wir würden unsern Nachbarn so furchtbar zu werden suchen, als wir

nur

nur könnten. Aber nie würden wir uns durch das Uebergewicht, das wir auf eine oder die andere Art über sie erlangen möchten, zu einer ungerechten Eroberungssucht verleiten lassen. Die Erwerbung ganzer Provinzen würde uns nicht einen einzigen aus Ruhmbegierde, Eitelkeit und Eigennutz, ohne Noth vergossenen Tropfen Bürgerblut hinlänglich bezahlen, und wir würden uns glücklich preisen, wenn die Jahrbücher unserer Geschichte keinen einzigen Helden aufweisen könnten, den der Sieg auf den Leichnamen seiner erschlagenen Feinde mit dem bluttriefenden Lorbeer gekrönt hat. Aber nie würde auch feige Zaghaftigkeit dem wilden Eroberer Freyheit und Vaterland ohne Widerstand aufopfern. Der Tod für beyde ist der glorreichste, den ein guter Bürger sterben kann, und ein Christ fürchtet ihn gewiß weniger als jeder anderer Krieger, da er durch ihn mehr gewinnt als verliert.

Möchte doch dieß die herrschende Denkungsart aller Europäischen Regenten werden; wie ruhig würden wir niedrigen Erdenbürger, unter ihrem glorreichen Regiment unsere Wallfahrt durch das Leben fortsetzen und endigen können!

Der

Der zwanzigste Abschnitt.

Schilderung des Nationalcharakters eines christlichen Volks überhaupt. Menschenliebe, Edelmuth, Freyheits- und Vaterlandsliebe, Mäßigkeit, Thätigkeit, heiterer, zufriedener Geist, Aufrichtigkeit, öffentliche Treu und Glaube, Geduld im Leiden, Gleichgültigkeit gegen den Tod. Beschluß des ganzen Werks, welcher die Abreise des Verfassers von der Insel enthält.

Der Nationalcharakter eines Volks, welches Liebe zu Gott und dem Nächsten, oder mit einem Wort ächte Christusreligion als den ersten Bewegungsgrund aller seiner bürgerlichen Pflichten ansieht, und seine Handlungen darnach einrichtet, wird natürlich viel Abstechendes gegen die Nationalcharaktere anderer Völker enthalten: Vieles, was in andern Staaten politische Vollkommenheit seyn möchte, wird in diesem Staat Unvollkommenheit seyn, und Manches wird hier als bürgerliche Tugend keimen und gepflegt werden, was bey jedem andern Volk als Unkraut, welches das Wachsthum des bürgerlichen Wohlstandes ersticken könnte, gänzlich vertilgt werden würde. Sowohl jede einzelne Handlung einer jeden Privatperson, als der Gang der ganzen Staatsmaschine überhaupt, wird bey einem christlichen Volk Cultur der Sitten, Beförderung und Vermehrung der bürgerlichen und christlichen Tugenden zur Absicht haben müssen, wenn die schlauere Politik eines jeden andern Volks, sich um alle diese ihr scheinbare Kleinigkeiten wenig bekümmern, sondern die moralischen und physicalischen

Kräf-

Kräfte, sowohl des einzelnen Bürgers, als des ganzen Staatskörpers, zur Vermehrung der Macht, des Reichthums, des Geschmacks an Wissenschaften und Künsten anstrengen wird. Auch die Sitten dieses christlichen Volks müssen von den Sitten anderer Nationen, eben so sehr contrastiren, als der Bürger aus dem Mond mit dem Bürger unsers Erdplaneten. Die verschiedenen Nationalzüge dieses Volks gesammlet und zu einem vollständigen Gemälde ausgearbeitet, werden den unpartheiischen Mann zu einem entscheidenden Urtheil bestimmen, ob ein dergleichen Volk wirklich eine vorzügliche Achtung verdienen würde, oder ob es ein bloßes lächerliches Phantom einer überspannten Einbildungskraft sey. Dieß Gemälde mag denn auch den süßen Traum vollenden, welchen ich während meines Aufenthalts auf dieser glücklichen Insel geträumt habe, ein Traum, welcher mir mit den Felsenspitzen der Insel auf die übrige kurze Zeit, die ich noch leben werde, ganz verschwunden ist, den ich aber immer noch in einem andern System, nicht nur als Möglichkeit, sondern als Wirklichkeit hoffe.

Die stärksten Züge des Nationalcharacters dieser Insulaner, habe ich bereits bey dem Eingange dieser Geschichte bemerkt, und ich brauche nur noch einige Zeichnungen ihrer Sitten hinzu zu setzen. Ihre uneingeschränkte Menschenliebe, die Grundlage ihrer ganzen bürgerlichen Verfassung, mit dem Gefolg aller daraus entsprießenden Tugenden, der Gefälligkeit, der Dienstfertigkeit, des Mitleidens bey fremden Gram, der ungeheuchelten Freude bey fremden

den Glück, der thätigen Unterstützung des dürftigen Mitbruders, ist gewiß eine ihrer glänzendsten Eigenschaften. Ihre große erhabene von kriechender Schmeicheley und dem Stolz eines eingebildeten Verdiensts gleich freye und ungebundene Seele verkündiget es sogleich aus ihrem ofnen aufrichtigen Auge, daß sie sich der Würde bewußt sind, zu welcher sie geschaffen wurden, zur Würde einer glücklichen Unsterblichkeit. Sie verachten keinen Menschen, selbst den Nichtswürdigsten nicht, denn sie können ihn nur bedauern. Aber sie verehren keinen, als den verdienstvollen nützlichen Mann, und sie kriechen nie vor dem bloßen geistleeren Liebling des Glücks, er mag auf dem Thron oder auf seinen aufgethürmten Haufen von Gold sitzen. Freyheit der Seele ist ihre höchste bürgerliche Glückseeligkeit, aber keine zügellose unächte Freyheit, welche alles thut, was sie will, sondern welche nichts thun will, als was recht und billig ist.

Ihr Patriotismus, dessen ich bereits an verschiedenen Orten gedacht habe, ist nicht Stolz auf eingebildete Nationalvorzüge. Er ist warmes Gefühl der Glückseeligkeit die jeder Bürger genießt, und stets thätiger unermüdeter Hang, diese allgemeine Glückseligkeit zu vermehren. Die Erziehung streut den ersten Saamen dieser Tugend in die Herzen der Bürger aus, aber richtige Beurtheilung und Schätzung der wahren Güter des gesellschaftlichen Lebens bringt ihn zur Reife.

Ihre Mäßigkeit, ihre Thätigkeit, ihre wenige Neigung zur Pracht und Ueppigkeit sind alles na-

türli-

türliche Folgen ihrer Grundsätze, und es ist bereits alles davon gesagt worden, was davon zu sagen nöthig war. Auch ihre Heiterkeit und Frölichkeit ist bereits angeführt worden. Man würde sie sehr verkennen, wenn man sie als ein trauriges Milzsüchtiges Volk ansehen wollte, welches die feinen Ergötzlichkeiten des Lebens zu genießen, theils zu dumm, theils zu unwissend ist. In jeder Lage des Lebens, erhält sich ihre stets gleiche Seele bey einer unumwölkten Heiterkeit. Nie verkennen sie den Grundsatz, daß der Mensch zur Freude geschaffen sey, und sie nutzen jede Gelegenheit, welche ihnen die einfältige unverderbte Natur zur Freude anbietet. Da sich diese Heiterkeit und Munterkeit des Geistes bloß auf Zufriedenheit mit jedem Schicksal, das ihnen begegnet, und auf Unschuld und Reinigkeit der Seele gründet, so kann sie auch nie zu Grunde gerichtet werden, ohne bloß durch den gänzlichen Umsturz ihrer Denkungsart und ihrer Sitten.

Welches sind denn nun aber diese Freuden, die ihr so sehr rühmt? wird der Wollüstling, der auf jede Freude so begierig Jagd macht, einwerfen. Geselliger Umgang, Musik, Bewunderung der Natur, edle Handlungen, ächter Witz, selbst Freundschaft und Liebe, und Theilnehmung an der Glückseligkeit eines jeden Menschen, werden Ihnen, mein Herr, keinen einzigen langweiligen Augenblick auf dieser Insel verstatten, wenn Sie fähig genug sind, dieß alles zu empfinden.

„Wie? ein Volk ohne alle Kenntniß des verfeiner-
„ten Luxus, ohne Gefühl der Annehmlichkeiten, mit

„wel-

„welchen Witz, Geschmack, Ueppigkeit, die Freuden
„des geselligen Lebens bey einer cultivirten Nation
„in einem so hohen Grade würzen, ein Volk ohne
„Ball, ohne Theater, ohne Opera, ohne Assemblee
„ohne Spiel, ohne Coquetterie, ohne kleine niedli-
„che Soupees und Maisons petites, ohne Intri-
„gues du Coeur, kurz ein Volk bloß aufgeputzt nach
„dem etwas altmodischen Geschmack der Religion,
„soll ein fröliches einnehmendes Volk seyn, welches
„uns einladen könnte, an seinen Ergötzlichkeiten An-
„theil zu nehmen. In Wahrheit mein Herr Lob-
„redner wir reisen nicht nach ihrer Insel um uns
„a la Felsenburg zu divertiren. „

Der witzige Schmetterling der Freude, dem die-
se Apostrophe hier einfallen möchte, hat Recht. Er
möchte sich dort auch schrecklich ennüyiren. Dieser
Herr oder diese Dame mit dem verdorbenen Magen,
müßte sich zuvor an eine sehr strenge Diät gewöhnen,
um an den Vergnügungen eines christlichen Volks
Geschmack zu finden, und bey ihrer gewohnten Un-
enthaltsamkeit möchte dieß eine sehr schwere Sache
seyn. Aber jeder mäßige Mann, der sich den er-
sten Versuch nicht abschrecken läßt, wird sich gewiß
überzeugen, daß wenn die Vergnügungen dieses
Volks, auch anfangs nicht so anziehend seyn möch-
ten, als unsere gewöhnlichen, sie in der Folge desto
dauerhafter sind, und nie einen neuen Rausch der
Sinne nöthig haben, um nicht in Langeweile aus-
zuarten.

Ich füge noch einige einzelne Züge hinzu, welche
meine Insulaner vor allen andern Nationen chara-

cterisiren. Einer der vorzüglichsten ist unverbrüchliche Treue und Glauben, die sie bey allen ihren Handlungen beobachten. Aufrichtigkeit ist für sie ein Gesetz, welches sie nie übertreten. Bey jedem Vorfall des bürgerlichen Lebens kann man sich fest auf sie verlassen, und sie sind in allen Machiavellistischen Regeln der Verstellungskunst gänzlich unerfahren. „Eine Unvollkommenheit mehr wird der Politicker „ausrufen. Man sieht, daß diese Insulaner ehrliche „dumme Teufel sind, welche in dem allgemeinen „Völkerrecht weit weniger glänzen werden, als die „vereinigten Staaten von Amerika.„

Sollte dieß ehrliche aufrichtige Volk auch ja hierdurch in dem Auge eines jeden Europäischen Machiavells verlieren, so werden sie durch ihre ihnen ganz eigne Gedult im Leiden, und durch ihre ausgezeichnete Gleichgültigkeit gegen den Tod in dem Auge des wahren Weisen auserordentlich gewinnen. Ihre Seele kann durch das stärkste Leiden, welches der Mensch fühlen kann, erschüttert, aber nie ganz niedergedrückt werden; Zu dieser Festigkeit des Geistes wird der Knabe von Jugend auf gewöhnt, nicht zu stoischer Unempfindlichkeit, sondern zur stärksten Ueberzeugung, daß Leiden das Loos eines jeden Wanderers der Erde sey, und daß es eine weise Vorsicht des allgemeinen Vaters war, welche dieß alles so nützlich eingerichtet hat. Er darf also bey den unangenehmen Zufällen, die ihn treffen, nie murren und unzufrieden seyn. Er wird mit den traurigen Schicksalen des Lebens frühzeitig bekannt gemacht, indem ihm die Welt, die er bewohnt, nicht

nur

nur von ihrer lachenden und reitzenden, sondern auch von ihrer öden, mühseligen Seite gezeigt wird. Früh werden ihm die Gründe eingeprägt, mit welchen er sich wider den Gram, der ihn überfällt, vertheidigen kann, und er lernt das Elend des menschlichen Lebens noch eher kennen, als er es selbst fühlt.

Der unterscheidendste Characterzug, der sie von allen andern Völkern unterscheidet, ist ihre Gleichgültigkeit gegen den Tod und der unerschrockene Muth, mit welchem sie diesen fürchterlichen Feind sich nähern sehen. Dieser Gleichsinn gegen den Tod entsteht weder aus Geringschätzung des Lebens, noch aus unüberlegter Leichtsinnigkeit bey dem wichtigsten Schritt des Menschen. Er ist blos Folge der Erziehung und der festen tiefeingeprägten Ueberzeugung, daß die wahre Glückseligkeit eines zur Unsterblichkeit geschaffenen Geistes nicht eher ihren Anfang nehmen kann, als mit dem ersten Schritt, den dieser Geist in die unermeßlichen Gefilde der Ewigkeit thut, und daß, wenn er diesen Schritt sicher, ohne Furcht und ohne Verzweiflung thun will, er zu der Vereinigung mit der Geisterwelt, ja mit Gott selbst, zu welcher er erhoben werden soll, fähig seyn muß. Der Felsenburgische Bürger lernt daher von Kindheit auf den Tod nie als ein Unglück kennen. Er wird ihm nie als ein Grauenvolles Todtengerippe sondern als ein jugendlicher liebenswürdiger Freund geschildert, aus dessen wohlthätiger Hand er die süßesten Freuden empfängt. Er ist daher bey dem Verlust seines Vaters, seiner Geliebten, seines Freundes nie trostlos. Er weiß er ist nur kurze Zeit von

ihnen getrennt, und er opfert dasjenige, was er die Zeit seines übrigen irrdischen Lebens durch den Tod seiner Freunde verliehrt, gern dem Willen des liebreichen Vaters auf, der sie zu bessern Freuden abruft. Mit eben dieser heitern Mine scheidet der sterbende Vater von seinen geliebten Kindern, der sterbende Mann, von der zärtlichen Gattin. Sein Abschied ist kein anderer, als der Abschied eines Freundes, welchen sein Beruf zu einer Reise in ferne Lande nöthiget. Nicht ohne Wehmuth küßt er die um ihn stehenden Geliebten zum letztenmal, aber er fühlt auch zugleich die unaussprechliche Freude des künftigen Wiedersehens. So stirbt er ruhig und gern, wie jeder Christ sterben soll, nie von den Seinigen mit unvernünftigen Thränen beklagt, und stets begleitet von ihrem Dank, daß er die Leiden eines Sterblichen niemals weiter empfinden darf. O glückliches, unaussprechlich glückliches Volk, wo Jeder, vom Kind bis zum Greiß, jede Freude des Lebens unschuldsvoll genüßt, und dem Tod, der alle diese Freuden raubt, ohne Unzufriedenheit entgegen sieht. Mit Sehnsuchtsvollen thränenden Augen nehme ich Abschied von dir da es mir nicht vergönnt ist, die übrigen Augenblicke meines Lebens in deinem Schoße zu vollenden.

Beschluß.

Ich habe das Gemälde eines glücklichen Volks so getreu entworfen, als es mir möglich gewesen ist. Es fehlt viel, daß ich meinen Gegenstand erschöpft haben sollte. Seine Reize vermehren sich,

ie

je stärker man sie empfindet. Wenn ich nicht jeden Leser von der bürgerlichen Glückseligkeit meiner Insulaner überzeugt habe, so ist dieß bloß entweder eine Folge meiner Unfähigkeit, die Empfindungen, die ich selbst gefühlt habe, auf andere stark genug überzutragen, oder gänzlicher Mangel des Gefühls für Tugenden, die man nicht kennt, und nicht zu kennen begierig ist. Jeder warme Freund und Verehrer der Religion wird indessen mit mir fest überzeugt seyn, daß der Grad von sittlicher christlicher Vollkommenheit, den man bereits auf der Insel Felsenburg erreicht hat, auch für andere christliche Staaten nicht ganz unerreichbar wäre, wenn man Kräfte genug anwendete, sich ihm zu nähern. Er wird ferner mit mir vollkommen einverstanden seyn, daß, trotz aller scheinbaren Widersprüche der Afterpolitick ein ächt christlicher Staat, im Verhältniß mit andern Staaten, welche nach andern Grundsätzen regiert werden, nie ein lächerlicher, verachteter, unterdrückter, und vieler nützlicher Hülfsmittel beraubter Staat seyn würde. Aber warum beschloß ich denn meine übrigen Tage, nicht selbst in diesem glückseligen Lande, in welches ich mich einmal hineingeträumt hatte? Weil ich einmal nicht so glücklich seyn sollte, und unabänderliche Umstände mich in mein Vaterland zurück ruften.

Von dieser Zurückkunft muß ich zur Vollständigkeit der Geschichte noch einige Worte hinzusetzen. Der berühmte Capitain Cook landete auf seinen südlichen Entdeckungen mit den beyden Schiffen, Endeavour und Resolution an der Insel Kleinfel-

senburg. Er empfing nach einem erlittenen harten Sturm von den menschenfreundlichen Einwohnern der größern Insel allen möglichen Beystand, ohne daß es ihnen jedoch ihre gewöhnliche Vorsichtigkeit erlaubte, ihn mit der innerlichen Einrichtung ihres Staats bekannt zu machen. Ich nutzte diese Gelegenheit, mit dem einzigen Rußischen Gefährten, der mir von vieren während des fünfjährigen Aufenthaltes auf der Insel übrig geblieben war, nach Europa zurück zu kehren, nachdem ich zuvor von meinen edelmüthigen wohlthätigen Freunden die Erlaubniß erhalten hatte, von ihrer bürgerlichen Verfassung so viel bekannt zu machen, als ohne Nachtheil derselben geschehen könnte. Ich begleitete diesen großen Seefahrer und war gewissermaßen Zeuge seines Todes, den er vermeiden konnte, wenn er weniger unbiegsam in seinem einmal gefaßten Entschluß war. Meine freundlichen Reisegefährten, die Engelländer, setzten mich wohlbehalten, in einem der Kamtschadalischen Häfen unter Rußischer Bothmäßigkeit an das Land. Ich verfügte mich an den Ort meiner weitern Bestimmung, und hier erwarte ich mit Verlangen den ersten günstigen Augenblick, der es mir möglich macht, meine glückliche Insel wiederzusehen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler und Zusätze.

S. 11. Z. 28. lies: Tariti, statt: Otahiti
S. 16. = 15. = könnte = könnten
S. 18. = 21. = von = in
S. 28. = 25. fehlen nach Sitten, die Worte: die erste
S. 50. = 30. lies: allgemeine Casse der Brüdergemeinde, statt: sogenannte Heylandscasse
S. 55. = 20. mangeln nach: Ausdruck, die Worte: bestimmten Schulen
S. 74. = 9. lies: wurden, statt: murde
S. 101. = 25. = Was ist aber alle statt: Was ist alle ꝛc.
S. 122. = 24. ist nach den Worten: ganz aufzuheben ein *) zu setzen, dann folgt als Note:

*) Die Reforme, die zu unsern Zeiten ein großer Fürst in seinen Staaten in diesem Stücke unternommen hat, ist bekannt. Albert Julius hatte also schon vor dieser Zeit den ähnlichen Gedanken. Man sieht aber aus den Maasregeln, die er wählte, ihn auszuführen, daß er ein weit gekünstelteres und nicht so einfaches Mittel, ihn auszuführen, ergriff, als dieser große Regent.

S. 130. Z. 10. lies: erlittener statt: erlittenen
S. 135. = 9. = Hermandad = Hermandes
S. 136. = 31. = für = vor
S. 153. = 26. = Mango Capacs statt: Mango Tepacs
S. 159. = 7. = zuvorkommende st. vorkommende
S. 179. = 12. = vielleicht nie Gelegenheit, statt: vielleicht Gelegenheit
S. 193. = 15. = Perser statt: Persen
S. 200. = 26. = Vistnou = Vistmou
S. 201. = 6. = seydt = sey.
S. 289. = 1. = anderes = ander
S. 314. = 2. = müssen = mögen.
S. 367. = 29. = finden = findet.
S. 370. = 20. = Verlust = Velrust.
S. 372. = 9. = belustigen = belästigen.
S. 375. = 6. = würde = würden.
S. 408. = 12. = Wo vornehmlich = Vornehmlich.

Hut.

XXX VII,86

X.86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfeil, Johann Gottlob Benjamin,

Die glückliche Insel oder Beytrag zu des Capitain Cooks neuesten Entdeckungen in der Südsee aus dem verlohrnen Tagebuch eines Reisenden

Leipzig 1781

P.o.germ. 1067 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116197-5
VD18 11078758